







AUF DEM
WEITEN FELD
FOTO-ESSAY
LUKAS
HÖHLER

Stadtbildprägende und identitätsstiftende Bauten der Bildung in den Städten des Ruhrgebiets sind das Thema des Bandes »Bildung@Stadt_Bauten_Ruhr«. Es ist der nun dritte Band des Verbundforschungsprojekts »Stadt Bauten Ruhr«, das sich zuvor bereits mit den Kulturbauten (unter dem Titel »Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr«) und den Sakralbauten (unter dem Titel »Religion@Stadt_Bauten_Ruhr«) beschäftigt hat.

Auch wenn sich langsam ein Imagewandel des Ruhrgebiets hin zur »Wissensmetropole Ruhr« durchzusetzen beginnt, so ist es doch noch immer für viele in der Innen- wie in der Außensicht überraschend, wie zahlreich, vielfältig und engagiert gerade in der Zeit der Großstadtwerdung während der Industrialisierung sowie in der Nachkriegszeit Bauten für Bildung errichtet wurden, die die Städte des Ruhrgebiets oft bis heute prägen. Es gibt wohl keine Bauaufgabe, die so gesellschaftsrelevant und potentiell gemeinschaftsbildend ist wie die der Bildungsbauten. In den Nachkriegsjahren wurden Fragen nach dem Bauen in einer und für eine Demokratie daher gerade an diesen Bauten verhandelt. Es beginnt mit den Schulen, die von allen Kindern und Jugendlichen besucht werden – ohne Ausnahme und ohne Unterscheidung von Herkunft, Schicht, Religion oder kultureller Diversität. Und es setzt sich fort in den verschiedenen Institutionen der Bildung im Erwachsenenalter von den Volkshochschulen über Universitäten und Fachhochschulen bis zu verschiedenen verbandlichen und privaten Bildungsinstitutionen. Auch unsere drei Institutionen – die Technische Universität Dortmund, das Baukunstarchiv NRW in Dortmund und das Museum Folkwang in Essen – tragen den Bildungsauftrag in sich. Sie tun dies mit unterschiedlicher Ausrichtung und auf verschiedene Weise, was gerade zur kreativen Bereicherung in der Kooperation beiträgt. Seit 2018 arbeiten die drei Projektpartner unterstützt durch eine umfangreiche Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung zusammen und verknüpfen dabei Fragestellung und Methoden sowie Publikations- und

Veranstaltungsformate der universitären Forschung und Lehre sowie der Archiv- und Museumsarbeit.

Dabei stehen auch die drei Institutionen mit ihren Standorten in Dortmund und Essen sowie den Biographien ihrer jeweiligen Stadtbauten für die Bedeutung des Themas ein. Wenn daher Universität, Archiv und Museum ihre verschiedenen Perspektiven auf die materielle Überlieferung der Architektur- und Stadtbaugeschichte des Ruhrgebiets zusammenführen und deren Objekte gemeinsam befragen und erforschen, unternehmen sie damit zugleich auch eine Reflexion über ihre eigene architektonische und städtebauliche Situation im Gefüge der Metropolregion Ruhr und in ihren Stadtgesellschaften.

Die gemeinsame Beschäftigung mit den im Baukunstarchiv NRW bewahrten Beständen führt nicht nur zu neuen Methoden und Erkenntnissen, sie lässt zudem auch neue Arbeitsbeziehungen und Möglichkeiten der Verständigung entstehen. Der dokumentarische Wert der Objekte, ihre sinnlichen und ästhetischen Qualitäten sowie ihr erzählerisches Potential für die Vermittlung von Architektur- und Stadtbaugeschichte(n) sind dabei nicht nur von historiographischem Interesse, sondern tragen ebenfalls zu einem neuen Verstehen der Städte im Ruhrgebiet und zu neuen Perspektiven für eine zukünftige Entwicklung bei.

In der Verbindung von Forschung, Lehre und Teilhabe sind in diesem Projekt bereits verschiedene Veranstaltungsformate und Formen der Veröffentlichung konzipiert und realisiert worden: Lehrveranstaltungen, Workshops, Begehungen und Stadtführungen, Archiv- und Museumsbesuche, Ausstellungen, Publikationen und ein Audioguide. Wir freuen uns, dass nun weitere Ergebnisse aus diesem Forschungs- und Vermittlungsprojekt öffentlich gemacht werden. Der Erfolg der Zusammenarbeit zeigt sich auch in der Verlängerung der Förderung durch das BMBF, die nun – gemeinsam mit Förderungen durch den Regionalverband Ruhr und die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung – den Aufbau

einer digitalen und damit bleibenden und über die Websites aller drei Institutionen zugänglichen Ausstellung zum Thema »Stadt Bauten Ruhr« ausgehend von Objekten in der Sammlung des Baukunstarchivs NRW ermöglicht.

Wir danken Dr. Hans-Jürgen Lehtreck (Künstlerischer Koordinator und Stellvertretender Direktor des Museums Folkwang), Professor Dr. Wolfgang Sonne (Professur für Geschichte und Theorie der Architektur an der Technischen Universität Dortmund sowie wissenschaftlicher Leiter des Baukunstarchivs NRW) und Professorin Dr. Barbara Welzel (Professur für Kunstgeschichte und Kulturelle Bildung sowie Wissenschaftliche Leiterin des Campus Stadt der Technischen Universität Dortmund im Dortmunder U), die das Projekt gemeinsam entwickelt haben und leiten. Vier junge Wissenschaftler:innen bearbeiten in den drei beteiligten Institutionen zusammen und im engen Austausch die Stadtbauten: Dr. Anna Kloke, Dr. Christin Ruppio, Sonja Pizonka, M.A., und Dipl.-Ing. Christos Stremmenos. Ihnen sei sehr herzlich gedankt. Ebenso gilt unser Dank Dipl.-Ing. Regina Wittmann, der Archivleiterin des Baukunstarchivs NRW. Nicht zuletzt danken wir Lukas Höhler, der mit einem Foto-Essay auch dieses Buch bereichert hat, sowie Detlef Podehl für seine Fotokampagne zu den Bildungsbauten in den Stadträumen des Ruhrgebiets.

Die drei Publikationen des Projekts bieten ein beeindruckendes Kompendium der »Stadt Bauten Ruhr«, erschließen wichtige Ressourcen und leisten so einen Beitrag für die Debatten um die Zukunftsgestaltung des Ruhrgebiets.

Prof. Dr. Manfred Bayer, Rektor der Technischen Universität Dortmund

Ernst Uhing, Präsident der Architektenkammer NRW und Vorsitzender der Gesellschafter des Baukunstarchivs NRW

Prof. Peter Gorschlüter, Direktor Museum Folkwang

VORWORT



Baukunstarchiv NRW, Dortmund.
Fotografie: Detlef Podehl, 2020.



Museum Folkwang, Essen.
Fotografie: Detlef Podehl,
2020.



Technische Universität
Dortmund. Fotografie:
Detlef Podehl, 2018.

Nicht nur das Reisen bildet, auch Räume bilden. In der COVID19-Pandemie ist auf schmerzhaft Weise deutlich geworden, dass Bildungswege – ebenso wie Bildungsreisen – Ankunftsorte brauchen, zu denen sie im Wortsinn hinführen. Auch aus diesem Grund haben die politischen und gesellschaftlichen Debatten der vergangenen zwei Jahre den Blick auf die Orte, an denen Bildung angeboten und vermittelt wird, nachdrücklich verändert. Schulen, Bibliotheken, Hochschulen und Universitäten sind mehr als Wissensspeicher und Bauten für die Wissensproduktion und -weitergabe. Zusammen mit Rathäusern, Kultur- und Sakralbauten gehören diese Gebäude zu denjenigen Stadtbauten, die Menschen dazu anstiften, zusammenzukommen und sich als Mitglieder einer Stadtgesellschaft zu erleben.

Wie die beiden Bücher »Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr« und »Religion@Stadt_Bauten_Ruhr« ist auch diese Publikation im Rahmen des durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsprojekts »Stadt Bauten Ruhr« entstanden, das die Technische Universität Dortmund, das Baukunstarchiv NRW und das Museum Folkwang seit 2018 gemeinsam durchführen. Ausgangspunkt sind erneut die Bestände des Baukunstarchivs NRW, aus denen dieses Mal unterschiedliche Überlieferungen zu exemplarischen Bildungsbauten ausgewählt und näher vorgestellt werden. Diese »Miniaturen« werden von Essays und einem Interview ergänzt, die thematisch daran anschließen und übergreifende Aspekte von Bildungsbauten sowie die Bildungslandschaft Ruhrgebiet insgesamt in den Blick nehmen. Um die zunehmende fachliche Vernetzung des Projekts nachvollziehbar zu machen, haben wir die vorliegende Publikation über das Projektteam mit Anna Kloke, Sonja Pizonka, Christin Ruppio und Christos Stremmenos hinaus erneut für weitere Autor:innen geöffnet. Alexandra Apfelbaum, Stefan Berger, Sonja Hnilica, Michael Imberg, Markus Jager, Judith Klein, Gudrun M. König, Joachim Kreische und Michael Schwarz danken wir sehr herzlich für ihre kenntnisreichen und erhellenden Beiträge.

Die drei Bände zu „Stadt_Bauten_Ruhr“ verbindet eine gemeinsame Fragestellung. Auf welche Weise waren und sind städtische Bauaufgaben und Gebäude in der Region von den Stadtgesellschaften als Identifikationsangebote genutzt worden, um sich über ihr Selbstverständnis und ihre Vorstellungen von städtischer Vergemeinschaftung auszutauschen und abzustimmen? Bildungsbauten, an denen geforscht, gelehrt und vermittelt wird, kommt dabei eine besondere Rolle zu, weil sie gleichermaßen Ort und Gegenstand dieser gesellschaftlichen Debatten sowie der darauf reagierenden wissenschaftlichen Diskurse sein können – und wollen! Von Anfang an hat sich das Projekt „Stadt Bauten Ruhr“ nicht auf eine historische Perspektive beschränkt. Die Arbeit mit dem Archiv zielte vielmehr darauf ab, für die untersuchten Stadtbauten sowie die von ihnen repräsentierten städtischen Bauaufgaben heute vergessene oder kaum noch erinnerte Zuschreibungen und Potenziale in Erinnerung zu bringen und zur Diskussion zu stellen. Zugleich reichen die Biographien dieser Gebäude in unsere Gegenwart hinein und entfalten hier weiter eine städtebauliche Wirkung. In gewisser Weise gilt das sogar für jene Stadtbauten, über die inzwischen nur noch Zeitzeugen und Archivbestände Auskunft geben können, weil sie in den vergangenen Jahren abgerissen wurden. Indem die archivische Forschung neue Perspektiven auf vermeintlich bekannte und vordergründig alltägliche Architekturen der Ruhrgebietsstädte und ihre städtebaulichen Geschichte(n) eröffnet, hat sie im Projektverlauf noch an Aktualität gewonnen, etwa im Zusammenhang mit Fragen des Denkmalschutzes oder der zukünftigen Entwicklung der Innenstädte des Ruhrgebiets.

Wir freuen uns, dass mit diesem Band die Arbeit am Bild der Ruhrgebietsstädte ebenfalls fortgesetzt werden konnte. Mit seinem Foto-Essay über den Bau der Technischen Universität Dortmund an der Emil-Figge-Straße 50, der in diesem Jahr sein 50-jähriges Jubiläum feiert, eröffnet Lucas Höhler die Publikation. Detlef

Podehl hat wieder die in dieser Publikation vorgestellten Stadtbauten fotografiert; seine Aufnahmen treten dabei in einen visuellen Dialog mit dem historischen Plan- und Bildmaterial.

Unser Dank gilt unseren drei Institutionen für die jahrelange verlässliche Unterstützung sowie dem Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), das das Projekt im Rahmen des Förderprogramms „Sprache der Objekte – Materielle Kultur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen“ fördert. Namentlich danken wir herzlich Hendrik Cremans, Kerstin Lutteropp und Christopher Wertz, die beim Projektträger, dem Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR), stets hilfreich unterstützend wirken.

Die Arbeit im Baukunstarchiv NRW wäre ohne die stete Unterstützung vieler Beteiligten nicht möglich gewesen. Zu nennen sind insbesondere Regina Wittmann als Archivleiterin und Dagmar Spielmann als Archivmitarbeiterin. Für die organisatorische Unterstützung danken wir dem Geschäftsführer des Baukunstarchivs Markus Lehrmann und seiner Assistentin Ulrike Breuckmann, der Organisatorin Julia Neuhaus und dem Hausteam Marcus Coenen, Kerstin Harnisch und Friedhelm Zawatzky-Stromberg.

Last not least gilt unser Dank allen Studierenden, die sich in den vergangenen Semestern an den Veranstaltungen beteiligt und zu den Fragestellungen und Projektergebnissen beigetragen haben. Dem Kettler Verlag danken wir für die gewohnt professionelle und zugewandte Begleitung; unser Dank gilt namentlich Matthias Koddenberg und Annette Jeschke. Mit großem Verständnis und kreativer Energie hat sich die Buchgestalterin Judith Anna Rüter auf unser Projekt eingelassen und dem Buch seine Form gegeben. Dafür danken wir sehr herzlich.

Hans-Jürgen Lehtreck,
Wolfgang Sonne,
Barbara Welzel

INHALTS- VERZEICHNIS

Grußwort
14–17

Vorwort
Hans-Jürgen Lehtreck,
Wolfgang Sonne,
Barbara Welzel
18–21

Impressum
416

MINIATUREN

Licht im Dunkeln
Das Aloysianum von Josef Franke in Gelsenkirchen
Anna Kloke
68–85

Heim der offenen Tür
Heinz Buchmann, ND-Jugendzentrum, Dinslaken
Sonja Pizonka
86–99

Ein Ort der (Schul-)Gesellschaft
Die revitalisierte Geschwister-Scholl-Schule in Lünen
Michael Schwarz
130–153

Das Hochschul-Bausystem »NRW 75«
Auf der Suche nach der Standardlösung
Sonja Hnilica
154–169

Stadtbaustein in der Campus-Landschaft
Das IBZ der TU Dortmund
Wolfgang Sonne
184–199

Ein halbes Jahrhundert später
EF 50: Place in Transition
Barbara Welzel
200–213

Baustein mit System
Die Pädagogische Hochschule in Dortmund von Bruno Lambart
Alexandra Apfelbaum
214–231

Universität als Kontinuum
Wettbewerbsbeitrag Ruhr-Universität Bochum von Eckhard Schulze-Fielitz
Christin Ruppio
232–243

Zwischen Plätzen
Das Haus der Bibliotheken in Dortmund
Christin Ruppio,
Christos Stremmenos
262–277

Bibliothek für alle
Die Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum von Bruno Lambart
Judith Klein,
Christin Ruppio
294–307

Ausdruck des Kulturwillens einer großen Stadt?
Das Haus der Erwachsenenbildung in Essen
Anna Kloke
308–323

Haus der Kultur
Harald Deilmann, Bildungszentrum Gelsenkirchen
Sonja Pizonka
342–357

ESSAYS

Auf dem weiten Feld
Foto-Essay
Lukas Höhler
1–13

Stadt Bauten Bildung
Teilhabe, Vielstimmigkeit und Points of Presence
Barbara Welzel
24–43

Strukturwandel und Bildung
Die Herausbildung eines Wissensregimes im Ruhrgebiet
Stefan Berger
44–67

Formationen der Moderne
Das Haus der jüdischen Jugend von Erich Mendelsohn in Essen und sein Kontext
Christos Stremmenos
100–129

Die Universitäten im Ruhrgebiet
Hochschulbau zwischen Reform- und Massenuniversität
Sonja Hnilica,
Markus Jäger
170–183

Orte in Bildungsräumen
Bibliotheken an der Ruhr
Joachim Kreische
244–261

»Verschwindend?«
Ein kollaboratives Lehrprojekt zur unsichtbaren Stadt
Christin Ruppio
278–293

Nur noch im Archiv und jetzt auch en miniature
Die Architektur der »Neustadt«
Anna Kloke
324–341

»Ich darf einen Bildungsbau nicht als Zweckbau verstehen«
Interview
Michael Imberg,
Direktor der VHS Essen,
im Gespräch mit
Hans-Jürgen Lehtreck
358–371

Aktionszentrum, Spielwiese, Experimentierfeld
Ideen für das Museumszentrum Essen
Sonja Pizonka
372–391

Der Schatten der Dinge
Fragen an die Analyse materieller Kultur
Gudrun M. König
392–415

STADT
BAUTEN
BILDUNG
TEILHABE,
VIELSTIMMIGKEIT
UND POINTS OF
PRESENCE
BARBARA
WELZEL

1



»DENKwerkstatt«-Screening im Raum der Stadt.
Fotografie: Judith Klein, 2020.

2



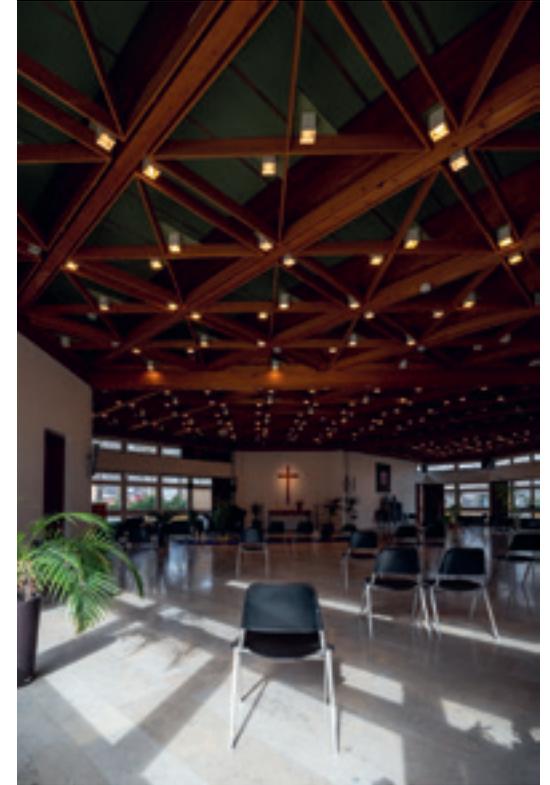
Turm von St. Reinoldi Dortmund über den Dächern der Stadt.
Fotografie: Lukas Höhler, 2021.

3



Nicolaikirche Dortmund bei Nacht.
Fotografie: Lukas Höhler, 2021.

4



Gemeindezentrum Dortmund-Scharnhorst.
Fotografie: Lukas Höhler, 2021.



5

Blick durch eine Straßenschlucht
auf das Dortmunder U.
Fotografie: Lukas Höhler, 2020.



6

Dortmunder U von der
Treibstraße aus aufgenommen.
Fotografie: Lukas Höhler, 2020.

7



Ausstellungsansicht »UmBAUkultur«, Campus Stadt im Dortmunder U.
Fotografie: Niklas Gliesmann, 2021.

8



Ausstellungsansicht »Und so etwas steht in Gelsenkirchen...«,
Museum Folkwang Essen. Fotografie: Detlef Podehl, 2020.

9



Ausstellungsansicht
»Keith Haring«, Museum
Folkwang Essen.
Fotografie:
Museum Folkwang/
Sebastian Drüen, 2021.
© Keith Haring Foundation.

10

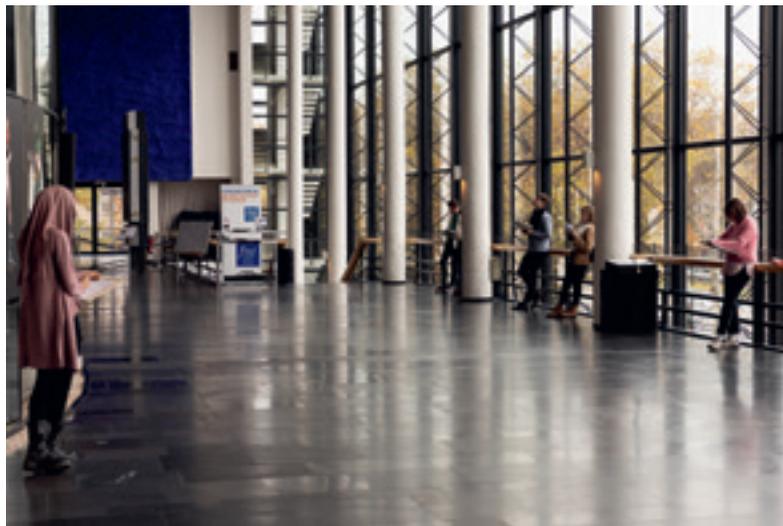


Ausstellungsansicht
»Vor der Kunst
die Architektur.
Ernst Ludwig
Kirchner«,
Baukunstarchiv
NRW.
Fotografie: Detlef
Podehl, 2021.



11

Studierende forschen im
Baukunstarchiv.
Fotografie: Judith Klein, 2019.



12

Studierende erkunden das
Musiktheater im Revier in
Gelsenkirchen. Fotografie:
Judith Klein, 2019.

»Jeder Mensch [hat], allein oder als Teil einer
Gemeinschaft, das Recht [...], am Kulturerbe
teilzuhaben und zu seiner Bereicherung
beizutragen.«¹ Konvention von Faro

Während der Laufzeit der Ausstellung »Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr. ›Und so etwas steht in Gelsenkirchen...‹« 2020 im Museum Folkwang Essen² bestand über mehrere Wochen hinweg eine bemerkenswerte Nachbarschaft zu der Ausstellung »Keith Haring«.³ Die erste Präsentation aus dem mehrjährigen Forschungs- und Kooperationsprojekt »Stadt Bauten Ruhr« lud in ein »Labor« der Stadterkundung ein, in dem Planschränke, Pläne, Modelle und weitere, das Hantieren und Untersuchen evozierende Objekte aus dem Baukunstarchiv NRW mit Fotografien von Bauten im Ruhrgebiet in Dialog gesetzt wurden (Abb. 8). Die Ausstellung »Keith Haring« war einem Stadt-Künstler gewidmet, der mit seiner Street Art die Stadt – namentlich New York – als Raum der Bilder und aktivistisch als Ort der Einschreibungen in Anspruch nahm und wohl für immer veränderte (Abb. 9). Kaum besser als durch diese Nachbarschaft hätte deutlich werden können, wie sehr das Museum ein Verhandlungsort von Stadt sein kann: eine Begegnungszone, in der Gestaltung, Überlieferung und subversive Aneignung aufeinandertreffen, einander befragen und kommentieren. Die bis heute in der Begegnung mit den Werken von Keith Haring – selbst in der Museumsausstellung und in der Buchpublikation – erlebbare Energie und Intensität dieser »Kunst für alle« (Keith Haring: »Art is for Everyone«), die die Straße zum Studio gemacht hatte, lässt gleichermaßen die 1980er Jahre präsent werden, wie sie Stadt als Möglichkeitsraum evoziert.⁴ Die museale Präsentation wiederum schuf jenen »Denkraum der Besonnenheit«, um eine Formulierung Aby Warburgs, des methodischen Nachbarschaftsmagiers, zu adaptieren,⁵ für Debatten, für die zivilgesellschaftliche

34 Selbstverständigung, die historische Erinnerung und die Begegnung mit Nicht-Eingelöstem.

Das Baukunstarchiv NRW präsentierte in diesen Wochen des Jahres 2020 mit der Ausstellung »Ernst Ludwig Kirchner. Vor der Kunst die Architektur«⁶ einen Künstler jener Epoche, der sowohl der Folkwangimpuls in Hagen wie das Museum Folkwang Essen ihre Visionen und Entstehung verdanken (Abb. 10). Zugleich wurde der Ort Ostwall 7, das heutige Baukunstarchiv und ehemalige Museum am Ostwall,⁷ in besonderer Weise aktiviert: Für dieses Haus waren nach dem Zweiten Weltkrieg Werke von Ernst Ludwig Kirchner erworben worden. Vor allem hatte das Dortmunder Museum dieser Kunst wichtige Ausstellungen gewidmet, so dass sich ein Erzählstrang der Biographie des Hauses entlang dieser Präsentationen entwickeln lässt: »Diese Biografie ist ein Stück Stadtgeschichte, zeugt aber auch von den Bemühungen der jungen Dortmunder Nachkriegsgesellschaft, sich von der kulturellen Doktrin des Nationalsozialismus und der Tradition der alten Industriestadt zu lösen und der Kunst einen neuen Raum zu geben.«⁸

Als ein Satellit des Projekts »Stadt Bauten Ruhr« wurde im Dortmunder U auf dem Campus Stadt der Technischen Universität Dortmund in den gleichen Wochen die Ausstellung »UmBAUKultur – Gerber Architekten und die Transformation des Dortmunder U« präsentiert (Abb. 7).⁹ Ausgestellt waren Modelle und Materialien für die Transformation des Industriebaus in das »Zentrum für Kunst und Kreativität«. Die Reflexion über die Planungen und Ideen für den Bau traten in unmittelbare Nachbarschaft mit dem Bauwerk selbst, traten im Wortsinn von innen heraus in den Dialog, machten die Biographie des Hauses zum Thema und eröffneten einen Denk- und Erfahrungsraum. Auch die Ausstellung im Museum Folkwang thematisierte als eines der Fallbeispiele dessen eigene Bauten und lenkte den Blick ausgehend von den Exponaten auf das Gebäude selbst.¹⁰

35 Eingewoben in das Projekt »Stadt Bauten Ruhr« ist nicht nur die Fotokampagne von Detlef Podehl zur Erfassung der bearbeiteten Bauten in ihrem heutigen Zustand und in ihrer heutigen städtischen Kontextualisierung,¹¹ sondern auch ein künstlerisches Fotoprojekt. Lukas Höhler hat für die drei thematischen Perspektiven – Kultur, Religion, Bildung – je einen Foto-Essay gestaltet. Der erste dieser Essays widmete sich unter dem Titel »Ein Haus in der Straßenlandschaft« dem Dortmunder U und teilte in Bildern vom U auf die Stadt und aus der Stadt auf das U sprechende Ansichten, die absichtsvoll auf jede Anmutung von »Postkartenauthentizität«¹² verzichten (Abb. 5, 6).¹³ Vielmehr werden Bilder der städtischen Verortung, zu unterschiedlichen Tageszeiten und in verschiedenen Beleuchtungssituationen, der Wahrnehmung aus der Stadt heraus und der Blicke von der Landmarke, dem Aussichtspunkt im Sinne Walter Benjamins, in die Stadt und über die Stadt hinweg in die Ferne formuliert: starke Bilder, die die ikonischen Postkartenbilder gänzlich umgehen. Diese Fotos waren Teil der Ausstellung »UmBAUKultur« und eröffneten hier ein Spiegelkabinett mit dem Bauwerk selbst, den Fensterausblicken von der Hochschuletage in die umgebende Stadt sowie den Modellen und Plänen der Transformation. Für das Thema »Religion@Stadt_Bauten_Ruhr« spannt Lukas Höhler einen Bild-Dialog »Zwischen Himmel und Stadt« auf.¹⁴ Drei Orte der Stadt Dortmund werden »Aussichtspunkte«: die Stadtkirche St. Reinoldi, die auf das Mittelalter zurückreichende und nach dem Zweiten Weltkrieg programmatisch wieder aufgebaute städtische Hauptkirche Dortmunds;¹⁵ die Nikolai-Kirche, die erste Sichtbetonkirche Deutschlands für die Stadterweiterung der Industriestadt (1930 eingeweiht), die nach dem Zweiten Weltkrieg wie auch die Reinoldikirche von Herwarth Schulte wieder hergestellt wurde;¹⁶ schließlich das Gemeindezentrum in Dortmund Scharnhorst, das für die veränderte Stadt der Jahre um 1970 konzipiert wurde (Abb. 2–4).¹⁷

36 »Stadt Bauten Bildung« – so die insbesondere an der Konvention von Faro des Europarats orientierte Utopie des Projekts, die sich zugleich in die Utopien des Folkwangimpulses¹⁸ und des ebenso vielfältigen wie vitalen Aufbruchs der Nachkriegsmoderne einschreibt – vernetzt Diskurse und Institutionen, bringt StadtBauten und Debatten um das »Recht auf Stadt«¹⁹ miteinander ins Gespräch, schafft Durchbrüche und Begegnungszonen zwischen Expertenwissen und zivilgesellschaftlichem Aktivismus, zwischen etablierten Kulturorten und der »Stadt als Medium der Selbstverwirklichung«.²⁰ In wechselseitig bereichernden Austausch treten auch Alltagswahrnehmung und eine durch künstlerische Projekte angestiftete Sichtweise, die sich vom zielgerichteten und identifizierenden Schauen zu lösen vermag, um den Eigensinn sowohl der architektonischen und städtebaulichen Formgebungen wie der künstlerischen Bildfindungen zu entdecken. Schon die »StadtSPÄHER im Lock-down« hatten während des ersten Corona-Semesters, dem »ortlosen« Sommersemester 2020, die Videos der als Agora eingerichteten »Dortmunder Denkwerkstatt Kunstwissenschaft« nicht nur miteinander geteilt, sondern in den Außenraum der Stadt zurückgegeben und eingetragen (Abb. 1).²¹

In den Kontaktzonen zwischen Forschung und Bildung treffen diskursive Koordinaten auf normative Rahmungen. Aufgeworfen werden die Spannungen des »empirical-normative divide«, wie sie insbesondere die Politikwissenschaften und Demokratietheorie prägen. Fragen der kulturellen Teilhabe sind spätestens seit der »Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte« als gleichermaßen normativer wie ethischer Horizont aufgespannt. In Artikel 27 heißt es: »Jeder hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben.«²² Dieser Passus erlaubt die einfache Gegenüberstellung von Erforschung von Kultur in einer wissenschaftlichen Eigenlogik auf der einen Seite, Vermittlung und Teilhabe an Kultur

auf der anderen Seite allerdings nicht. Vielmehr wird auch die Teilhabe an den wissenschaftlichen Errungenschaften gefordert. Zumindest Wissenschaftskommunikation nicht allein der Natur- und Ingenieurwissenschaften, sondern auch der Kunst- und Kulturwissenschaften (und auch der Lebens- und Sozialwissenschaften) ist gemeint. Zu fragen ist jedoch zunehmend, ob Teilhabe mit der Mitteilung von Ergebnissen abgegolten ist – oder ob nicht doch das Aufzeigen von Methoden und Forschungsprozessen sowie das Hineinschauen-Lassen in das Verfertigen der Erkenntnisse ebenso von Bedeutung sind.

Im Jahr 2005 wurde die Konvention von Faro des Europa-Rats verabschiedet, die seither – nicht allein in jenen Ländern, die sie (anders als die Bundesrepublik Deutschland) bisher ratifiziert haben – die Diskussion um Kulturelle Teilhabe maßgeblich bestimmt und die Kulturerbebildung verstärkt auf die Agenda setzt.²³ 2018 prägte sie den Rahmen für das Europäische Kulturerbejahr (ECHY). In der Faro-Konvention wird kodifiziert, dass das Recht auf kulturelle Teilhabe das Recht auf Teilhabe am kulturellen Erbe einschließt. Zugleich wird – aufbauend auf dem Europäischen Kulturabkommen von 1954, das dem friedlichen Zusammenleben im neuformierten Europa nach dem Zweiten Weltkrieg auch und gerade für die Kultur einen Horizont schrieb²⁴ – der Diversität der Gesellschaften des 21. Jahrhunderts und einhergehend der Vielstimmigkeit gleichermaßen des kulturellen Erbes wie des Partizipierens am kulturellen Erbe Rechnung getragen.²⁵ Zwei Passagen seien wörtlich zitiert: In Artikel 5 ist die Verpflichtung formuliert, »das Kulturerbe in Wert zu setzen durch seine Identifizierung, sein Studium, seine Interpretation, seinen Schutz, seine Erhaltung und seine Darstellung«, und in Artikel 7, »zum Nachdenken zu ermutigen über Ethik und Methoden der Darstellung des Kulturerbes und zur Achtung der Vielfalt seiner Auslegungen«.²⁶ Die gesamte Konvention durchzieht das Anliegen, unterschiedliche Zugänge zu ein und demselben Erbe, das friedliche Miteinander verschiedener Erbegemeinschaften mit

38 ihren unterschiedlichen Erbschaften sowie den wechselseitige Respekt und Zugang zu Teilhabe herzustellen, wertzuschätzen und zu sichern. Explizit genannt ist der Dialog zwischen den Generationen und das Integrieren in Bildungsprozesse.

Die wissenschaftliche Disziplin der Kunstgeschichte – eine der Sachwalterinnen der kulturellen Überlieferung – ist gut beraten, von ihren Objekten auszugehen, wenn sie eine Akteurin in dem vielgestaltigen Netzwerk der Inwertsetzung des kulturellen Erbes und der Kulturerbebildung sein möchte.²⁷ An diese Objekte lassen sich unterschiedliche Fragen und verschiedene Deutungen herantragen. Die kunstwissenschaftliche Forschung ist einer der möglichen Zugänge; jugendkulturelle Aneignungen und Perspektiven stehen gleichberechtigt und für eine breitgefächerte Verankerung in der Gesellschaft wohl notwendig daneben.²⁸ Die Projekte universitärer Lehre im Projekt »Stadt Bauten Ruhr« (#Essay Verschwindend?)²⁹ sind daher nicht nur Outreach, sondern auch ein Labor, aus dem Impulse für die weitere Erschließung der Überlieferung gegeben werden (Abb. 11, 12). Bildung als wechselseitiges Gespräch zwischen den Generationen; Forschung im Modus der Zeitgenossenschaft. Künstlerische Projekte – zu nennen im vorliegenden Kontext von »Bildung@Stadt_Bauten_Ruhr« der Foto-Essay »Auf dem weiten Feld« (#Foto-Essay) und das vorgestellte Projekt »Neustadt« (#Essay Architektur der »Neustadt«) sowie die Umorientierung des Hochschulbaus Emil-Figge Straße 50 (#Miniatur Pädagogische Hochschule Dortmund) durch das MURAL EF50 (#Miniatur Place in Transition) – bringen eigenwillige Perspektiven der Gegenwart in den Austausch ein; die kunstwissenschaftliche Erschließung historischer Positionen wie derjenigen von Ernst Ludwig Kirchner und Keith Haring sowie Ausstellungen als Medien der Veröffentlichung und Öffentlichkeit sind unverzichtbare Bausteine, ebenso Buchpublikationen oder Audioguides.³⁰ Immer wieder gilt es in solchen Projekten, nicht nur verschiedene Zielgruppen zu adressieren, sondern verschiedene Perspektiven und Akteursgruppen auftreten

39 zu lassen. Stichworte sind gemeinhin »Gehör finden« und »Sichtbarkeit«. Zu ergänzen ist ganz notwendig: Zuhören, anderen Sichtweisen mit Neugier begegnen, sie als Bereicherung empfinden. Vielstimmigkeit und Mehrsprachigkeit sind Schlüsselbegriffe. Die Debatten insbesondere der Sprachwissenschaften,³¹ der Literatur und ihrer Übersetzungen³² und einmal mehr künstlerischer Projekte – zu nennen ist etwa die »Library of Exile« von Edmund de Waal³³ – können den Horizont auch für den Umgang mit Kulturellem Erbe und konkret für die »Stadt Bauten Ruhr« weiten. Das Motto »Sharing Heritage«, das für das Kulturerbejahr 2018 gewählt wurde, lenkt den Blick auf die Bedeutung, die für Bildung und Vermittlung gerade solche Choreografien entfalten können, die das gemeinsame Erkunden von kulturellem Erbe gestalten und erfahrbar machen.³⁴

Objekte sind »points of presence«. Dieser, aus der Informatik entlehnte, Begriff bezeichnet Knotenpunkte, an denen verschiedene Kommunikationssysteme miteinander verschaltet werden.³⁵ Das ist im Sinne der Konvention von Faro folgerichtig. Für die Kunstgeschichte steht, will sie sich verschalten in diesen »points of presence«, eine paradigmatische Entscheidung an. Ein Narrativ, das ein Objekt vorrangig auf seine Entstehungszeit reduziert, ist kaum anschlussfähig für Anknüpfungen der Gegenwart. Dem kann das Konzept der »Objektbiografie« entgegengesetzt werden, das nach der Biografie eines Objekts durch die Zeitläufte bis in die Gegenwart fragt.³⁶ Zugleich schreibt sich eine objektbasierte Kunstgeschichte, wie sie auch im Projekt »Stadt Bauten Ruhr« die Bestände des Baukunstarchivs NRW mit Bauten in der Metropole Ruhr spiegelt, in die Analyse materieller Kultur ein und gewinnt deren Methodendiskussionen als Referenzrahmen hinzu (#Essay Der Schatten der Dinge). Gerechtfertigt ist dieser starke Status der Objekte durch ihr empirisches Gewicht, das mit einem Vetorecht bei der Hypothesenbildung sowie bei der Einbindung in die diversen Narrative und Fragestellungen ausgestattet ist.³⁷

Das Konzept der »points of presence« setzt auf Komplexität. Gerade deshalb zeigt es Kulturelles Erbe für viele Anschlussmöglichkeiten offen. Eines der Kommunikationssysteme, die sich einschalten können, heißt Bildung. Im »Kulturerbe und Wissen« überschriebenen Artikel 13 der Konvention von Faro wird als Forderung formuliert: »die Verankerung der Dimension des Kulturerbes auf allen Bildungsebenen zu fördern, nicht zwingend als eigentliches Studienobjekt, sondern als geeignetes Mittel, sich andere Wissensgebiete zu erschliessen; [...] interdisziplinäre Forschung über das Kulturerbe, über Kulturerbe-Gemeinschaften, über die Umwelt und über Wechselwirkungen unter ihnen zu begünstigen.«³⁸ Als Utopie zu beschreiben ist eine Bildung, die vielstimmig Teilhabe eröffnet: am kulturellen Erbe und an den aktuellen Forschungserkenntnissen zu kulturellem Erbe. Zugleich geht es dieser Bildung darum, zu aktiver Partizipation zu befähigen. Gemeinsam sind Situationen zu choreografieren, in denen Wissenschaft zu Zeitgenossenschaft wird, weil sie #forfuture die Sichtweisen, Fragen und Anliegen vieler, gerade auch junger Menschen als Anregung für ihre Denkbewegungen aufnimmt.

Anmerkungen

- 1 <https://rm.coe.int/CoERMPublicCommonSearchServices/DisplayDCTMContent?documentId=0900001680083746>; als deutschsprachige Übersetzung, aus der im Folgenden zitiert wird: <https://www.fedlex.admin.ch/eli/fga/2019/5/de> (22.2.2022).
- 2 11.9.2020–10.1.2021; Hans-Jürgen Lechtreck/Wolfgang Sonne/Barbara Welzel (Hg.), »Und so etwas steht in Gelsenkirchen...« Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, Dortmund 2020.
- 3 21.8.–29.11.2020; Darren Pih (Hg.), Keith Haring, Ausst.-Kat. Museum Folkwang Essen, Berlin 2020.
- 4 Darren Pih, Die Öffentlichkeit hat ein Recht auf Kunst, in: Ebd., S. 8–19.
- 5 Stellvertretend: Aby Warburg, Bilderatlas MNEMOSYNE: The Original, hg. vom Haus der Kulturen der Welt Berlin/The Warburg Institute, Berlin 2020; siehe auch: Sarah Hübscher, Interaktion im Kunstmuseum. Das Museum Ostwall im Dortmunder U, Bielefeld 2020, besonders das Kapitel: Modelle kultureller Praktiken. Aby Warburg – Bildkulturen als Beschreibung, S. 87–105.
- 6 25.9.2020–25.4.2021; Alexandra Apfelbaum/Wolfgang Sonne/Christos Stremmenos (Hg.), Ernst Ludwig Kirchner. Vor der Kunst die Architektur, Dortmund 2020.
- 7 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Baukunstarchiv NRW (Stremmenos); Sarah Hübscher, Erinnerungsorte in Transformation. Das Museum Ostwall im Dortmunder U, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 22, 2017, S. 105–124.
- 8 Christos Stremmenos, Auf den Spuren Kirchners am Ostwall 7. Eine Biografie des Hauses in Ausstellungen und Bildern, in: Apfelbaum/Sonne/Stremmenos, Ernst Ludwig Kirchner, S. 54–65, S. 55.
- 9 22.9.2020–30.9.2020; #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur UmBAUKultur (Gliesmann).
- 10 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Die Ausstellung (Kloke/Pizonka/Ruppio/Stremmenos); siehe auch: Hans-Jürgen Lechtreck, Baukultur ausstellen, in: Wolfgang Sonne/Barbara Welzel (Hg.), St. Reinoldi in Dortmund. Forschen – Lehren – Partizipieren, Oberhausen 2016, S. 56–58.
- 11 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Die Fotokampagne (Podehl/Ruppio).
- 12 Zu diesem Begriff: Hans von Trotha, Die große Illusion. Ein Schloss, eine Fassade und ein Traum von Preußen, Berlin 2021, S. 182.
- 13 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Foto-Essay (Höhler); #Essay U-Fotos (Welzel); Felix Dobbert/Niklas Gliesmann/Barbara Welzel (Hg.), »Ein Haus in der Straßenlandschaft«: Das Dortmunder U. Ein Foto-Essay von Lukas Höhler, Dortmund 2020.
- 14 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Foto-Essay (Höhler).
- 15 Sonne/Welzel, St. Reinoldi in Dortmund.
- 16 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Beton und Wiederaufbau (Ruppio)
- 17 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Stadt mit Gott (Kloke); #Miniatur Gemeindezentrum Dortmund Scharnhorst.

- 18 Christin Ruppio, Karl Ernst Osthaus und der Hohenhof in Hagen. Ein Modell kultureller Entwicklung, Berlin 2021; Barbara Welzel, Karl Ernst Osthaus. Zur Archäologie einer Utopie, in: Joseph Imorde/Andreas Zeising (Hg.), Teilhabe am Schönen. Kunstgeschichte und Volksbildung zwischen Kaiserreich und Diktatur, Weimar 2013, S. 225–244.
- 19 Henri Lefebvre, Das Recht auf Stadt (1968), mit einem Vorwort von Christoph Schäfer, Hamburg 2016. Hierzu auch Barbara Welzel, Zugehörigkeit vor Ort: Stadt als Bildungsraum, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 22, 2017, S. 81–104.
- 20 Hans-Jürgen Lechtreck, Keith Haring und die Stadt als Medium der Selbstverwirklichung, in: Phi, Keith Haring, S. 50–59.
- 21 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Stadt-SPÄHER im Lockdown (Welzel).
- 22 <https://www.un.org/depts/german/menschenrechte/aemr.pdf> (22.2.2022).
- 23 Konvention von Faro (wie Anm. 1); stellvertretend die im Umfeld der Ratifizierung in der Schweiz erarbeiteten Publikationen: Kulturelle Teilhabe: Ein Handbuch, hg. vom Nationalen Kulturdialog, Zürich 2019; Teilhabe am Kulturerbe – ein Leitfaden, hg. von der Nationalen Informationsstelle zum Kulturerbe NIKE, 2021.
- 24 <https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list?module=treaty-detail&treaty-num=018> (22.2.2022).
- 25 Gabi Dolff-Bonekämper, Die Konvention von Faro, in: Christopher Kreutchen/Barbara Welzel (Hg.), Gartenspäher in Schwetzingen, Oberhausen 2020, S. 64–67; Ingrid Scheurmann, Partizipation in der Denkmalpflege, in: Ebd., S. 72–73.
- 26 Konvention von Faro (wie Anm. 1).
- 27 Als methodische Referenz für die folgenden Überlegungen: Barbara Welzel, Urban Art History. Cultural Heritage, Flâneurs, and Points of Presence, in: Jens Martin Gurr/Denis Hardt/Rolf Parr (Hg.), Metropolitan Research: Methods and Approaches, Bielefeld 2022.
- 28 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Stadt-SPÄHER im Lockdown (Welzel).
- 29 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Lehre (Kloke/Pizonka/Ruppio/Stremmenos); #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay In Bewegung (Ruppio/Stremmenos).
- 30 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay ZukunftsSPUREN (Klein).
- 31 Janieta Bartz et al., Auf dem Weg zur Neuverortung: Sprache, Objektkultur und Religion im transkulturellen Deutschland, in: Stephan Hußmann/Barbara Welzel (Hg.), Dortmunder Profil für inklusionsorientierte Lehrerinnen- und Lehrerbildung, Münster 2018, S. 179–193; Barbara Mertins/Patricia Ronan (Hg.), ankommen // angekommen (Verorten. Räume kultureller Teilhabe), Oberhausen 2022.
- 32 Stellvertretend: Olga Tokarzuk, Wie Übersetzer die Welt retten, in: dies., Der liebevolle Erzähler. Vorlesung zur Verleihung des Nobelpreises für Literatur (2019), Zürich 2020, S. 63–97.
- 33 Edmund de Waal – library of exile, mit Beiträgen von Elif Shafak, Hartwig Fischer und Edmund de Waal, Ausst.-Kat. The British Museum, London 2020; Barbara Welzel, Alles hier ist Plural: Kulturelles Erbe gemeinsam erben, in: Sarah Hübscher/Elvira Neuendank (Hg.), missing links – Lehr- und Leerstellen der Gegenwartsgesellschaft, Oberhausen 2020, S. 65–75.

- 34 Als Modellprojekte: Kreutchen/Welzel, Garten-SPÄHER (wie Anm. 25); Barbara Welzel, Blinzelnder Raum, kulturelle Teilhabe und Stadtpäher, in: Sylvia Butenschön et al. (Hg.), Denkmalwelten und Erbediskurse, Berlin 2021, S. 166–177.
- 35 Welzel, Urban Art History (wie Anm. 27).
- 36 Als Referenz noch immer: Igor Kopytoff, The cultural biography of things: communitization as process. The social life of things. Commodities in cultural perspective, hg. von Arjun Appadurai (1986), Cambridge 2011, S. 64–91.
- 37 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Das Buch (Rüther/Welzel); Gudrun M. König, Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur. Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte, hg. Karin Priem/Gudrun M. König/Rita Casale, 58. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, August 2012, S. 14–31.
- 38 Konvention von Faro (wie Anm. 1).

STRUKTUR-
WANDEL UND
BILDUNG
DIE HERAUS-
BILDUNG EINES
WISSENS-
REGIMES IM
RUHRGEBIET
STEFAN
BERGER

1



Hauptgebäude der Technischen Hochschule Georg Agricola Bochum (früher Bergschule Bochum), 2016. Fotografie: Pressestelle der THGA Bochum.

2



Luftbild Stadtteil Wulfen in Dorsten, 2016.
Fotografie: Hans Blossey.

3



Campus FernUniversität Hagen. Fotografie:
FernUniversität in Hagen/Horst Pierdolla.

4



Hochschule Bochum Südfassade.
Fotografie: Martin Vogel 2007/CC BY-SA 2.0.



Kartendarstellung der Primärstandorte der Route Industriekultur: Ankerpunkte (Kreise), Panoramen (Sterne), Siedlungen (Dreiecke), © RVR.

»Die Bildungs- und Wissensgeschichte von Montanregionen als Laboratorien der Industriemoderne zu lesen, bedeutet [...] überzählige Geschichte zu schreiben, die der Unendlichkeit der Unterschiede Rechnung trägt.«¹ Sara-Marie Demiriz et al.

Einleitung.² Das Ruhrgebiet gilt bis heute vielen als ein Archetyp einer proletarisch geprägten Industrieregion, in der Männer mit starken Armen das »Revier der großen Dörfer« dominierten.³ Bildungsstätten schienen schlecht zu Fabrikschlotten und Zechentürmen zu passen. Bildungslandschaften waren universitär geprägt, mit einem starken Bildungsbürgertum und städtischem Flair. Nichts davon konnte das Ruhrgebiet aufweisen. Erst mit dem langen, langsamen und noch nicht abgeschlossenen Strukturwandel der Region, dem Abschied von Kohle und (vielleicht auch demnächst) Stahl, konnte sich die Region neu als Bildungsregion erfinden. Das mag heute im Ruhrgebiet ein äußerst populäres Narrativ sein, aber dieser Zweiklang von Strukturwandel und Bildung seit den 1960er Jahren stimmt, wie ich in diesem Aufsatz argumentieren will, ganz so geschmeidig nicht. Bestimmte Formen von Bildung und Wissen waren lange vor der in dieser Dekade erfolgenden verspäteten Gründung von Universitäten in der Region bereits vorhanden und hatten bei einem älteren Strukturwandel von einer überwiegend ländlich geprägten Region mit einigen kleineren Hansestädten zu einer der bedeutendsten Industrieregionen Deutschlands eine große Bedeutung. Das soll die bedeutende Rolle, die Bildung beim Strukturwandel seit den 1960er Jahren gespielt hat, gar nicht schmälern, sondern eher darauf verweisen, dass Bildungs- und Wissensprozesse wichtige Faktoren für die Wandlung der Region seit der Mitte des 19. Jahrhunderts waren. Selbst in vorindustrieller Zeit waren die Klöster der Region, allen voran das Kloster Werden im heutigen Essen, zentrale Bildungsstätten.⁴ Die vier Städte am Hellweg – Duisburg, Essen, Bochum

und Dortmund – waren allesamt Hansestädte, in denen sowohl die Zünfte als auch das dort ansässige Handelsbürgertum sowie die Klöster Bildung vermittelten – über die Lehre, über Schulen und selbst Hochschulen, wie die in Duisburg – von 1655 bis 1818 eine zeitweise bedeutende Ausbildungsstätte von reformierten Pfarrern und höheren Beamten.⁵ Wichtige Universalgelehrte waren hier in der frühen Neuzeit zuhause, wie Carl-Arnold Kortum (1745–1824), der in Bochum als Arzt praktizierte und auch erster Bergarzt nördlich der Ruhr war, zugleich aber auch Geschichte und Geografie studierte und als Dichter der *Jobsiade* zu regionalem Ruhm kam.⁶ Bereits im 16. Jahrhundert war in Duisburg Gerhard Mercator (1512–1594) als weltberühmter Geograf und Kartograf tätig, der als Ptolomäus seiner Zeit galt.⁷

Bildung und der Strukturwandel hin zu einer industriellen Gesellschaft. Der Strukturwandel von einer Region, die durch kleine Handelsstädte und Landwirtschaft charakterisiert war, zu einer industriell geprägten Montanregion vollzog sich durchaus auch durch Kontinuitäten von der vorindustriellen zur industriellen Zeit. So war etwa eine der wichtigen frühindustriellen Unternehmerinnen der Region die Fürststäbtissin des Frauenstifts Essen, Maria Kunigunde von Sachsen und Polen, die sich als Privatinvestorin hinter gleich mehrere Eisenhütten im Ruhrgebiet stellte und sich auch persönlich für die technischen Prozesse der Verhüttung und deren wirtschaftliche Bedeutung interessierte.⁸ Bald gesellten sich frühindustrielle Unternehmer wie Friedrich Harkort dazu, der manchmal auch als »Vater des Ruhrgebiets« bezeichnet wird. Er gründete eine Maschinenfabrik in Wetter an der Ruhr, und es waren seine Dampfmaschinen, die es schließlich ermöglichten, die Mergeldecke zu durchbrechen und Steinkohlezechen abzutäufen. Auch als Eisenbahnpionier war er aktiv. Wie eng sein frühindustrielles Unternehmertum mit bildungspolitischen Ambitionen verbunden war, zeigte sein Einsatz für Schulbildung aller sozialer Schichten. Gesundheits-

schutz und Krankenkassen für Arbeiter sollten die im 19. Jahrhundert bald dominante soziale Frage lösen helfen. Bildungs- und Sozialpolitik lagen ihm auch als Abgeordnetem diverser Parlamente am Herzen.⁹

Die dominanten Montanindustriellen der Region von Harkort bis Krupp wussten nur zu gut, dass das Wohl ihrer Industrien auch auf Forschung, Wissen und Bildung angewiesen war, nicht zuletzt damit sie auf ihren jeweiligen Gebieten an der Spitze des technologischen Fortschritts marschieren konnten. Eine ausgeprägt angewandte Forschung hielt früh Einzug ins Ruhrgebiet. Bereits 1869 kam es zur Einrichtung eines chemischen Laboratoriums an der Bochumer Bergschule durch die Westfälische Berggewerkschaftskasse, selbst 1864 entstanden. Die Berggewerkschaftskasse wurde von allen Zechen des rechtsrheinischen westfälischen Industriebezirks getragen und sollte eine branchenspezifische Ausbildung erlauben, analog zu den Maschinenbauschulen, die im 19. Jahrhundert an vielen Technischen Hochschulen eingerichtet wurden. Ihre Erweiterung um das bereits erwähnte chemische Laboratorium, das wichtig war, um den Heizwert von Kohle und Koks zu bestimmen, und eine Reihe von anderen Institutionen setzten für die praktische, an den Erfordernissen der Kohleindustrie orientierten Forschung maßgebliche Impulse.¹⁰ Mehrere Hüttenwerke unterhielten Laboratorien, die weitgehend Rohstoffanalysen betrieben.¹¹ Später kam die Produktions- und Qualitätsüberwachung dazu. Zahlreiche Montanunternehmen konnten sich zusammenschließen, um Forschungslaboratorien mit spezifischen Vorgaben zu gründen, wie 1905 die Gesellschaft für Teerverwertung. Eines der prestigeträchtigen Kaiser-Wilhelm Institute (KWI) hielt 1912 Einzug ins Ruhrgebiet, das KWI für Kohlenforschung in Mülheim.¹² Zudem war die Unfallforschung im Ruhrgebiet in Verbindung mit dem Bergbau früh und breit entwickelt: 1900 wurde eine Seilprüfstelle für die Sicherheit der Förderseile gegründet; 1927 kam eine Versuchsgrubengesellschaft hinzu, die Gefahren im Bergbau wissenschaftlich untersuchte. Das Gru-

52 benrettungswesen wurde vorbildlich weiterentwickelt.¹³ Krankheiten, die mit dem Bergbau verbunden wurden, wie die Silikose, bekamen ebenfalls eigene Forschungsinstitute, wie das 1928 in Bochum gegründete Silikose-Forschungsinstitut der Bergbau-Berufsgenossenschaft, dem eine Technische Abteilung zur Staubforschung angegliedert wurde.¹⁴

So entstand ein spezifisches »Wissensrevier« bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem im Bereich bergbaubezogener Forschung und später dann auch bei Forschungen rund um den Stahl. Dabei stand allerdings die Funktionalität des Wissens und der Bildung in der Region immer ganz im Vordergrund. Sie war orientiert an den wirtschaftlichen Leitindustrien und den Bedürfnissen der Urbanisierung, die mit der Industrialisierung einherging. Wissenschaftliche Produkt- und Prozessinnovation war für die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit der Leitindustrien des Ruhrgebiets zentral. Unternehmen stellten zunehmend Absolventen von Hochschulen und Universitäten ein. Institute der Gemeinschaftsforschung, die es auch kleineren Unternehmen erlaubte, neue wissenschaftliche Erkenntnisse in ihre Produktion einfließen zu lassen, waren bald ein beliebtes Mittel, um die eigenen Unternehmen wettbewerbsfähig zu halten.¹⁵

Auch die Ausbildung für die Montanindustrie war früh im Ruhrgebiet zu Hause: Seit 1816 bildete die Bochumer Bergschule das mittlere Führungspersonal im Bergbau, die Steiger, aus (Abb. 1). 1882 kam ebenfalls in Bochum die Rheinisch-Westfälische Hüttenschule dazu,¹⁶ 1897 die Vereinigte Maschinenbauschule in Dortmund.¹⁷ Zwischen den 1830er und 1880er Jahren dominierten die Technik- und Ingenieurs- ebenso wie die Naturwissenschaften, eben die »science-based industries«, die zur Verwissenschaftlichung ganzer Industriebranchen beitrugen.¹⁸ Das Ruhrgebiet war eine sozio-technische Landschaft, in der sich alles der industriellen Entwicklung unterordnete – auch Wissenschaft und Bildung. Der regionale Wissenschafts- und Technikstil blieb lange Zeit an der Montanindustrie

53 ausgerichtet. Für die montanindustriellen Innovationen waren die Forschungen im Ruhrgebiet weit über das Ruhrgebiet hinaus maßgebend. Sie führten allerdings nicht zu einer Hochschulansiedlung in der Region. Stattdessen wurde die Technische Hochschule Aachen zunehmend zu einem Zentrum der montanindustriellen Forschung, auch für das Ruhrgebiet. Was Aachen für die Montanwissenschaft war, waren Münster, Köln und Bonn für die Kultur- und Bildungswissenschaften (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet). Zahlreiche Forschungsprojekte zum Ruhrgebiet nahmen von hier ihren Ausgang. Auch der regionale Stil der Bildungs- und Kulturwissenschaften blieb ganz auf die industrielle Moderne ausgerichtet. Das Ruhrgebiet stand, wie keine zweite Region in Deutschland, für diese industrielle Moderne. Ihr galt es, ein passendes ästhetisches Antlitz zu geben. Paradigmatisch wurden hier die Versuche von Karl Ernst Osthaus, einen konservativ-nationalen Geist mit moderner Kunst zu verbinden, die von Anfang an als Teil einer breiten Volksbildung gedacht war.¹⁹ Die in der Region so dominante Arbeiterschaft sollte, nach Osthaus, an diese Kunst herangeführt werden, wozu er die Bildungs- und Kulturwissenschaften benötigte.²⁰

Wissen und Bildung erforderte Bibliotheken (#Essay Bibliotheken an der Ruhr). So wurde bereits 1858 die Bergbaubücherei in Essen (heute Teil der Bibliothek des Ruhrgebiets) von den Bergbaugesellschaften des Ruhrgebiets gegründet, die Wissen zu Themen der Montanindustrie, in technischer Hinsicht, aber auch im Hinblick auf kultur- und bildungsgeschichtliche Perspektiven, sammelte.²¹ Gerade die Kenntnis der Geschichte gehörte im 19. Jahrhundert zum bürgerlichen Selbstverständnis in Deutschland. Auch im Ruhrgebiet waren es Bürger, die lokale Geschichtsvereine, etwa in Dortmund 1871, in Essen 1880, in Witten 1886, in Recklinghausen 1890 und in Duisburg 1910, gründeten, in denen sich beeinflusste Lokalhistoriker betätigten. Sie gaben oftmals Zeitschriften und andere Publikationen heraus und hielten Vorträge ab.²² Grundlegend für jede historische Forschung waren Archive. Die ersten

54 zogen ebenfalls bereits vor dem Ersten Weltkrieg ins Ruhrgebiet ein, so etwa das Krupp-Archiv, das 1905 gegründet wurde und eine eigene geschichtliche Abteilung enthielt, die mit den Materialien forschen sollte. Für den rheinischen Teil des Ruhrgebiets sammelte ab 1906 das Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsarchiv in Köln Material,²³ während für den westfälischen Teil ein entsprechendes Westfälisches Wirtschaftsarchiv erst 1940 in Dortmund gegründet wurde. Das heutige montan.dok entstand 1969 in Bochum als Bergbau-Archiv.²⁴ Neben den Wirtschaftsarchiven sind auch die kommunalen Stadtarchive wichtig, von denen viele bereits im 19. Jahrhundert entstanden. Wichtige Bildungseinrichtungen, an denen durchaus auch geforscht wurde, waren darüber hinaus die Museen, wie etwa das 1883 gegründete Städtische Kunst- und Gewerbemuseum (heute Museum für Kunst und Kulturgeschichte) in Dortmund,²⁵ das 1904 gegründete Museum der Stadt Essen, das 1902 in Hagen gegründete Folkwang Museum, oder das 1930 in Bochum gegründete Bergbau-Museum.²⁶

Die vielfältigen Bildungsinstitutionen des Ruhrgebiets wurden getragen durch die hier zahlreich vertretene Schicht von Ingenieuren und Technikern sowie Naturwissenschaftlern und Chemikern, die ihre eigenen Vereinigungen und Zeitschriften schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gründeten, meist unter industriebürgerlicher Patronage. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es dann zu einer erneuten Blüte bürgerlicher Vereinsgründungen: die Gesellschaft für Wissenschaft und Leben in Essen wurde 1919, der Bund der Künste im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet 1921 und das Haus der Technik 1926 gegründet. Vereine zur Förderung von Bildung und Wissenschaft entstanden auch in den anderen Hellwegstädten in den 1920er Jahren. An Forschungsinstituten kamen 1925 die Abteilung Westen des Institut für Konjunkturforschung in Essen,²⁷ die Keimzelle des heutigen RWI-Leibniz Instituts für Wirtschaftsforschung, sowie 1926 das Dortmunder Institut für Zeitungsforschung, das diese junge Disziplin im Ruhrgebiet etablierte,

55 hinzu.²⁸ Der Lehrerausbildung widmete sich seit 1929 die Pädagogische Akademie in Dortmund.²⁹ Hierhin zog 1928 auch das zweite Kaiser-Wilhelm Institut im Ruhrgebiet, das sich der Arbeitsphysiologie und der Optimierung der Arbeitsleistung von Arbeiter:innen widmete. Über zahlreiche Häutungen entstand daraus das heutige Max-Planck-Institut für molekulare Physiologie.³⁰ Das seit 1925 in Düsseldorf angesiedelte Deutsche Institut für technische Arbeitsschulung (DINTA) wurde besonders durch die im Ruhrgebiet angesiedelten Vereinigten Stahlwerke unter Albert Vögeler massiv gefördert und widmete sich wissenschaftlich einem »Arbeitswissen«, das eine gerade auch von Ruhrgebietsunternehmen angewendete »Menschenökonomie« zur Folge hatte, die man zum Teil nur als menschenverachtend beschreiben kann.³¹

Bildungsinstitutionen wurden allerdings gerade im Ruhrgebiet nie ausschließlich von bürgerlichen Schichten getragen. Hier gab es eine starke Arbeiterbewegung, die immer auch und gerade eine Bildungsbewegung war und sich bemühte, Bildung den arbeitenden Schichten näher zu bringen.³² Vor 1914 war vor allem die christliche, vorwiegend katholische, Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet stark. Daneben gab es aber auch die sozialdemokratische Bewegung, sowie, nach dem Ersten Weltkrieg, eine starke kommunistische Bewegung. Diese weltanschaulich getrennten Teile der Arbeiterbewegung gründeten Arbeiterbibliotheken, organisierten diverse Bildungsveranstaltungen der Erwachsenenbildung und Weiterbildung und etablierten ein reges Kultur-, Musik- und Sportvereinsleben, das bei Arbeitern sehr beliebt war. Arbeiterliteratur, Arbeitertheater, Arbeiterkunst, aber auch die Schulung von Funktionären wurden allesamt im Umfeld der Arbeiterbewegung entwickelt. Nach 1918 übernahmen dann die Volkshochschulen auch im Ruhrgebiet die »Volksbildung« breiter sozialer Schichten (#Essay »Einen Bildungsbau nicht als Zweckbau verstehen«), inklusive vieler Arbeiter. Mit der Industrialisierung kamen die Arbeiter, aber auch eine ebenso rapide wie wilde Urbanisierung mit allen Problemen der Abwas-

56 serregulierung und der Hygiene. Epidemien beflügelten die Einrichtung von Hygieneinstituten, wie das 1902 in Gelsenkirchen gegründete Institut für Hygiene und Bakteriologie. Auch die Stadt- und Raumplanung der polyzentralen Industrieregion Ruhrgebiet kam ohne wissenschaftliche Impulse kaum aus. Emschergenossenschaft und Lippeverband unternahm bereits vor 1914 erste Versuche einer die Region umfassenden Raumplanung.³³ Der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk (SVR), 1920 begründet, systematisierte diese Praktiken. Mit Robert Schmidt stand ihm einer der auch international innovativsten Stadtplaner der Zwischenkriegszeit zur Verfügung.³⁴

Für die städtische Entwicklung im Ruhrgebiet zentral war das Arbeiterwohnen, und auch hier trat das wissenschaftlich unterfütterte Innovationspotenzial der Region deutlich zu Tage. Viele der entstehenden Arbeitersiedlungen wurden oftmals von den Ruhrgebietsunternehmen international vorbildlich gebaut, wobei ihnen nicht nur das Wohl ihrer Arbeiter, sondern auch deren soziale Kontrolle am Herzen lag. Besonders aus England importierte Gartenstadtkonzepte, wie die Gartenstadt Margarethenhöhe in Essen, die erste Werkbund-Siedlung in Deutschland, spielten hier eine große Rolle.³⁵ Bis in die 1970er Jahre hinein blieb Stadtplanung im Ruhrgebiet auf das Engste verbunden mit den Leitindustrien der Region. So wurde eine komplett neue Stadt, Wulfen, in enger Abstimmung zwischen Kommune, SVR und Bergwerksbetreiber geschaffen, um für das 1958 entstandene Bergwerk Wulfen Wohnraum zu schaffen (Abb. 2). Der der hohen Moderne verpflichtete Baustil mit seinen eine verdichtete Stadtlandschaft anstrebenden Hochhäusern konnte sich allerdings im Gegensatz zu den Gartenstädten früherer Epochen kaum einer größeren Beliebtheit erfreuen und wurde alsbald wieder zurückgebaut.³⁶

Wichtige Bildungsinstitutionen der Region blieben auch nach 1945 eng mit dem Bergbau verbunden. So wurde Ende der 1940er Jahre die Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung

(REVAG) gegründet, die sich um die vielen Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsheimkehrer kümmern und ihre Integration in die Gesellschaft des Ruhrgebiets fördern sollte. Später bemühte sie sich um die Integration von Millionen von »Gastarbeitern« in ihre neue kalte Heimat zwischen Ruhr, Emscher und Lippe.³⁷ Es ist bezeichnend, dass die REVAG gemeinsam vom Land NRW, dem Unternehmerverband Steinkohle und der Gewerkschaft IGBE gegründet wurde – ein beredtes Beispiel für die Prägekraft des rheinischen Kapitalismus, auch im Hinblick auf Strukturwandel und Bildung, im Ruhrgebiet. Dass der Korporatismus sich gerade im Ruhrgebiet so stark entwickelte, hängt sicher damit zusammen, dass sich hier mit der Montanmitbestimmung Mechanismen der sozialen Demokratie durchsetzen konnten, die prägend wurden für das Selbstverständnis fast aller gesellschaftlichen Kräfte der Region nach 1945. Diese Haltung stand zum einen in einem maximal schärfsten Kontrast zur Zeit des Nationalsozialismus, in der jegliche Ansätze zu politischer und sozialer Demokratie aus der Zeit der Weimarer Republik zerstört wurden. Zum anderen hatte der starke Korporatismus nach 1945 aber auch Wurzeln in der Volksgemeinschaftsideologie der Nationalsozialisten, die ja unter anderem gerade das gemeinsame Interesse unterschiedlicher sozialer Klassen betonte. Das Ruhrgebiet war auch in der Endphase der Weimarer Republik keine Hochburg der Nationalsozialisten, weshalb sie in den 1930er Jahren gerade im Ruhrgebiet eine auf die Arbeiter gerichtete Charmeoffensive starteten, um sie für das »Dritte Reich« zu gewinnen. Dazu gehörten Bildungs- und Kulturangebote, die über neue Organisationen, wie zum Beispiel »Kraft durch Freude« oder »Schönheit der Arbeit« angeboten wurden. Auch die auf die Leitindustrien der Region ausgerichtete Forschung wurde von den Nationalsozialisten gerade da massiv unterstützt, wo sie ihren Plänen einer Autarkie- und Rüstungspolitik nutzten. Die Umsetzung großchemischer Verfahren bei den Bunawerken in Marl und bei dem Hydrierwerk Scholven/Gelsenwerk-Benzin wurden ebenso finanziert wie zum Beispiel

durch die Gesellschaft für Kohlentechnik m.b.H. Forschungen zu Kokereiwesen und Kokereichemie. Auch die Forschungen der chemischen Laboratorien des Rheinisch-Westfälischen Kohlesyndikats (RWKS) erhielten zahlreiche Forschungsmittel. Oftmals wurden diese Institute dann in der Nachkriegszeit mit großem Erfolg weiter betrieben.³⁸ In den Kultur- und Bildungswissenschaften reüssierten zur Zeit des Nationalsozialismus die sogenannten »völkischen Wissenschaften«, die in Wissenschaft und Bildung ihren Beitrag zum »Wiederaufstieg Deutschlands« leisten sollten. Eine Volkstums- und Kulturbodenforschung wurde etwa am Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde betrieben.³⁹ Die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet unter der Leitung von Wilhelm Brepohl entwickelte rassistische Vorstellungen von einem dezidierten »Ruhrvolk«.⁴⁰

Viele der Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen, die unter dem Nationalsozialismus ideologisiert und instrumentalisiert wurden, konnten nach 1945 wieder aufgebaut werden, manchmal unter dem alten und manchmal unter einem neuen Namen – ganz häufig auch unter expliziter personeller Kontinuität.⁴¹ Gerade im Ruhrgebiet, wo in der Zwischenkriegszeit zum einen der politische Katholizismus und zum anderen der Kommunismus ihre Hochburgen hatten, gab es allerdings auch Ausnahmen, die es den vor den Nationalsozialisten Geflohenen und Verfolgten erlaubte, in Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen Fuß zu fassen. Ein Widerstandskämpfer wie Emil Figge prägte zum Beispiel das Wesen der Pädagogischen Akademie in Dortmund von den 1940er bis in die 1960er Jahre. Der aus dem Exil zurückgekehrte Kurt Joss baute an der Folkwang-Werkkunstschule eine bald auch international viel beachtete Tanzabteilung auf.

Bildung und Strukturwandel seit der Krise der Montanindustrie. Bislang wurde gezeigt, in welchem starkem Maße der Strukturwandel hin zu einem industriellen Ballungsraum Bildung und Wissenschaft

im Ruhrgebiet von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein geprägt hatte. Mit der Krise des Bergbaus seit den späten 1950er Jahren und der Krise der Stahlindustrie seit den 1970er Jahren vollzog sich ein erneuter Strukturwandel, den man mit einem langen Abschied der Region von ihren über ein Jahrhundert bestehenden Leitindustrien beschreiben kann. Die Wirtschaft des Ruhrgebiets hat sich seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts stark diversifiziert, und heute stechen einzelne Industriezweige, wie die Chemie, die Gesundheitswirtschaft oder die Logistik besonders stark im Wirtschaftsraum Ruhrgebiet hervor. Manche Großfirmen, wie Nokia oder Opel, sind gekommen und wieder gegangen. Eine stark mittelständisch geprägte Maschinenbau- und Zulieferindustrie ist im Revier nach wie vor vertreten. Eine der erfolgreichsten Geschichten des Strukturwandels seit den 1960er Jahren ist die Geschichte von Bildung und Ausbildung im Ruhrgebiet. Es ist dies die Geschichte der Hochschulen im Ruhrgebiet, wo sich heute eine der dichtesten Hochschullandschaften der Bundesrepublik, auch Europas, befindet. Schon bevor die Universitäten ins Ruhrgebiet kamen, gab es An-Institute anderer Universitäten in der Region. So wurde, um nur ein Beispiel zu geben, die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946 als Außenstelle der Universität Münster gegründet. Hier erfolgte sowohl eine Integration der Volkstumsforschung Wilhelm Brepohls aus der Zeit des Nationalsozialismus als auch die Rezeption der angelsächsischen Sozialforschung, die im Nationalsozialismus tabu war.⁴² Obwohl es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrfach Ansätze zur Gründung von Universitäten im Ruhrgebiet gegeben hatte, war der erste wirklich erfolgreiche Versuch mit der Eröffnung der Ruhr-Universität Bochum 1965 geglückt.⁴³ Bereits drei Jahre später, 1968, erfolgte die Eröffnung der Universität Dortmund (seit 2007 Technische Universität Dortmund). Wiederum vier Jahre später, 1972, kamen Gesamthochschulgründungen in Duisburg und Essen hinzu, die schließlich 2003 zur Uni-

versität Duisburg-Essen fusionierten. Die Fernuniversität Hagen (Abb. 3; #Miniatur Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum) wurde nach dem Vorbild der britischen Open University 1974 der Universitätslandschaft im Ruhrgebiet hinzugefügt, und 1983 entstand in Witten/Herdecke Deutschlands erste private Universität. Diese Ballung von Hochschulgründungen war kein Zufall. Mit den Universitäten verband sich die Hoffnung auf die transformierende Kraft des Wissens. Angesichts der enormen Erfolgsgeschichte, die sich seit den 1960er Jahren mit der Geschichte der Hochschulen in der Region verbindet, ist es erstaunlich, dass ihre Gründung nicht unbedingt Ausdruck einer klaren Strategie im Strukturwandel darstellt. Innovation und Wandel sollten zwar über Wissen und Bildung erfolgen, aber gerade in den 1960er und 1970er Jahren lag der Schwerpunkt auf der Berufsbildung und auf Umschulungen als Transformationsressource. Im Trend lag hier 1968 die Gründung eines nationalen Umschulungszentrums in Essen. Der Mythos vom gezielten Strukturwandel über Hochschulansiedlungen war eher der einer seit den 1980er Jahren erfolgenden Selbsthistorisierung des Aufstiegsbürgertums der »neuen Mitte«. Dass dabei allerdings auch neue Differenzen geschaffen wurden, wird bei diesen Historisierungen oftmals ausgeblendet.⁴⁴

Neben den Universitäten gab es bald auch eine Vielzahl von weiteren Hochschulen im Ruhrgebiet. Bereits 1963 wurde die Essener Folkwangschule für Musik, Theater und Tanz gegründet, die seit 2010 den Namen Folkwang Universität der Künste trägt. 1971 kamen vier weitere Fachhochschulen hinzu, die zum Teil Vorgängerinstitutionen hatten: die FH Dortmund, die FH Bergbau in Bochum, die Evangelische FH Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum und die FH Bochum (Abb. 4). Seitdem sind elf weitere Fachhochschulen im Ruhrgebiet entstanden. Dabei sind die ältesten Institutionen oftmals Teil eines Strukturwandels. So ist zum Beispiel die alte Bergbauschule aus dem frühen 19. Jahrhundert in Bochum mittlerweile seit 2016 die Technische Hochschule Georg Agricola,

die unter anderem als Pionier neue Studiengänge im Bereich Nachbergbau konzipiert und auch eine Ingenieursausbildung auf mittlerweile anderen Gebieten als dem Bergbau auf Weltniveau anbietet. Auch prominente Forschungsinstitute zog es nun zunehmend ins Ruhrgebiet. Die Fraunhofer-Gesellschaft, die sich vor allem der angewandten Forschung widmet, entdeckte in den 1980er Jahren das Ruhrgebiet. In Dortmund wurde 1981 das Institut für Materialfluss und Logistik, in Duisburg 1984 das für Mikroelektronische Schaltungen und Systeme, in Oberhausen 1990 das für Umwelt, Sicherheits- und Energietechnik und in Dortmund 1992 das für Software- und Systemtechnik gegründet. Sie waren allesamt verbunden mit Hoffnungen, aus dem Montanrevier eine Art von Silicon Valley Deutschlands zu machen, was sich allerdings nicht erfüllte. Die zahlreichen außeruniversitären Forschungsinstitute im Ruhrgebiet sind seit 2004 im Wissenschaftsforum Ruhr e.V. vernetzt.⁴⁵ Der Strukturwandel zeichnete sich nicht nur in einer neuen Forschungslandschaft ab, die zum Teil ganz andere thematische Schwerpunkte setzte als ältere, mit der Montanindustrie verbundene Institute. Seit den 1960er Jahren rückten auch Museen als Orte von Bildung und Vermittlung von Wissen zunehmend in den Mittelpunkt strukturpolitischer Entscheidungen. So etablierten sowohl der Landschaftsverband Westfalen-Lippe wie auch der Landschaftsverband Rheinland seit den späten 1970er Jahren eine ganze Reihe von Industriemuseen, die sich mit der industriellen Vergangenheit der Region auseinandersetzten. Es war dies ein Zeichen einer umfassenden (und dennoch selektiven) Historisierung der Region, die ihren stärksten Ausdruck in der Entwicklung einer beeindruckenden industriekulturellen Landschaft fand. Keine andere Industrieregion der Welt hat in solcher Tiefe und Breite die eigene industrielle Entwicklung dokumentiert und präserviert, wie dies im Ruhrgebiet der Fall ist. Von ihren Anfängen in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren, die mit der Rettung der Maschinenhalle der Zeche Zollern II/IV und der Rettung der Arbeitersiedlung Eisenheim ver-

62 bunden sind, bis hin zur IBA Emscher der 1990er Jahre, die Industriekultur als kulturelles Leitmotiv der Region etabliert hat, und darüber hinaus bis zur Inszenierung von Industriekultur in 2010, als Essen für das Ruhrgebiet Kulturhauptstadt Europas war, zieht sich die Entwicklung einer Industriekulturlandschaft, die heute eine beeindruckende Kulisse für ein breites kulturelles Angebot in der Region darstellt. Die Route der Industriekultur (Abb. 5) verbindet auf über 900 Fahrradkilometern heute Dutzende von industriekulturellen Ikonen in der Region.⁴⁶ Das Ruhrgebiet war seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine Arbeiterregion, und so nimmt es nicht wunder, dass hier mit dem Archiv für Arbeiterdichtung und soziale Literatur in Dortmund, dem heutigen Fritz-Hüser-Institut, von Fritz Hüser, Bibliothekar und Sammler, eines der wichtigsten Zentren für Arbeiterliteratur in der Bundesrepublik gegründet wurde.⁴⁷ Insgesamt wird die Geschichte von Arbeitern, von Arbeiterkultur, und von Arbeiterbewegungen seit den 1960er Jahren zunehmend erforscht. Im Ruhrgebiet etablierte sich mit dem Institut für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, dem heutigen Institut für soziale Bewegungen in Bochum, seit 1999 mit der Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets symbiotisch verbunden zum Haus der Geschichte des Ruhrgebiets, einer der zunehmend auch internationalen Leuchttürme der Forschungen auf diesem Gebiet.⁴⁸ Insgesamt gibt es heute über 20 Hochschulen und über 60 außeruniversitäre Forschungsinstitute im Ruhrgebiet, darunter die genannten vier Fraunhofer-Institute, und darüber hinaus vier Max-Planck-Institute sowie vier Leibniz-Institute. Außerdem sind hier angesiedelt die Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin in Dortmund sowie der Deutsche Wetterdienst in Essen. Neun von 15 Mitgliedern der Johannes-Rau Forschungsgemeinschaft, 2014 gegründet, um sich Leitthemen wie Stadt- und Infrastrukturentwicklung, Digitalisierung, Industrie und Umwelt sowie Globalisierung und Integration anzunehmen, befinden sich im Ruhrgebiet. Seit den 1960er Jahren verkörpern die Ruhrgebietsuniversitä-

ten nicht nur einen Aufbruch der Region zu neuen Ufern, sondern auch die Ambitionen des Aufstiegs vieler in der Region ansässiger Arbeiter, die die Region mental geprägt hatten, durch Bildung. Unter den etwa 258.000 Studierenden im Ruhrgebiet (RVR, Regionalstatistik, 2019/2020),⁴⁹ von denen mehr als die Hälfte aus dem Ruhrgebiet kommt, befindet sich ein hoher Anteil derer, die als erstes Familienmitglied eine Hochschule besuchen. Davon stellen Studierende mit Migrationshintergrund wiederum einen großen Anteil. Zehntausende von Beschäftigten an den Hochschulen kommen dagegen aus der ganzen Welt und bringen viel kosmopolitisches Flair in die Region. Bis heute ist dieses Bewusstsein von einem Anspruch auf mehr Bildungsgerechtigkeit im Ruhrgebiet stark vertreten. Gefördert von der Stiftung Mercator und anderen bietet heute RuhrFutur eine Vielfalt von Ansätzen, wie man in der Region von der frühkindlichen Bildung bis zu den Hochschulen mehr Bildungsgerechtigkeit erreichen kann.⁵⁰ Auch die Stiftung Talentmetropole Ruhr, von vielen privaten und öffentlichen Unternehmen, aber auch Fußballvereinen und anderen Stiftungen gefördert, setzt sich für eine gezielte Talentförderung auf allen Stufen des Bildungssystems ein.⁵¹ Die Hochschulen versorgen die Region mit gut ausgebildeten Fachkräften. Von ihnen strahlen starke regionalökonomische Effekte aus, sowohl im Hinblick auf Unternehmensgründungen aus der Wissenschaft heraus als auch bei der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Unternehmen, auch wenn es hier, nach einhelliger Meinung verschiedener Beobachter noch Luft nach oben gibt.⁵² Dennoch haben die Hochschulen ein enormes wirtschaftliches und gesellschaftliches Innovationspotenzial für die Region, in der gerade bei Fragen von Wissens- und Technologietransfers eine zunehmende städteübergreifende Kooperation den Ballungsraum charakterisiert. Das gilt im Übrigen auch für die Universitäten Duisburg-Essen, Bochum und Dortmund, die seit 2004 in der Universitätsallianz Ruhr zunehmend zu wissenschaftlicher Exzellenz finden, unter tätiger Mithilfe der in Essen ansässi-

64 gen Stiftung Mercator. Gerade die diese drei Universitäten beherbergenden Städte vermarkten sich bezeichnenderweise zunehmend als Bildungs- und Wissensorte – der »UniverCity« in Bochum und der »Wissensstadt« Essen steht in Dortmund ein »Masterplan Wissenschaft« gegenüber. Seit 2014 bietet zudem die »WissensNacht Ruhr« einen viel beachteten Brückenschlag zwischen wissenschaftlichen Bildungsinstitutionen und einer breiteren Öffentlichkeit. Bereits seit 2012 gibt es den Wissensgipfel zur besseren Vernetzung der Wissenschaft mit kommunalen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verbänden und Institutionen.

Schluss. Die Wissenschaft wird von manchen heute als »Markenkern der Region« bezeichnet.⁵³ Es scheint zu bestätigen, dass der Strukturwandel seit den 1960er Jahren auf eine Ablösung der Montanregion durch die Bildungsregion hinausläuft. Dabei, das zeigt der erste Teil dieses Aufsatzes, sollte allerdings nicht vergessen werden, dass Bildung und Wissenschaft auch im Verlauf des ersten Strukturwandels der Region von der ersten Hälfte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts integrale Bestandteile der Region waren. Allerdings waren beide ganz eng zugeschnitten auf und verbunden mit den Montanindustrien, was sowohl für die Natur- und Technikwissenschaften als auch für die Bildungs-, Geistes- und Sozialwissenschaften galt. Dabei standen bürgerliche Bildungsangebote und -anstrengungen lange Zeit diametral den Bildungsbemühungen von Arbeitern und Arbeiterinnen gegenüber. Noch die Bildungsvereine in der Zeit der Weimarer Republik waren auch im Ruhrgebiet meist säuberlich nach bürgerlichen und Arbeitervereinen getrennt. Ansätze zur Überwindung einer sozialen Bildungsungerechtigkeit gab es im Ruhrgebiet verstärkt erst im zweiten Strukturwandel – mit der Gründung der Hochschulen der Region und dem Bemühen, den Kindern der Berg- und Stahlarbeiter:innen sowie der Arbeiterschichten überhaupt einen sozialen Aufstieg über Bildung zu ermöglichen. Wie schwierig das nach wie vor ist, davon zeugen die

65 zahlreichen Bildungsstatistiken, die eindrücklich belegen, wie gering die sozialen Diffusionsprozesse nach wie vor sind und wie stark sich eine bildungsbürgerliche Elite nach wie vor zumeist aus sich selbst rekrutiert. Dennoch kann man im Ruhrgebiet wichtige Initiativen verzeichnen, die mühsame und vorsichtige Schritte in die richtige Richtung sind. Wenn der andauernde Strukturwandel zu mehr Bildungsgerechtigkeit führt, dann sind damit auch die sozialen Konsequenzen des Strukturwandels sozial abzufedern. Die Region wird durch den Strukturwandel diverser und bunter, und der mit dem Strukturwandel einhergehende Bildungsboom verstärkt diese Diversität und Buntheit noch einmal beträchtlich. Wie gerade die schockierenden Zahlen zu Kinderarmut und sozialer Benachteiligung in vielen nördlichen Regionen des Ruhrgebiets zeigen, bleibt dies eine gesellschaftliche Daueraufgabe auch der nächsten Jahre.

Anmerkungen

- 1 Sara-Marie Demiriz/Jan Kellershohn/Anne Otto, Transformation durch Wissen. Montanregionen als Laboratorien der Industriemoderne – eine Einleitung, in: Dies. (Hg.), Transformationsversprechen. Zur Geschichte von Bildung und Wissen in Montanregionen, Essen 2021, S. 22.
- 2 Herzlich danken möchte ich Jens Adamski, Barbara Welzel und Jan Kellershohn für zahlreiche wichtige Hinweise und Kommentare. Weiterhin bestehende Schwächen und Fehler gehen natürlich einzig auf meine Kappe.
- 3 Detlef Vonde, Das Revier der großen Dörfer. Industrialisierung und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet, Essen 1989.
- 4 Jan Gerchow (Hg.), Das Jahrtausend der Mönche: KlosterWelt. Werden 799–1803, Essen 1999.
- 5 Herhild Lottmann, Die Universität Duisburg (1655–1815): Studie zur Kulturpolitik des Großen Kurfürsten, Duisburg 1965.
- 6 Gustav Seebold (Hg.), Carl Arnold Kortum, 1745–1824: Arzt, Forscher, Literat, Essen 1995.
- 7 Ute Schneider/Stefan Brakensiek (Hg.), Gerhard Mercator: Wissenschaft und Wissenstransfer, Darmstadt 2015.
- 8 Pauline Puppel, »Mon mari« – »Ma chère femme«. Fürstäbtissin Maria Kunigunde von Essen und Erzbischof Clemens Wenzeslaus von Trier, in: Koblenzer Beiträge zu Geschichte und Kultur, Neue Folge 15/16 (2008), S. 43–66.
- 9 Wolfgang Köllmann, Friedrich Harkort, Düsseldorf 1964.
- 10 Zur Berggewerkschaftskasse siehe: Stefan Moitra, Das Wissensrevier. 150 Jahre Bergbauforschung und Ausbildung bei der Westfälischen Berggewerkschaftskasse/DMT – Gesellschaft für Lehre und Bildung, Bd. 1: Die Geschichte einer Institution: eine »goldene« Zeitspanne, Bochum 2014; Michael Farrenkopf/Michael Ganzelewski, Das Wissensrevier. 150 Jahre Westfälische Berggewerkschaftskasse/DMT – Gesellschaft für Lehre und Bildung, Bd. 2: Katalog zur Sonderausstellung, Bochum 2014.

- 11 Ulrich Troitzsch, *Innovation, Organisation und Wissenschaft beim Aufbau von Hüttenwerken im Ruhrgebiet 1850–1870*, Dortmund 1977.
- 12 Manfred Rasch, *Geschichte des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung 1913–1943*, Weinheim 1989.
- 13 Karl Boeck, *Die technisch-wissenschaftlichen Forschungsanstalten*, Berlin 1931.
- 14 Walther Däbritz/Wilhelm Stupp, *Die Forschungsinstitute im Ruhrgebiet innerhalb der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, der Naturwissenschaften, Medizin und Technik*, Düsseldorf 1956.
- 15 Zum Verhältnis Bildung, Wissenschaft und Innovation im Ruhrgebiet siehe: Helmut Maier /Stefan Berger, *Disziplin, Innovation, Kultur und Region. Wissenschaft und Ruhrgebiet vom 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre*, in: Jens Adamski et al. (Hg.), *Forschung, Kultur und Bildung. Wissenschaft im Ruhrgebiet zwischen Hochindustrialisierung und Wissensgesellschaft*, Essen 2020, S. 13–49. Siehe auch: Manfred Rasch, *Wissenslandschaft Ruhrgebiet. Der lange Weg von den Anfängen bis zu den Universitätsgründungen der 1960er Jahre*, in: Michael Farrenkopf/Stefan Goch/Manfred Rasch/Hans-Werner Wehling (Hg.), *Die Stadt der Städte. Das Ruhrgebiet und seine Umbrüche*, Essen 2019, S. 399–442.
- 16 Michael Fessner, *Die Rheinisch-Westfälische Hüttenschule zu Bochum*, in: *Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 80* (1989), S. 99–125.
- 17 Wilfried Reininghaus, *Der lange Weg zur Universität Dortmund*, Dortmund 1993.
- 18 Wolfgang König, *Technikwissenschaften. Die Entstehung der Elektrotechnik aus Industrie und Wissenschaft zwischen 1880 und 1914*, Chur 1995.
- 19 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Auf dem Weg in die Stadt (Lechtreck).
- 20 Ulrike Laufer, *Avantgarde für alle! Das Museum Folkwang als Vorreiter der Moderne und der Vermittlung moderner Kunst*, in: Adamski et al. (Hg.), *Forschung, Kultur und Bildung*, S. 515–528.
- 21 Ingrid Tönges, *Die Bergbaubücherei in Essen. Die Entwicklung einer Spezialbibliothek*, Examensarbeit Fachhochschule Köln, 1983.
- 22 Manfred Rasch, *Zur Entstehung von Geschichts- und Heimatvereinen am »preußischen« Niederrhein*, in: Wolfgang Cilleßen (Hg.), *Heimatliebe und Vaterlandstreue. Niederrheinische Museen vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus*, Wesel 2000, S. 27–45.
- 23 Ulrich S. Soénius, *Zukunft im Sinn, Vergangenheit in den Akten: 100 Jahre Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv zu Köln*, Köln 2009.
- 24 Michael Farrenkopf/Stefan Siemer (Hg.), *Bergbausammlungen in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme*, Berlin 2020.
- 25 Zum Gebäude: #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Das Baukunstarchiv NRW (Stremmenos).
- 26 Heinrich Theodor Grütter (Hg.), *Museumshandbuch Ruhrgebiet: Kunst, Kultur und Geschichte*, Bottrop 2003.
- 27 Bernd Kulla, *Die Anfänge der empirischen Konjunkturforschung in Deutschland*, Berlin 1996, S. 72–78.
- 28 Bettina Maoro, *Die Zeitungswissenschaft in Westfalen, 1914–1945. Das Institut für Zeitungswissenschaft in Münster und die Zeitungsforschung in Dortmund*, München 1987.
- 29 *50 Jahre Lehrerausbildung in Dortmund*, hg. vom Rektor der Pädagogischen Hochschule, Dortmund 1979.
- 30 Theo Plessner/Hans-Ulrich Thamer (Hg.), *Arbeit, Leistung und Ernährung. Vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Arbeitsphysiologie in Berlin zum Max-Planck-Institut für molekulare Physiologie in Dortmund*, Stuttgart 2012.
- 31 Frank Becker, *Menschenökonomie. Arbeitswissen und Arbeitspraktiken in Deutschland 1925–1945*, Frankfurt am Main 2021.
- 32 Horst Ueberhorst et al. (Hg.), *Arbeitersport- und Arbeiterkulturbewegung im Ruhrgebiet*, Opladen 1989; Johannes Hilmer/Volker Zaib, *Arbeiterbildung und Arbeiterkultur im östlichen Ruhrgebiet. Beiträge zur Arbeiterbildung, zur Maifeier und zum Leseverhalten*, Münster 1997.
- 33 Eva Balz/Christopher Kirchberg, *Fließende Grenzen: Abwasserpolitik zwischen Demokratie und Diktatur. Emschergenossenschaft und Lippeverband 1930–1960*, Essen 2020.
- 34 Ursula von Petz, Robert Schmidt 1869–1934. *Stadtbaumeister in Essen und Landesplaner im Ruhrgebiet*, Tübingen 2016.
- 35 Andreas Helfrich, *Die Margarethenhöhe Essen. Architekt und Auftraggeber vor dem Hintergrund der Kommunalpolitik Essen und der Firmenpolitik Krupp zwischen 1886 und 1914*, Saarbrücken 2000.
- 36 Peter Broich, *Neue Stadt Wulfen*, in: *Bund Deutscher Architekten, Kreisgruppe Recklinghausen* (Hg.), *Architektur im Ruhrgebiet*, Castrop-Rauxel 1986, S. 120–134.
- 37 Sara-Marie Demiriz, *Vom »Gastarbeiter« zum Mitbürger – Integration durch Bildung in Nordrhein-Westfalen am Beispiel der Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung im Ruhrgebiet*, in: *Geschichte im Westen 33* (2018), S. 227–255.
- 38 Sören Flachowsky et al. (Hg.), *Ressourcenmobilisierung, Wissenschaftspolitik und Forschungspraxis im NS-Herrschaftssystem*, Göttingen 2016; Helmut Meier, *Chemiker im »Dritten Reich«*, Weinheim 2015.
- 39 Karl Ditt, *Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923–1945*, Münster 1988.
- 40 Stefan Goch, *Frühe Sozialraumforschung zum Ruhrgebiet. »Volkstumsforschungen« und »industrielle Volkskunde« bei Wilhelm Brepohl*, in: Adamski et al., *Forschung, Kultur und Bildung*, S. 371–398.
- 41 Siehe zu diesem ganz Komplex der Kontinuität: Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- 42 Jens Adamski, *Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946–1969*, Essen 2009.
- 43 Hans Stallmann, *Euphorische Jahre. Gründung und Aufbau der Universität Bochum*, Essen 2004.
- 44 Ebd. sowie Jan Kellershohn, *Transformationsressource Wissen: zur Mythologie des »Strukturwandels« von Montanregionen*, in: Kellershohn/Demirez/Otto, *Transformationsversprechen*, S. 255–278; Jan Kellershohn, *Die Politik der Anpassung. Arbeitswelt und Berufsbildung im Ruhrgebiet 1950–1980*, Köln 2021.
- 45 <http://www.wissenschaftsforum-ruhr.de/index.php/> (4.10.2021).
- 46 <https://www.route-industriekultur.ruhr/> (4.10.2021).
- 47 Rainer Noltenius, *Europas einziges Literaturarchiv der industriellen Welt*, in: *Die Vitrine. Fachblatt für linke Bibliomanie 1* (2002), S. 27–39.
- 48 Stefan Berger, *Von der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bis zur Gegenwart neuer sozialer Bewegungen und historischer Ruhrgebietsforschung in globaler Perspektive. Das Haus der Geschichte des Ruhrgebiets in Bochum*, in: Adamski et al., *Forschung, Kultur und Bildung*, S. 351–370.
- 49 https://www.rvr.ruhr/fileadmin/user_upload/01_RVR_Home/03_Daten_Digitales/Regionalstatistik/03_Publikationen/2021-08_Metropole_Ruhr_Die_Region_in_Zahlen.pdf (4.10.2021).
- 50 <https://www.ruhrfutur.de/> (29.9.2021).
- 51 <https://talentmetropoleruhr.de/de/start/> (29.9.2021).
- 52 Bernd Kriegesmann/Matthias Böttcher/Torben Lippmann, *Wissenschaftsregion Ruhr. Wirtschaftliche Bedeutung, Fachkräfteeffekte und Innovationsimpulse der Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in der Metropole Ruhr*, hg. vom Regionalverband Ruhr, Essen 2015.
- 53 Hans Stallmann, *Die Wissenschaftsregion Ruhr*, in: Farrenkopf et al., *Die Stadt der Städte*, S. 428–434, S. 434.

LICHT IM DUNKELN DAS ALOYSIANUM VON JOSEF FRANKE IN GELSENKIRCHEN ANNA KLOKE

A

Zeichnung, Bleistift und Tusche auf Papier, 43,3 × 48,2 cm, Lageplan, 1929.

B

Fotografie, 11,9 × 8,5 cm, Fassade Schulhof mit Vordach, Pausenhalle, ohne Datum.

C

Perspektive, Tusche auf Papier, 33,4 × 119 cm, Fassade Schulhofseite, ohne Datum.

D

Schnitt, Tusche auf Papier, 35,5 × 52,7 cm, Schnitt durch mittleren Längsbau und Kapelle, 1929.

E

Fotografie, 17,4 × 22 cm, Eingang Schultestrasse, ohne Datum.

F

Historische Reproduktion, 11,9 × 8,5 cm, Perspektivzeichnung Fassade Schultestrasse, ohne Datum.

G

Ansicht und Schnitt, Bleistift und Tusche auf Papier, 37,2 × 73,2 cm, Toranlage Schulhof, 1930.

H

Fotografie, 25,5 × 35 cm, Fassaden zum Turnhof, ohne Datum.

I

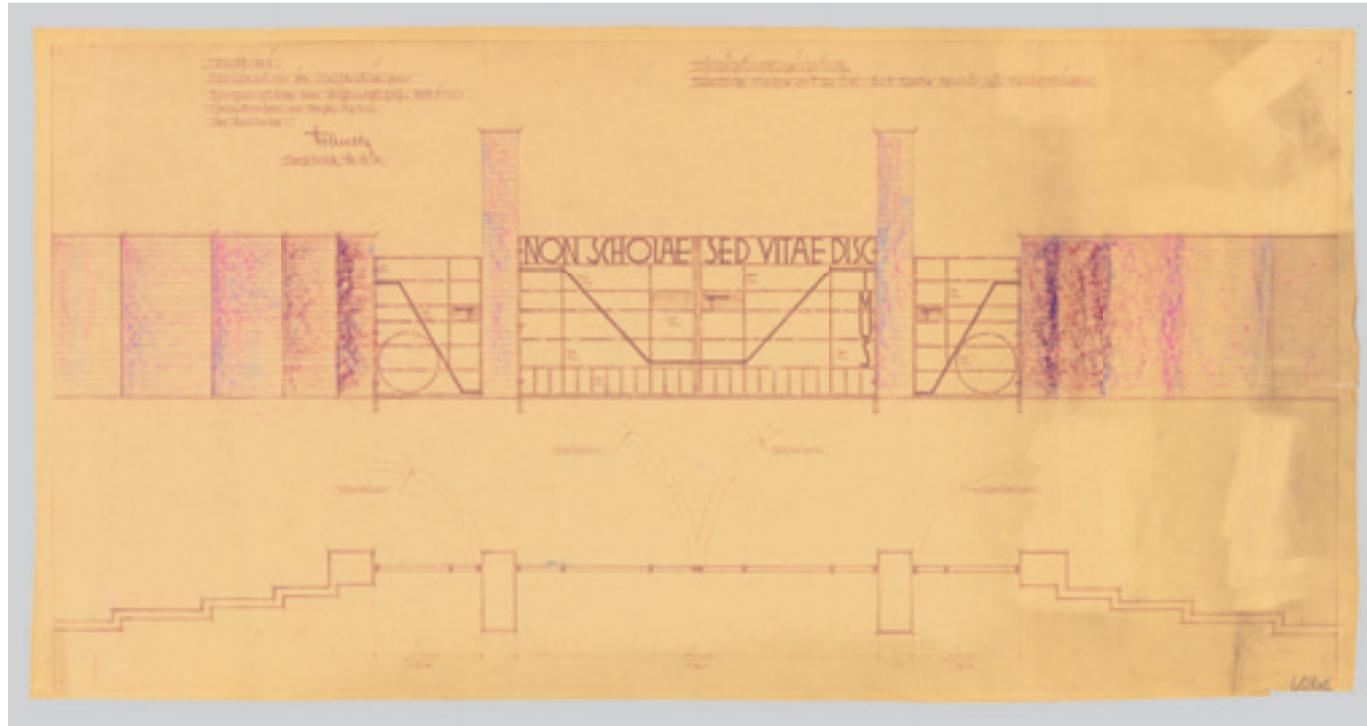
Fotografie in Passepartout versehen mit Handschrift in Bleistift, 25,5 × 35 cm, Fassade zum Schulhof, ohne Datum.

J

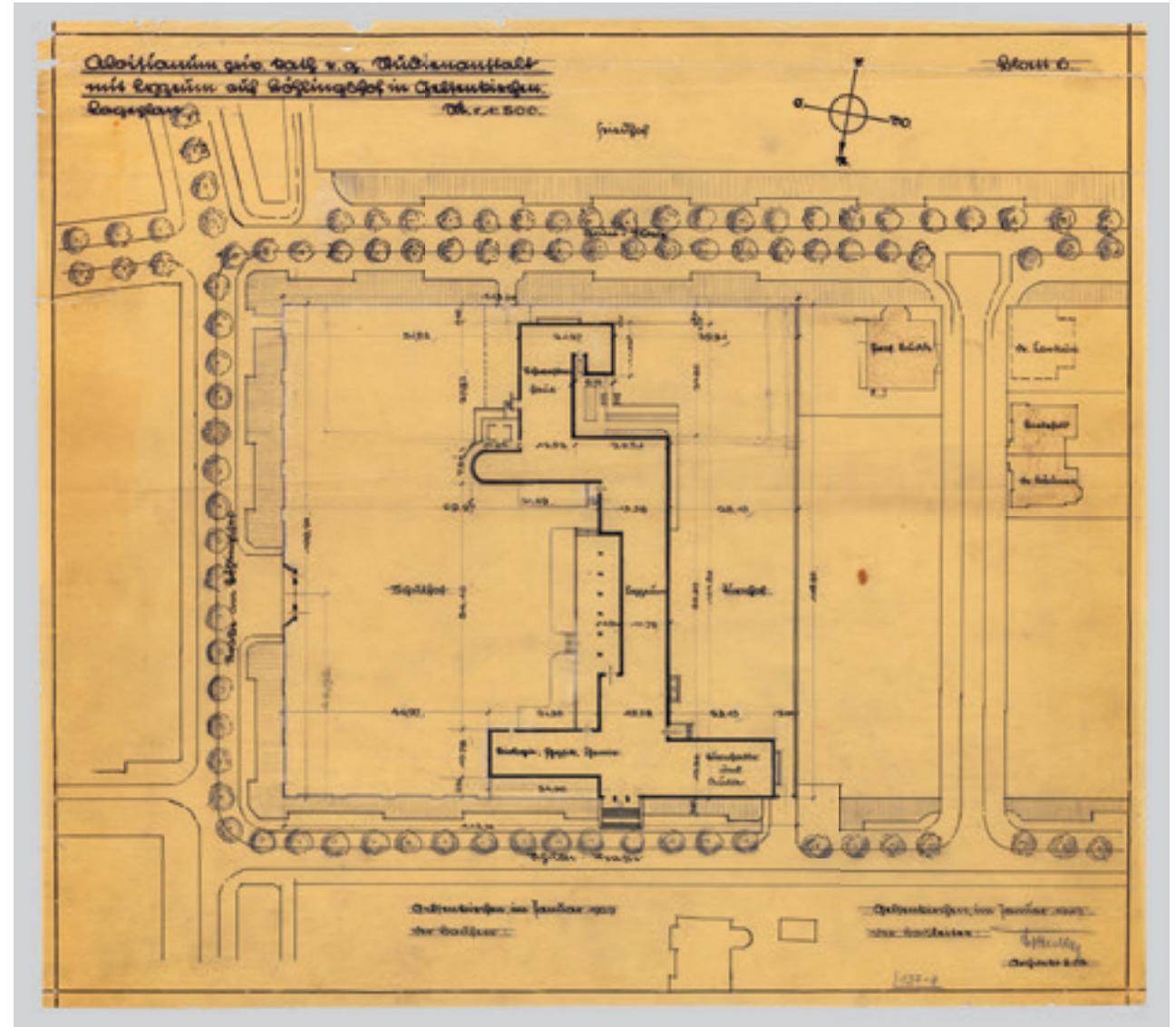
Ricarda-Huch-Gymnasium, Gelsenkirchen, Fotografien von Detlef Podehl, 2021.



»Der schönste Profan- und Zweckbau der Stadt.«¹ J. F. Lodenstein



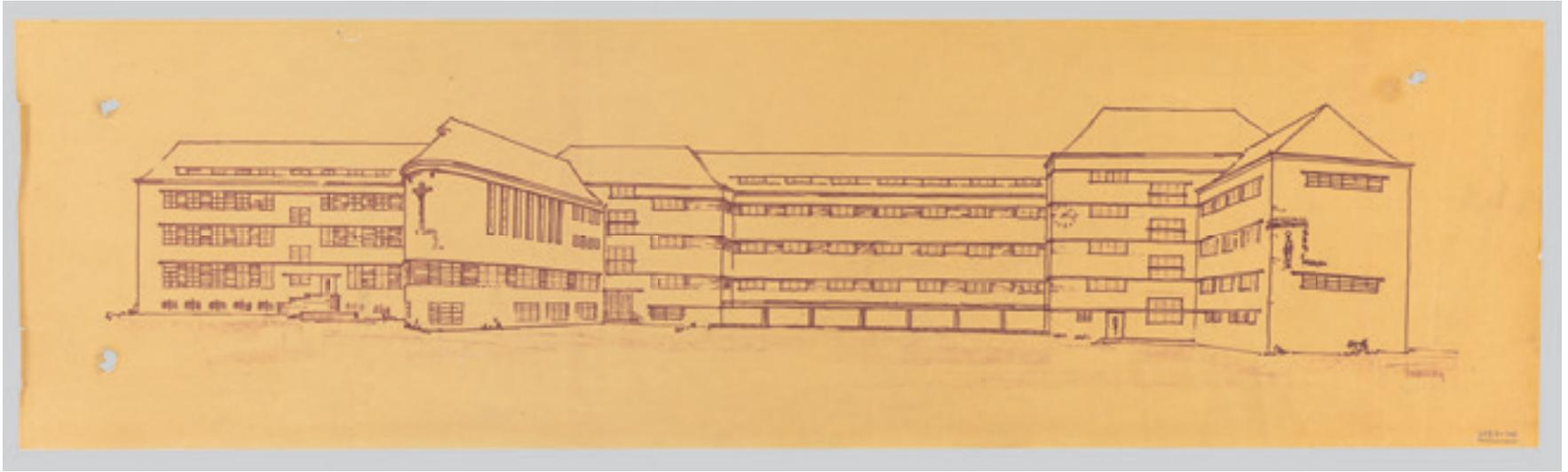
G



A



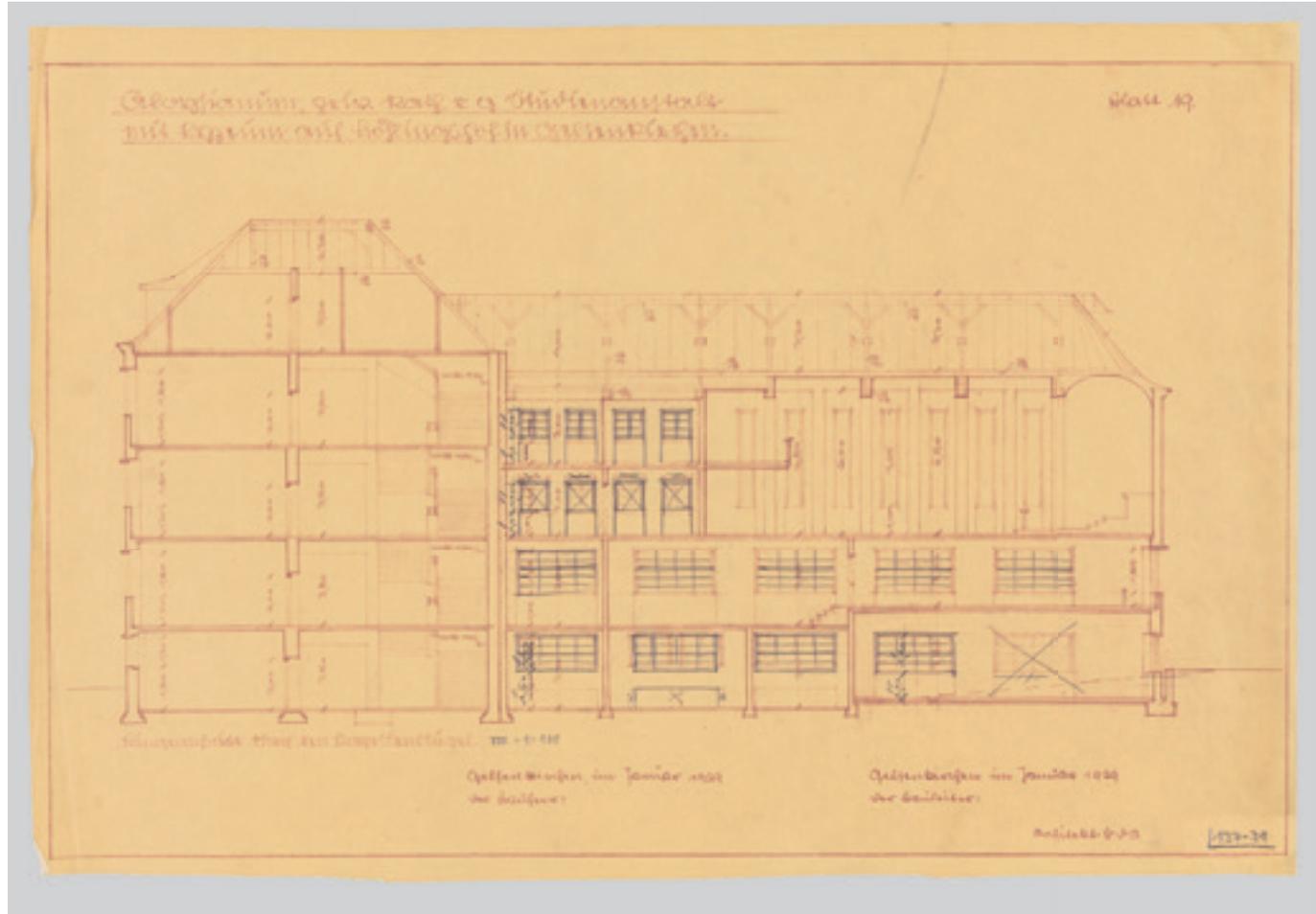
J



C

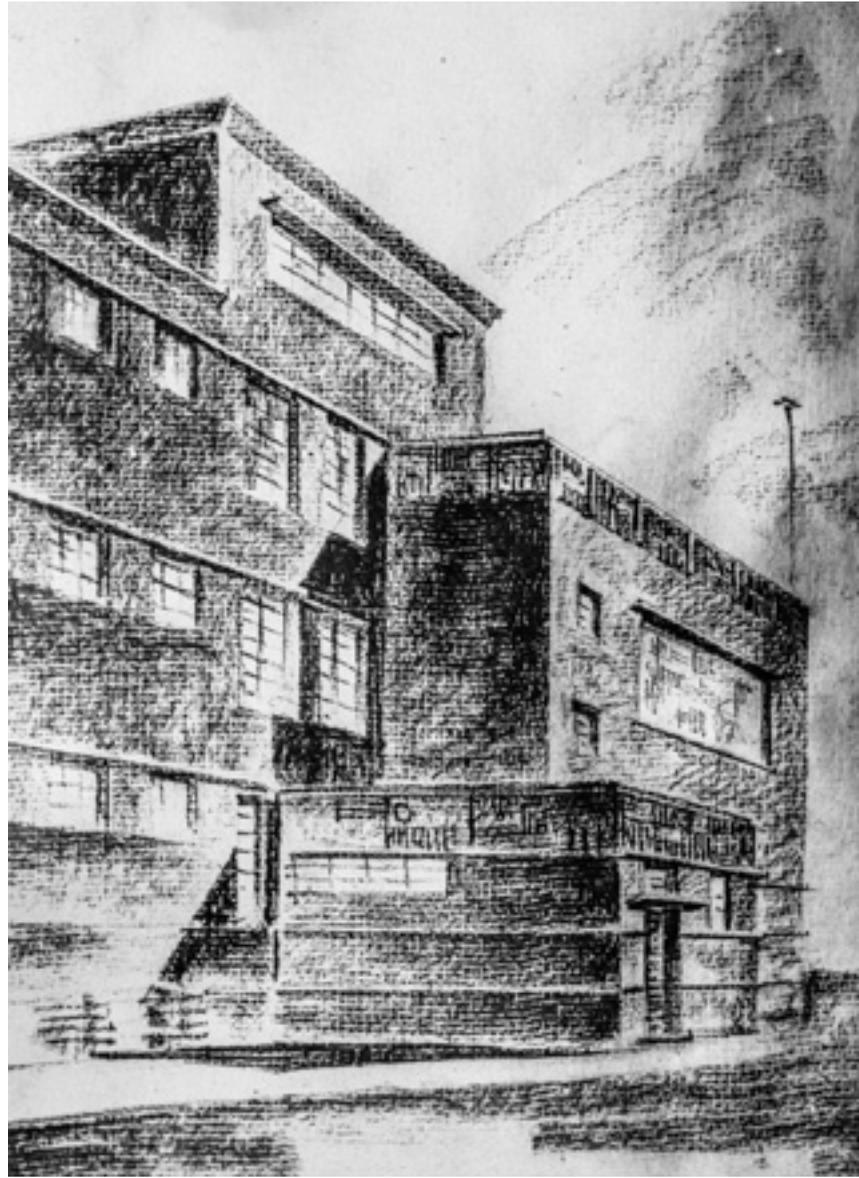


J



D





F



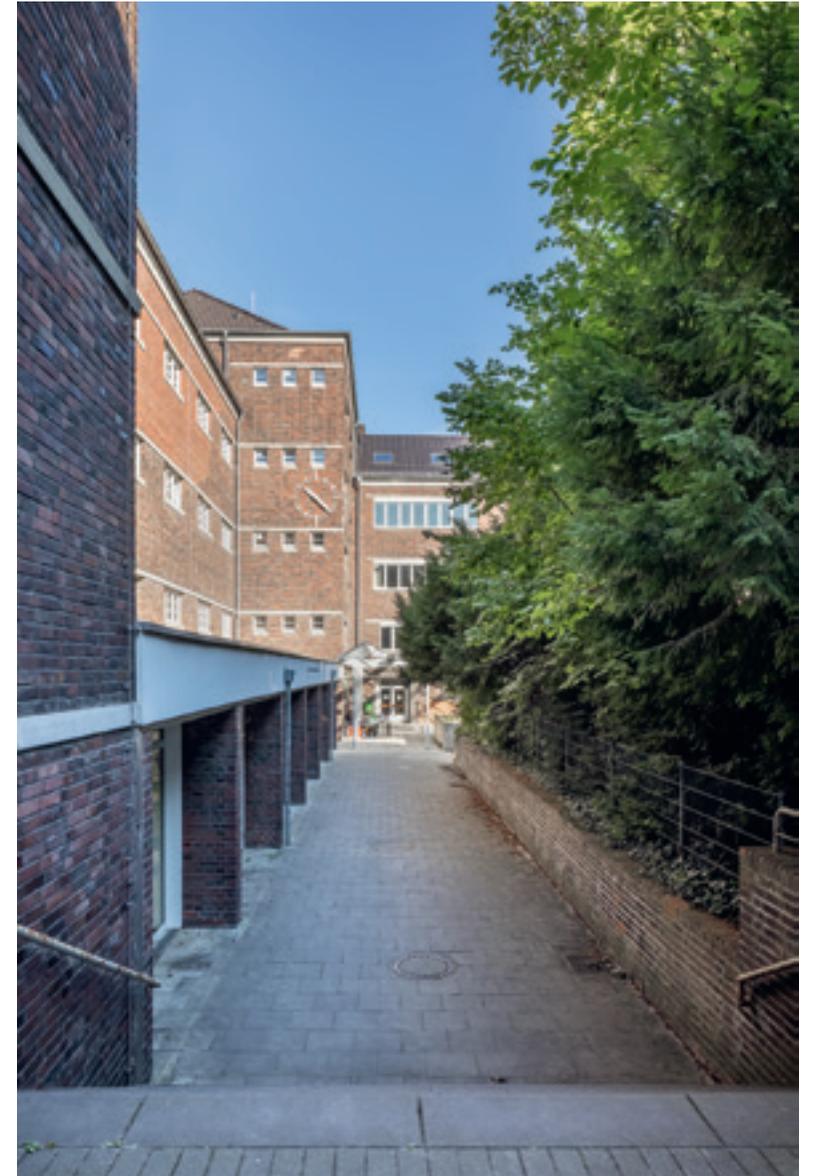
E



J



B



J



J

Die Schaffenszeit des Architekten Josef Franke (1876–1944) ist geprägt von zwei Weltkriegen, dem Ruhraufstand und der Weltwirtschaftskrise. Sein Nachlass stellt einen der persönlichsten Bestände im Baukunstarchiv NRW dar. Die Familie vertraute dem Baukunstarchiv neben Planungsunterlagen, Fotografien und verschiedenen Publikationen auch persönliche Dokumente wie Feldpost, Kondolenzschreiben und medizinische Unterlagen an. Als Franke im Januar 1944 verstarb, erschienen in Regionalzeitungen wie »Der Mittag« und der »Rheinisch-Westfälischen Zeitung« Nachrufe auf den gebürtigen Wattenscheider, die die Bedeutung, Fülle und Vielseitigkeit seines Wirkens vor allem für das Ruhrgebiet zu jener Zeit hervorhoben. Neben Privat-, Wohn- und Geschäftshäusern, Wohnsiedlungen, Schul-, Verwaltungs- und Industriebauten erlangte Franke besonders durch Kirchen vorwiegend regionale Bekanntheit. Franke, stark »sowohl im Erfinden wie im praktischen Lösen der gerade dazumal im Industriegebiet ständig erwachsenden Aufgaben«, habe mit seinen Bauten den »düster-tristen Industriestadtgesichtern aufhellende Züge« verliehen, so »Der Mittag«.² Er habe Baubilder und Grundrisse erfunden, die »auf der sicheren Wahrnehmung des Notwendigen und der Möglichkeiten, der Zweckbestimmung der örtlichen Gegebenheiten und zuvörderst des inwendigen tragenden Sinnes«³ beruhten. 1929 wurde die Heilig-Kreuz-Kirche in Gelsenkirchen Ückendorf im Stil des Backstein-Expressionismus errichtet, Frankes wohl bedeutendstes Werk.⁴ Das eigentlich »in einer Industriestadt zum Absterben verurteilt[e]«⁵ gotische Formgefühl, habe sich insbesondere mit diesem Bau seinen Durchbruch verschafft, so die Würdigung im Nachruf. Kurz nach Fertigstellung der Heilig-Kreuz-Kirche wurde Franke von Franziskanerinnen mit dem Bau des Lyzeum Aloysianum mit realgymnasialer Studienanstalt in Gelsenkirchen Bulmke-Hüllen beauftragt. Betrachtet man den Lageplan des 1931 fertiggestellten Schulgebäudes (Abb. A), so erkennt man ein ebenmäßig

rechteckiges Grundstück auf das eine reich gegliederte, asymmetrische Grundrissform gesetzt wurde. Sie teilt das 12.000 Quadratmeter große Gelände in einen Schul- und einen Turnhof. Franke gliederte den Bau vor allem nach seinen funktionalen Ansprüchen. So sollte die Lage der Klassenräume im mittleren Längsbau eine Sonnenblendung der Schüler verhindern. Im Bereich des Erdgeschosses markieren sechs Stützen eine eingrückte Pausenhalle, von deren Dach aus das Lehrpersonal die Pausenaufsicht über den Hof führen sollte. An den Längsbau schließt entlang der Schultestraße ein Quergebäude an, das neben den Sälen für die Naturwissenschaften, in der Flucht leicht versetzt, auch die Aula und die Turnhalle beherbergt. Diese ebenfalls von der Öffentlichkeit frequentierten Orte lokalisierte Franke in direkter Verbindung zum Straßeneingang. Vis-à-vis des örtlichen Gemeindefriedhofs an der gegenüberliegenden Seite des Schulgeländes schließt das Schwesternhaus an. Es wird mit dem mittleren Lehrtrakt über einen Riegel verbunden, der in einer Apsis mündet. Hier war die von Franke entworfene Kapelle des Hauses untergebracht. In einer Perspektivzeichnung des Hofes (Abb. C) erkennt man, wie sich die einzelnen Gebäudetrakte durch ihre Höhe, Vor- und Rücksprünge unterscheiden und damit charakterisieren. Die Kapelle gibt sich nicht nur über eine Rundung in Dach und Mauerwerk, sondern auch durch ein appliziertes Kreuz und große Fensteröffnungen im Hochformat zu erkennen. Umlaufende Gesimse aus Sandstein betonen die Horizontale und verbinden die einzelnen Fassaden zu einer Einheit. Querrechteckige Sprossenfenster schließen an die Gesimse an oder werden hiervon eingefasst. Die hellen Sandsteinbänder kontrastieren mit dem dunklen Ziegel, ein kostengünstiges, sich Industriegasen widersetzendes Baumaterial, mit dem sich der Bau den Häusern der Umgebung anpassen sollte.

Ein Längsschnitt durch die Kapelle und den Mittelbau samt Treppenhaus zeigt die klassische Dachstuhlkonstruktion und

die Zweigeschossigkeit der Kapelle (Abb. D). Interessant an diesem Blatt sind vor allem die leichten Korrekturen, die Entwurfsgedanken nachvollziehen lassen. Ist hier vom Mittelbau aus gesehen das letzte von fünf Souterrain-Fenstern schlicht durchgestrichen, so fehlt in der Perspektivzeichnung das vorletzte Fenster, wodurch der Bereich der Apsis optisch abgegrenzt wird (Abb. C).

Prägt trotz ihrer geringen Höhe die Dachlandschaft der traditionellen Walmdächer vom weitläufigen Schulhof aus gesehen die Ansicht der Schule, wirkt sie zugleich vom schmalen Straßenraum am Haupteingang Schultestrasse wie ein modernes Flachdachgebäude. Ein Eindruck, den ebenfalls die historischen Fotografenaufnahmen (Abb. B, E) wie auch eine weitere Perspektivzeichnung Frankes (Abb. F) aus dem Archivbestand vermitteln. Die Perspektive zeigt eine Entwurfsvariante der Eingangssituation, die mit einflügeliger Tür und kleinem Vordach weniger imposant wirkt. Auch hier ist der Winkel so gewählt, dass die Gebäudetrakte den Eindruck moderner ineinander verschachtelter Kuben erwecken.

Neben einem filigran wirkenden Flachdach in optischer Fortführung des Gesimses, ist der tatsächlich realisierte Haupteingang (Abb. E) geprägt durch die gemauerten Dachstützen, die breite, wangengefasste Freitreppe und die lateinische Inschrift – ein Gruß der Franziskaner – »pax et bonum« (»Frieden und Wohlergehen«). Dies ist eine der wenigen Stellen, an denen ein expressionistisches Spiel mit den geometrischen Formen der Ziegel am Gebäude zu finden ist. Entworfen hatte diesen Bauschmuck Frankes damals 16-jährige Tochter Margarethe. Besonders aufwendig gestaltet wurde eine Toranlage zum Schulhof, von der nur noch die Baustellenpläne im Baukunstarchiv zeugen (Abb. G).⁶ Die Ziegelmauer des Schulhofes zieht sich, wie auf dem Plan zu erkennen, zum Tor stufenweise zurück, wodurch ein kleiner Vorplatz entsteht. Zwei anschließende

Fußgängereisentre werden durch zwei markant hoch gezogene Stützpfiler vom mittleren Durchfahrtstor mit der Seneca-Inschrift »NON SCHOLAE SED VITAE DISCIMUS« (»Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir«) getrennt. Der symmetrische Aufbau der Toranlage mit ihrem geometrischen Formenspiel ist geschickt durch den nicht-symmetrischen Verlauf der Schrift gebrochen worden.

Josef Franke wird häufig als moderner Traditionalist bezeichnet, eine Beschreibung, die auch auf das Gebäude des Aloysianums zutrifft. Die starke Horizontalgliederung (Abb. C) und Staffelung der Baukörper entstammen zusammen mit den filigran wirkenden Flachdächern des Haupteingangs sowie des Vordachs an der Schulhofseite und nicht zuletzt der gestalterisch anspruchsvollen Schultoranlage dem Formenkanon der Neuen Sachlichkeit und weisen zudem typische Elemente des im rheinisch-westfälischen Industriegebiet weit verbreiteten Backsteinexpressionismus auf. Sie stehen jedoch im Kontrast zu den traditionellen Walmdächern des Komplexes (Abb. I). In einer von Franke 1917 herausgegebenen Publikation seiner Arbeiten, hält er fest: »Der Zweck geht über die Wirkung, der Inhalt geht über die Form.«⁷

Das 1931 eingeweihte Aloysianum hatte trotz der schwierigen wirtschaftlichen Situation während der Weltwirtschaftskrise rund 600 Schülerinnen in 18 Klassen. 1938 schlossen die Franziskanerinnen auf Druck der Nationalsozialisten die Schule. Die Stadt Gelsenkirchen erwarb das Schulgebäude und eröffnete 1939 die nach Emil Kirdorf benannte Kirdorf-Oberschule für Mädchen. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude bis zur fast vollständigen Zerstörung im November 1944 hauptsächlich als Lazarett genutzt. Im März 1946 konnte der Unterricht an der nun Ricarda-Huch-Gymnasium genannten Schule wieder aufgenommen werden. Der Wiederaufbau des Gebäudes dauerte bis 1955. Im Bereich des Kapellentraktes steht heute ein recht-

winkliger Baukörper (Abb. J), der zwar ebenfalls eine Klinkerfassade und ein Walmdach aufweist, jedoch weder Sprossenfenster noch ein durchgehendes Sandsteingesims. Der Bereich der Aula, der – wie in der Perspektivzeichnung und auf Archivfotos zu erkennen – über ein einzelnes großformatiges, liegendes Fenster verfügte, ist seit dem Wiederaufbau durch eine Reihe großer, vertikaler Fensterformate markiert (Abb. J). Auch im Bereich der Säle der Naturwissenschaften wurde auf kleinteilige Sprossenfenster verzichtet. An diesen Flügel schließt seit Mitte der 1990er Jahre ein Neubau an (Abb. J), der kaum mit der Architektursprache Frankes korrespondiert.

Waren Frankes Entwürfe zu Beginn noch deutlich dem Historismus verhaftet, so zählen seine Bauten in den 1920er Jahren hauptsächlich zum Backsteinexpressionismus und später zur Neuen Sachlichkeit. Die Bedeutung seines Wirkens zeigt die Vielzahl seiner unter Denkmalschutz stehenden Bauten, insbesondere in seinem Wohnort Gelsenkirchen. Sie sind steinerne Zeugen der rasanten städtebaulichen Entwicklung des Ruhrgebietes zu Beginn des 20. Jahrhunderts (#Essay Strukturwandel und Bildung). Der Nachlass Frankes im Baukunstarchiv NRW dokumentiert darüber hinaus das Leben und Wirken eines Architekten inmitten gesellschaftlich und politisch labiler Zeiten.

Anmerkungen

- 1 J. F. Lodenstein, Josef Franke zum Gedenken, in: Der Mittag – Zeitung für Rhein und Ruhr, 1./2.4.1944.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Bereits 1922 erhielt Franke den Auftrag für den Erschließungsplan des Geländes für die geplante Kirche in Gelsenkirchen Ückendorf. Erst 1926 konnten die Planungen wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage wieder aufgenommen werden. Der Bau wurde dann 1927

- 5 bis 1929 realisiert. #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr; #Miniatur Heilig-Kreuz-Kirche (Pizonka).
- 6 Lodenstein, Josef Franke zum Gedenken.
- 7 Wie Fotografien aus dem Stadtarchiv Gelsenkirchen belegen, war die Toranlage nach dem Wiederaufbau 1955 noch vorhanden.
- 7 Josef Franke (Hg.), Die Arbeiten des Architekten Josef Franke, Gelsenkirchen 1930, S. 3.

HEIM DER
OFFENEN TÜR
HEINZ BUCHMANN,
ND-JUGEND-
ZENTRUM,
DINSLAKEN
SONJA PIZONKA

»Die Cafénachmittage sind als ein bereicherndes Element des Hauses anzusehen und haben sich bewährt. Eine beabsichtigte gepflegtere Atmosphäre wirkt sich kultivierend auf die Jugendlichen aus.«¹
ND-Jugendzentrum, Rückblick
Herbstprogramm

A

Skizzen, Bleistift auf Papier,
29,7 × 21 cm, ND-Jugendzentrum,
ohne Datum.

B

Zeichnung, Tusche auf Papier,
60 × 43 cm, Grundriss M 1:100,
ND-Jugendzentrum Dinslaken
Kellergeschoss, ohne Datum.

C

Lichtpause, 43 × 59,5 cm, Ansichten
M 1:20, Tresen Milchbar im
»Haus der offenen Tür« Dinslaken,
1964.

D

Lichtpause, 50 × 75 cm, Ansichten,
Südansicht und Erweiterung,
Nordansicht, 1962.

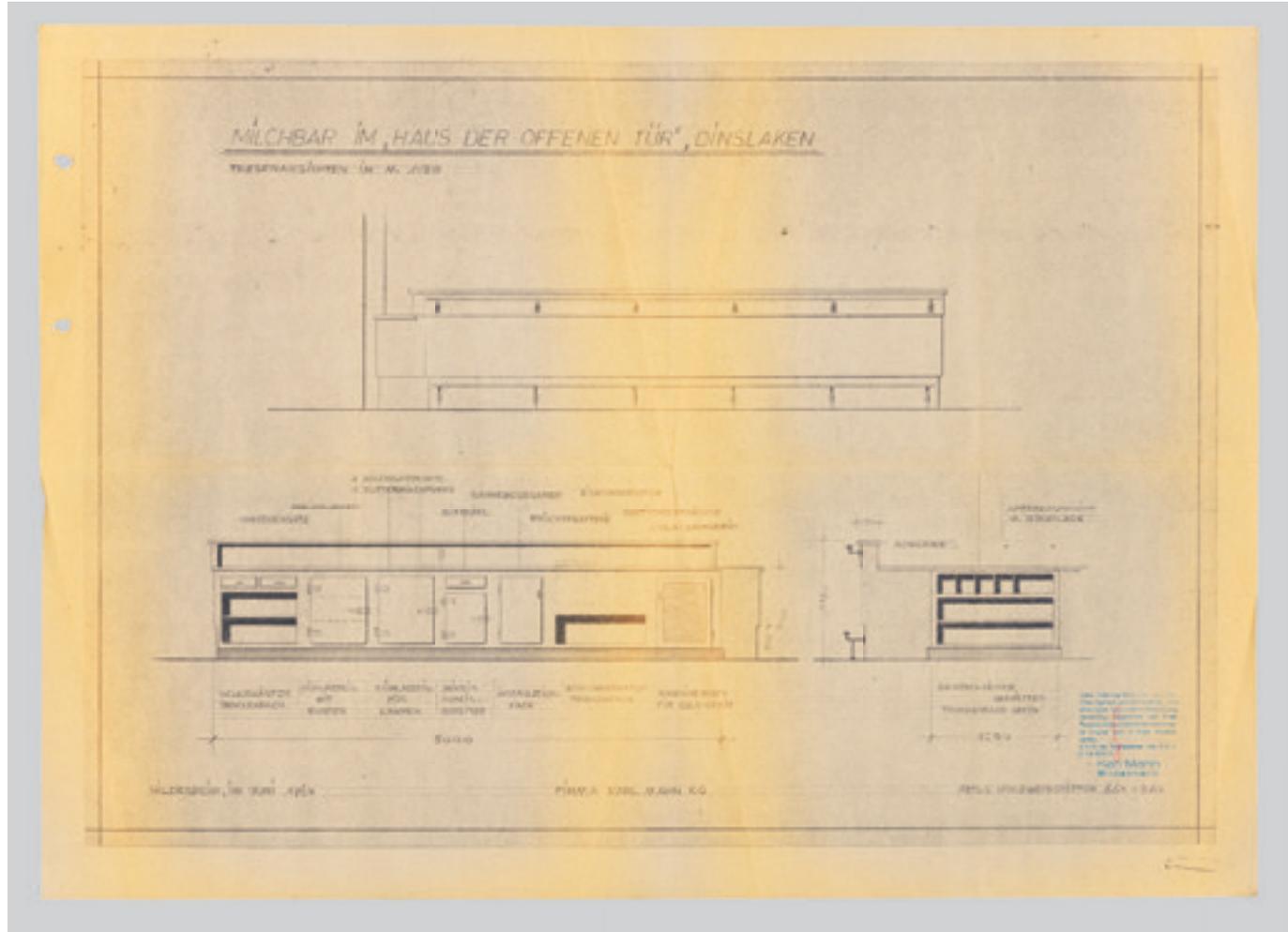
E

Lageplan, Dinslaken, Flur 42,
M 1:500, Lichtpause, 42 × 59 cm,
1962.

F

ND-Jugendzentrum, Dinslaken,
Heinz Buchmann, Fotografien
von Detlef Podehl, 2021.



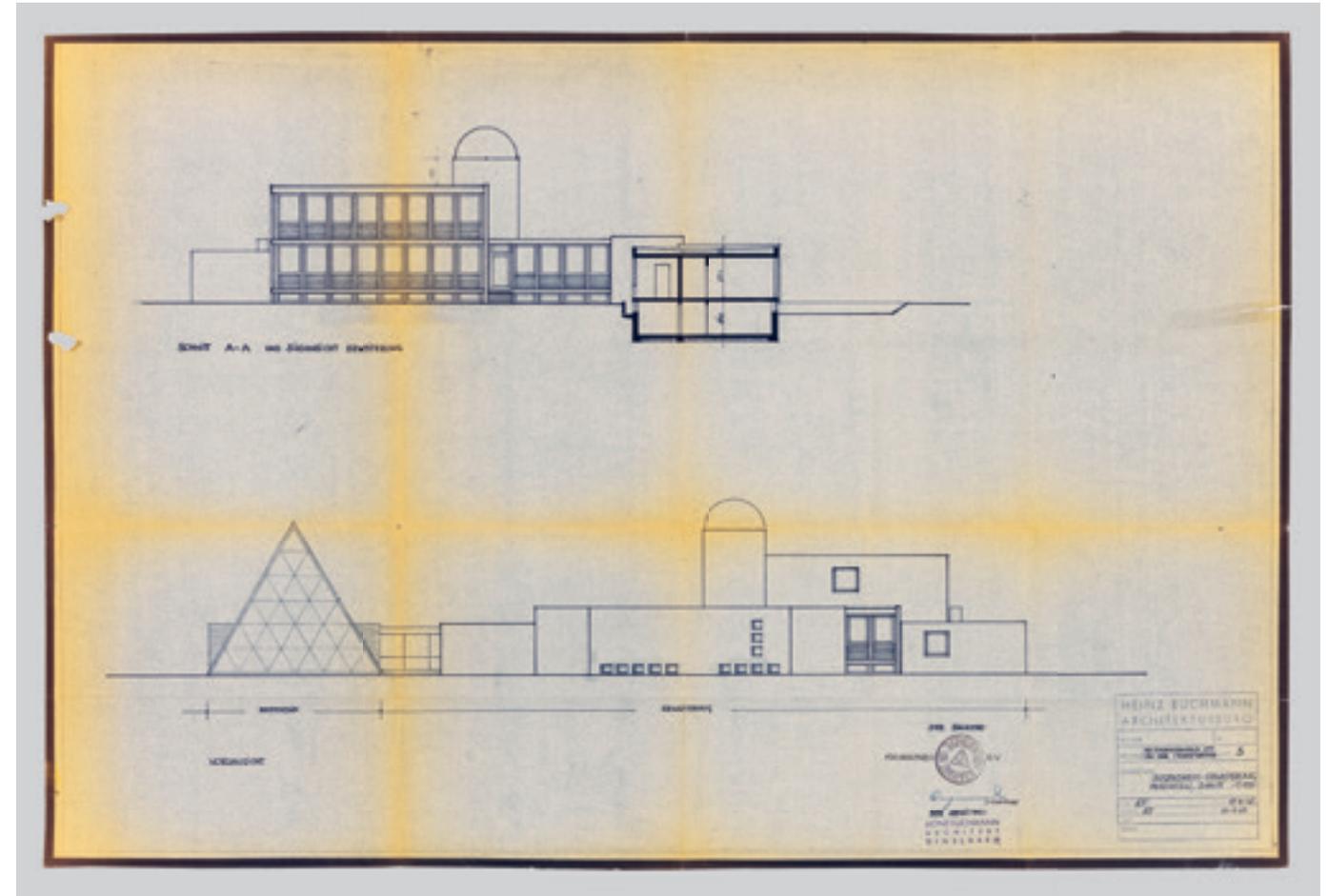


C





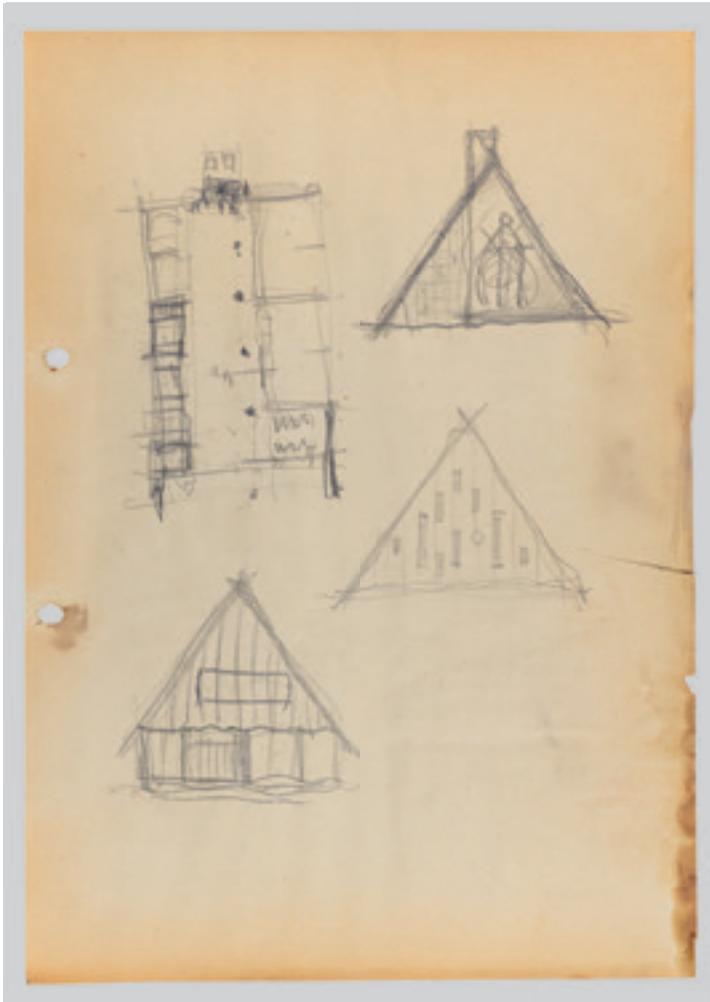
F



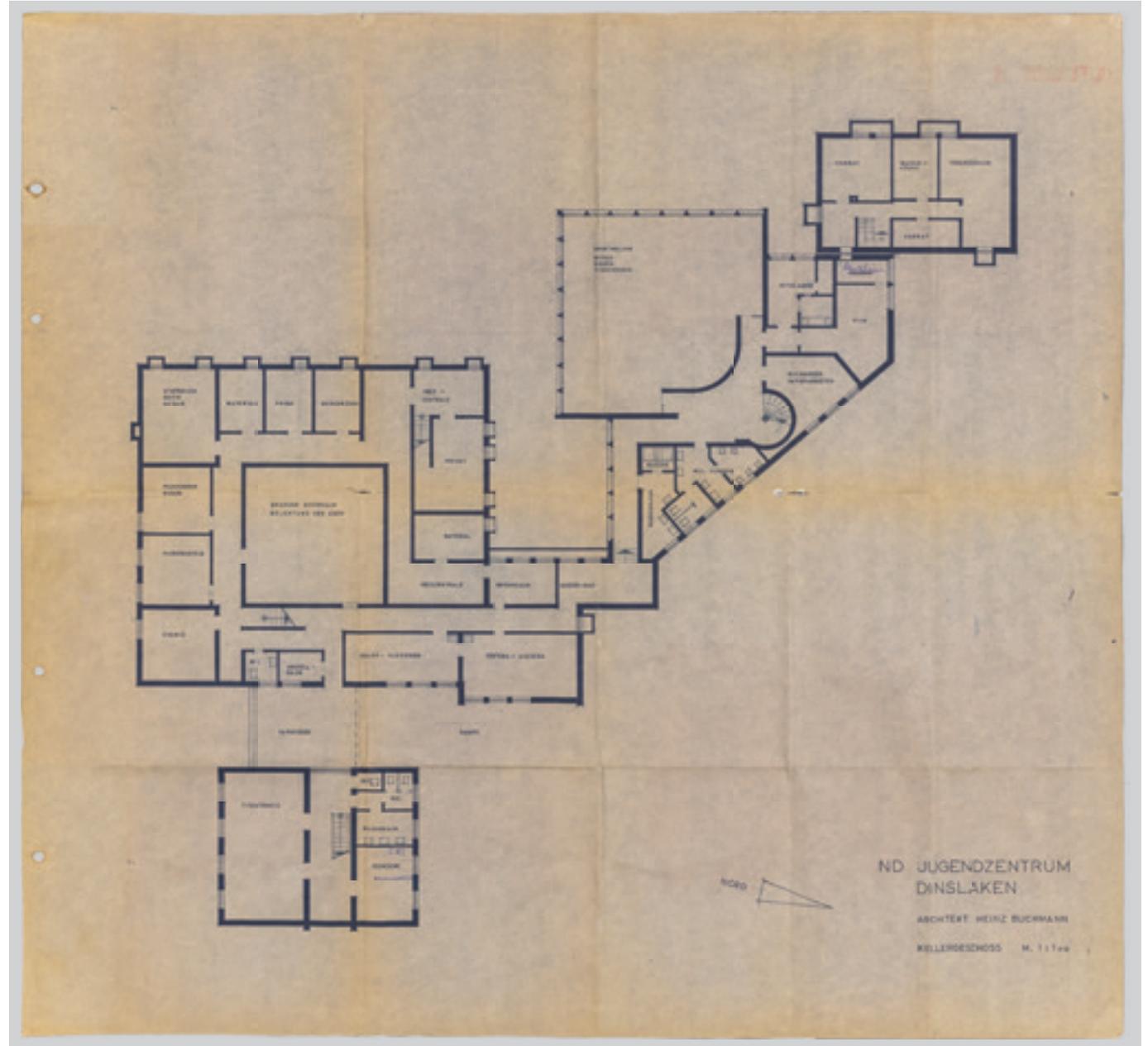
D



F



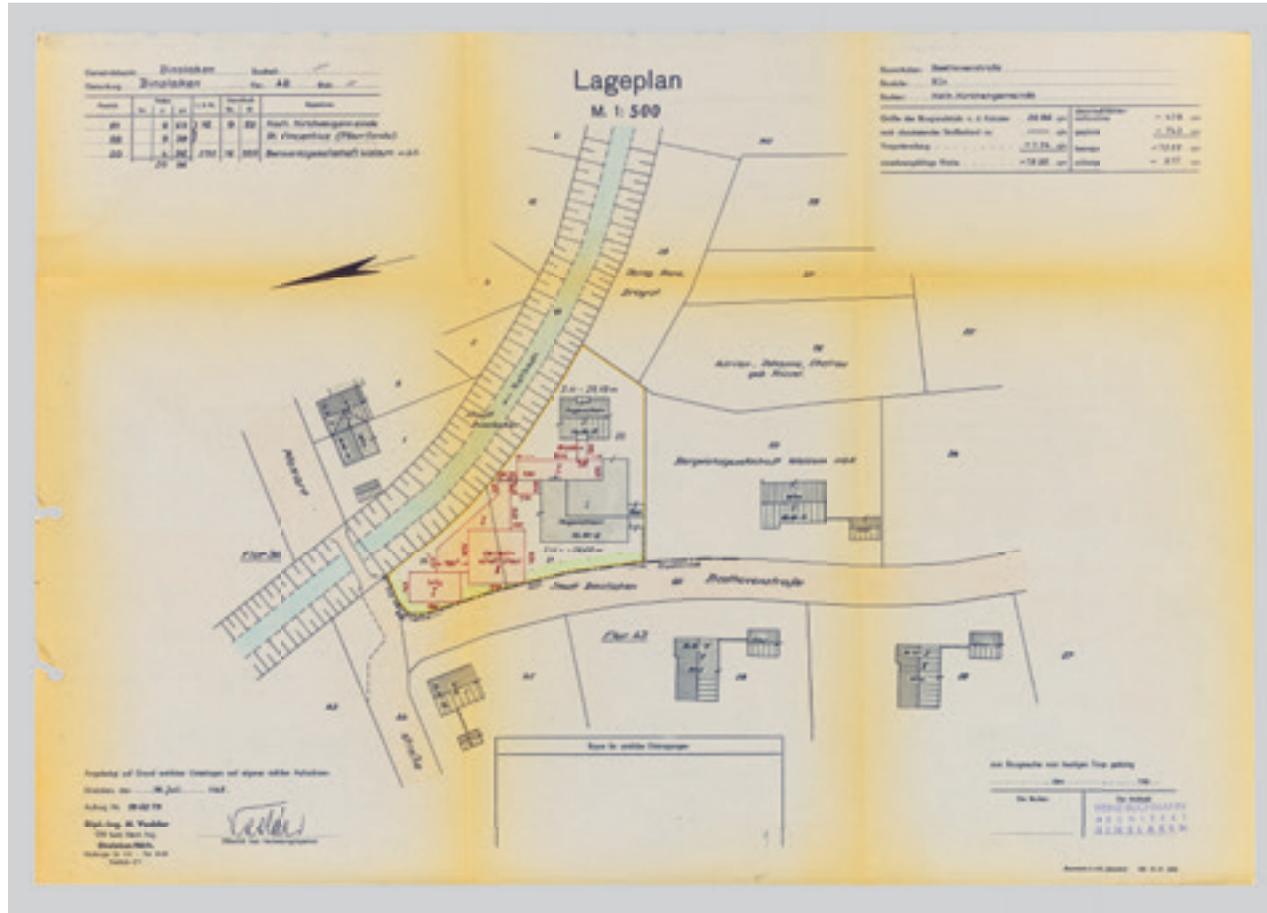
A



B



F



1953 erschien die Publikation »Jugendbauten unserer Zeit«. Die Herausgeber stellten kürzlich erbaute Kindertagesstätten, Kinderheime, Internate, Jugendwohnheime, Jugendheime und Jugendzentren aus dem In- und Ausland vor. Zu den berücksichtigten Jugendzentren gehörten unter anderem Bauten sowie Entwürfe von Otto Bartning, Jacob Berend Bakema, Alvar Aalto, Alfred Roth und Richard Neutra. Diese wurden als Beispiele für eine potenziell bedeutsame Bauaufgabe angesehen, da es in diesem Bereich bisher nur wenige Vorbilder gebe, sodass sich bei der Planung noch neue Bauformen entwickeln ließen.² Die Herausgeber wiesen zudem darauf hin, dass Jugendzentren auch in der Kritik stünden: »Viele meinen, dass es nicht gut sei, die Jugend ausdrücklich durch eigene Häuser zu isolieren [...]. Sie begründen ihre Auffassung damit, dass die innere Auflösung der Familienzelle ohnehin fortschreite und nicht noch dadurch unterstützt werden dürfe, daß man Kindern und Eltern in ihrer Freizeit getrennte Aufenthalte anbietet.«³

Befürworter der Jugendzentren sahen dagegen Potenzial für junge Menschen, sich mit Gleichaltrigen auszutauschen (#Essay Formationen der Moderne). Um eine Begegnung in eigenen Räumen ohne Mitgliedschaft in einer Gruppe (darunter zum Beispiel Jugendgruppen der Gewerkschaften, Parteien, christliche Konfessionen) zu ermöglichen, gab es das Konzept des »Heimes der Offenen Tür«. Dazu hieß es in den 1953 gefassten Gautinger Beschlüssen: »Das Heim der Offenen Tür ist eine Freizeit- und Begegnungsstätte im freien Erziehungsraum und ergänzt die Erziehung im Elternhaus, in der Schule und im Beruf. Es dient der gesamten Jugend und muß allen täglich offen stehen.«⁴ Diese Beschlüsse hatten Unterausschuss-Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendvorsorge im oberbayerischen Gauting erarbeitet. Sie dienten als Definition des Begriffs »Heim der offenen Tür« und sollten Arbeitsgrundlage zur weiteren Entwicklung des Konzepts sein. Als am 8. Dezember 1958 der Jugendbund Neudeutschland ein eigenes Jugendzentrum in Dinslaken eröffnete, sollte es zunächst ein Heim

E

der »halboffenen Tür«⁵ sein. Dies bedeutete, dass es auf dem Gelände sowohl Bereiche für Jugendliche ohne Mitgliedschaft als auch Räume eigens für die Mitglieder des Jugendbundes gab.

Der Jugendbund Neudeutschland (ND) war 1919 als Teil der katholischen Jugendbewegung gegründet worden. In Dinslaken schloss sich 1926 eine ND-Gruppe zusammen. Im Nationalsozialismus verboten, gründeten sich die Gruppen in der Nachkriegszeit wieder neu; in Dinslaken fanden rund 80 Mitglieder zusammen. Sie trafen sich zunächst in Räumen auf dem Gelände der damaligen Pestalozzischule (heute Gartenschule), diese mussten jedoch im Zuge einer Erweiterung der Schulbauten bald wieder aufgegeben werden. Deshalb wurde beschlossen, ein eigenständiges Jugendzentrum zu bauen. Dabei sollte die in der ND-Gruppe organisierte Jugend gemeinsam mit den Erwachsenen, die früher dem Jugendbund angehört hatten und jetzt im ND-Männerring waren, die Aktivitäten im Haus prägen. Rückblickend hieß es dazu: »Wir gingen dabei aus von dem Gedanken, daß die Jugendgruppe lernen sollte, über ihre eigenen Belange hinaus sich zu kümmern um die nicht-organisierten Jugendlichen, während die Erwachsenen ihre romantisch-verklärte Jugenderinnerung hinter sich lassen und die konkreten Aufgaben an der heutigen Jugend nach Maßgabe ihrer Freizeit wahrnehmen sollten.«⁶ Der Architekt Heinz Buchmann (1930–2004) aus Dinslaken erarbeitete ab 1956 die Pläne für das Jugendzentrum. Die Lage des Baugeländes beschrieb er folgendermaßen: »Das Grundstück liegt im Westen des Dinslakener Stadtgebietes in einem mit Einfamilienhäusern guter Ausstattung locker bebauten oder noch zu bebauenden Gelände. Es schließt an einen den Rotbach begleitenden Grüngürtel an und hat über die Mozartbrücke und die Mozartstraße eine kurze Verbindung zum Gymnasium und zum Burgtheater (ca.350 m). Ein Sportplatz befindet sich in 500 m Entfernung rotbachabwärts.«⁷ Damit war ein Gelände vorhanden, das günstig in einer innenstadtnahen Wohnsiedlung zwischen Schule und Sportplatz lag. Buchmann entwickelte ein Konzept mit zwei separaten Bauten. Das sogenannte »Zelt«, ein Gebäu-

de unter einem fast auf den Boden reichenden Satteldach, sollte der Gruppenarbeit dienen (Abb. A). Das benachbarte Bungalowgebäude »Atrium« war mit Werkräumen, Bibliothek (#Bibliotheken an der Ruhr) und Diskussionsraum als Haus der offenen Tür vorgesehen. In Dinslaken dauerte es nur wenige Jahre, bis sich die ursprüngliche Trennung in Gruppenräume und frei zugängliche Bereiche als obsolet erwies. Aloys Angenendt, Initiator und erster Leiter des ND-Jugendzentrums, erinnerte sich 1968: »Das ND-Jugendzentrum wurde mehr und mehr ein Treffpunkt der nichtorganisierten Jugendlichen aus der Stadt und aus dem Kreisgebiet. Der Stamm der Heimbesucher wuchs schnell von 200 über 400 und 600 bis 800 Jugendlichen. Die Räume, die für die organisierte Jugend vorgesehen waren, mußten jetzt auch für die vielfältigen Wünsche und Bedürfnisse der Nichtorganisierten zur Verfügung gestellt werden. So wurde aus dem Heim der Halb-Offenen-Tür ein Heim der Ganz-Offenen-Tür.«⁸ Die ND-Gruppe, die sich regelmäßig im Zelt getroffen hatte, löste sich 1966 auf, andere organisierte Gruppen bestanden jedoch weiter. Angenendt erklärte dies so: »Die Bereitschaft der Jugendlichen, sich in einer Gruppe als Lebens- und Gesinnungsgemeinschaft für lange Zeit fest zu binden, wurde im Laufe der Jahre immer geringer, während die Neigung, sich mit Gleichaltrigen für kurze Zeit zur Erreichung eines konkreten Zieles zusammenzuschließen, auffallend zunahm.«⁹ Das Jugendzentrum gewann dabei mehr und mehr an Beliebtheit, und die Verantwortlichen waren durchaus bereit, bei der geplanten Erweiterung auf die Wünsche der Jungen und Mädchen zu reagieren. In den bestehenden Gebäuden waren es insbesondere die Aufenthaltsräume für das lockere Beisammensein sowie die Werkräume im Atrium, die großen Zuspruch erhielten. Deshalb erklärte Heinz Buchmann: »Das führte zur Erweiterung des Atriums und zur Angliederung einer der suchenden Unruhe der Jugend entsprechenden bewegten Baugruppe mit Bar, Jugendcafé, einer Halle als Raum der Begegnung sowie Sport- und Gemeinschaftsräumen.«¹⁰ Buchmann führte sein Konzept einer Architektur mit möglichst vielen, locker

miteinander verbundenen Bereichen für unterschiedliche Nutzungen fort. Im Erdgeschoss hatte er einen großen Aufenthaltsbereich und im Keller Werk- und Sporträume geplant. Auf einem Grundriss des Kellergeschosses sind zum Beispiel Bereiche für Film, Fotografie, Buchbinden und Papierarbeiten sowie Sportarten wie Boxen, Ringen, Tischtennis (Abb. B) eingezeichnet. Pläne für eine Milchbar fragte der Architekt zudem bei der Firma Karl Mann KG in Hildesheim an, die Theken für den damals populären Ausschank nichtalkoholischer Getränke anfertigte (Abb. C). Mit der Eröffnung des Erweiterungsbaus 1965 gab es fortan nicht nur mehr Platz für die jungen Besucher:innen, auch die Amateur-Astronomen aus Dinslaken und Umgebung konnten jetzt die ebenfalls neu eingeweihte Sternwarte nutzen, deren Kuppel die Bauten des Jugendzentrums überragte (Abb. D). Mit dieser Erweiterung war das Grundstück am Rotbach nun fast vollständig bebaut (Abb. E). Anders als bei vielen anderen Einrichtungen für Jungen und Mädchen war es beim ND-Jugendzentrum gelungen, ein neues, von vornherein auf die vorgesehene Nutzung geplantes Gebäudeensemble zu errichten. Der Eindruck, sich in einem Provisorium zu treffen, blieb den Jugendlichen in Dinslaken erspart. Ihnen standen, auch als Zeichen der Wertschätzung und Anerkennung, eigene Räume zur Verfügung (#Essay Ideen für das Museumszentrum Essen). In einer Untersuchung zu Jugendzentren wurde die Wichtigkeit dieses Aspekts betont: »Man kann kaum erwarten, daß sich Jugendliche auf die Dauer in einem ›Heim‹ wohlfühlen, das einer ›Katakomben‹, einem ›Wartesaal‹ gleicht oder eine ›windschiefe Bretterbude‹ darstellt.«¹¹

Das »Haus der offenen Tür« war in Dinslaken ein Erfolg. 1968 kamen pro Tag durchschnittlich 432 Jugendliche, an schulfreien Tagen waren es manchmal fast 700. Die Besucherstatistik für dieses Jahr ergab folgende Werte: »Evangelisch 49,50 %, katholisch 46,5 %, sonstige 4%. Von den Besuchern waren 1968 70 % Jungen und 30 % Mädchen. Die Besucher kamen aus dem ganzen Kreis: 70% aus Dinslaken, 21% aus Walsum, 8% aus Voerde und 1% aus Hünxe. Über die

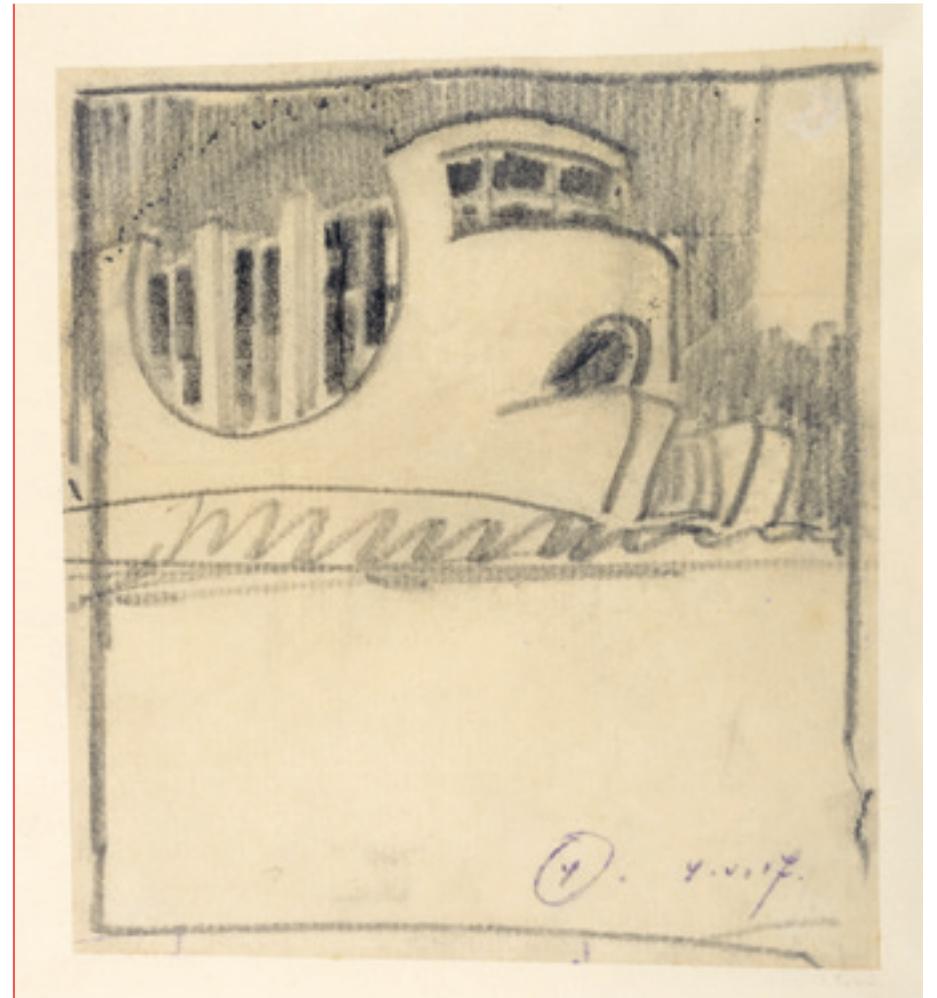
Hälfte der Jungen und Mädchen sind Kinder aus Familien der Arbeiter und Handwerker.«¹² Dabei kam die Architektur mit ihrer Vielzahl an Räumen den Bedürfnissen der jungen Besucher:innen nach Begegnungs- und Rückzugsbereichen besonders entgegen; gleichzeitig bot sie Platz für ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm. Beliebt waren etwa im Jahr 1969 Forumsgespräche mit den Titeln »Rebellierende Jugend« und »Jugend in der Alkohol- und Rauschgiftwelle«. Tanzpartys im kleinen Kreis, Cafénachmittage, und Jugendgottesdienst fanden ebenfalls Anklang. Zu den für das Jahr 1970 angekündigten Neuerungen gehörten Nachhilfe in Mathematik und Deutsch sowie Englischkurse und ein Kurs in »Experimenteller Grafik«.¹³ Beliebte Angebote wurden beibehalten und immer wieder durch neue Formate ergänzt. Heinz Buchmann, der auch Mitglied des Fördervereins war, blieb dem ND-Jugendzentrum jahrelang verbunden und begleitete verschiedene Sanierungs- und Modernisierungsmaßnahmen. In Dinslaken und Umgebung plante er noch weitere Gebäude, unter anderem Schulbauten, Wohnheime und Schwimmbäder. Darüber hinaus entwarf Buchmann die Kirchen Heilig Geist (1963) und Heilig Blut (1965) in Dinslaken¹⁴ sowie zusammen mit dem Bildhauer Josef Rikus die Kirche Johannes XIII. (1969) in Köln.

Anmerkungen

- | | |
|--|---|
| <p>1 ND-Jugendzentrum, Rückblick Herbstprogramm 1969 und Vorschau 1970, Dinslaken 1970 (Bestand Heinz Buchmann, Baukunstarchiv NRW).</p> <p>2 Oskar Splett/Werner Wirsing, Jugendbauten unserer Zeit, München 1953, S. 7.</p> <p>3 Ebd., S. 177.</p> <p>4 Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Unterausschuß Heime der offenen Tür (Hg.), Beschlüsse der Gautinger Konferenz vom 29.–30.4.1953 über das Wesen, Aufgaben und Bedeutung der Heime der Offenen Tür.</p> <p>5 Aloys Angenendt, Treffpunkt der Jugend, in: Heimatkalender Kreis Dinslaken, Dinslaken 1968, S. 127–133, S. 128.</p> <p>6 O.A., Unsere Vorbereitungsarbeiten und Überlegungen für die Planung eines Clubhauses für die 18- bis 25jährigen, S. 5 (Bestand Heinz Buchmann, Baukunstarchiv NRW).</p> | <p>7 Heinz Buchmann, Neudeutschland-Jugendzentrum Dinslaken an der Mozartbrücke, Baubeschreibung, 1.9.1956, S. 1 (Bestand Heinz Buchmann, Baukunstarchiv NRW).</p> <p>8 Angenendt, Treffpunkt der Jugend, S. 128.</p> <p>9 Ebd.</p> <p>10 O.A., Festschrift 20 Jahre ND-Jugendzentrum 1958–1978, Dinslaken 1978, S. 21.</p> <p>11 Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Unterausschuß Heime der offenen Tür (Hg.), Das Heim der offenen Tür. Eine Untersuchung westdeutscher und Westberliner Freizeitstätten, München 1955, S. 59.</p> <p>12 Angenendt, Treffpunkt der Jugend, S. 129.</p> <p>13 ND-Jugendzentrum, Rückblick Herbstprogramm 1969 und Vorschau 1970.</p> <p>14 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Kirche Heilig Blut (Ruppio).</p> |
|--|---|

FORMATIONEN
DER MODERNE
DAS HAUS DER
JÜDISCHEN
JUGEND VON
ERICH
MENDELSON
IN ESSEN UND
SEIN KONTEXT
CHRISTOS
STREMMENOS

1



Perspektivische Zeichnung »Kleines Tanzhaus«, gezeichnet von Erich Mendelsohn an der russischen Front anlässlich des ersten Geburtstags seiner Tochter Marie Luise Esther, 14,1 × 12,4 cm, 1917. © Fotografie: Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Dietmar Katz.

2

Imaginärer Entwurf,
Skizze von der
russischen Front,
11,0 × 12,2 cm, 1917.
© Fotografie:
Kunstabibliothek
der Staatlichen
Museen zu Berlin –
Preußischer
Kulturbesitz/
Dietmar Katz.

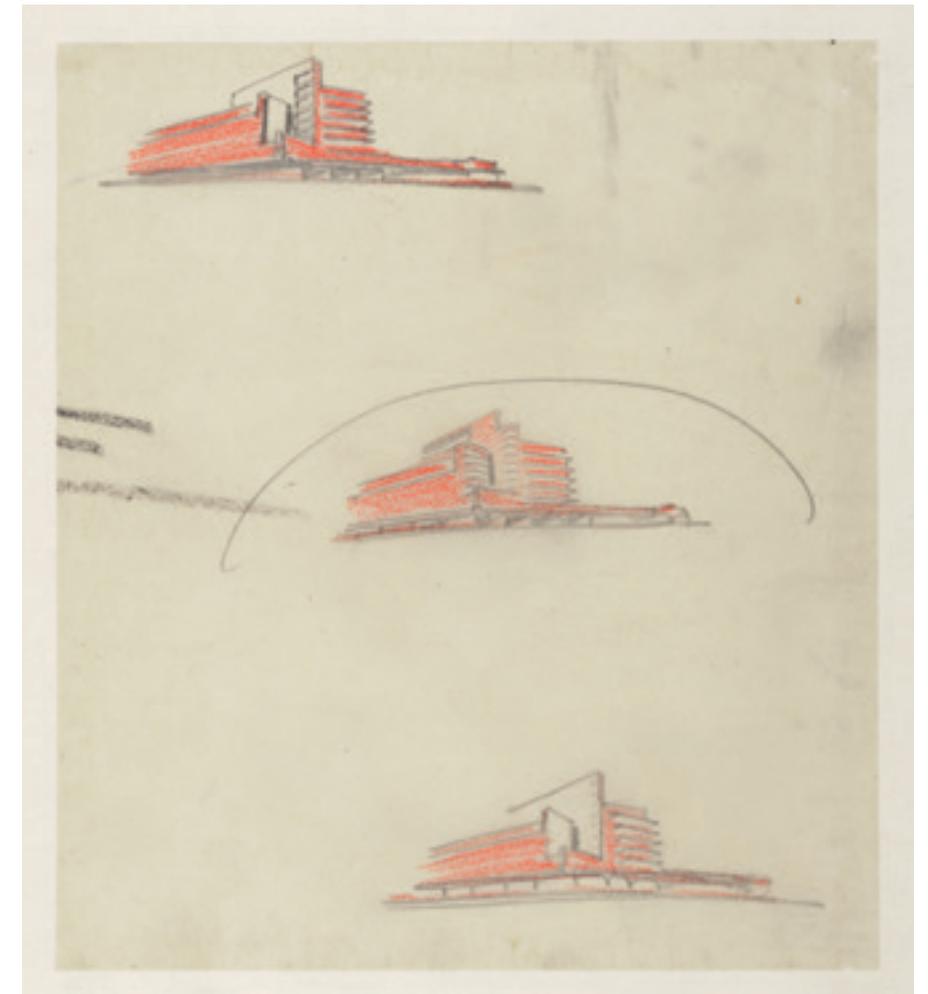


3



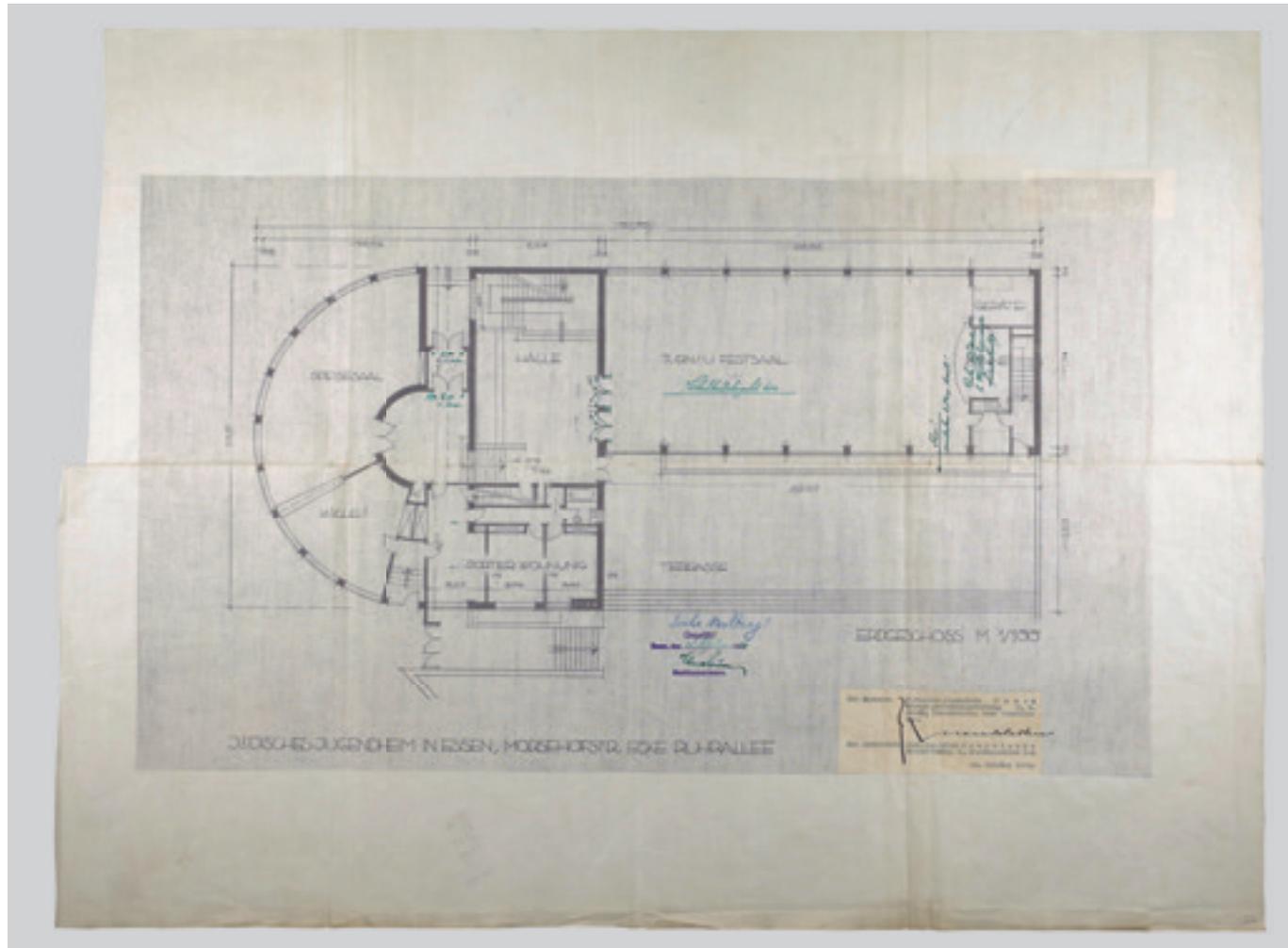
Skizze zum Haus der Jüdischen Jugend in Essen, 12,8 × 34,6 cm, 1930.
© Fotografie: Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz/Dietmar Katz.

4

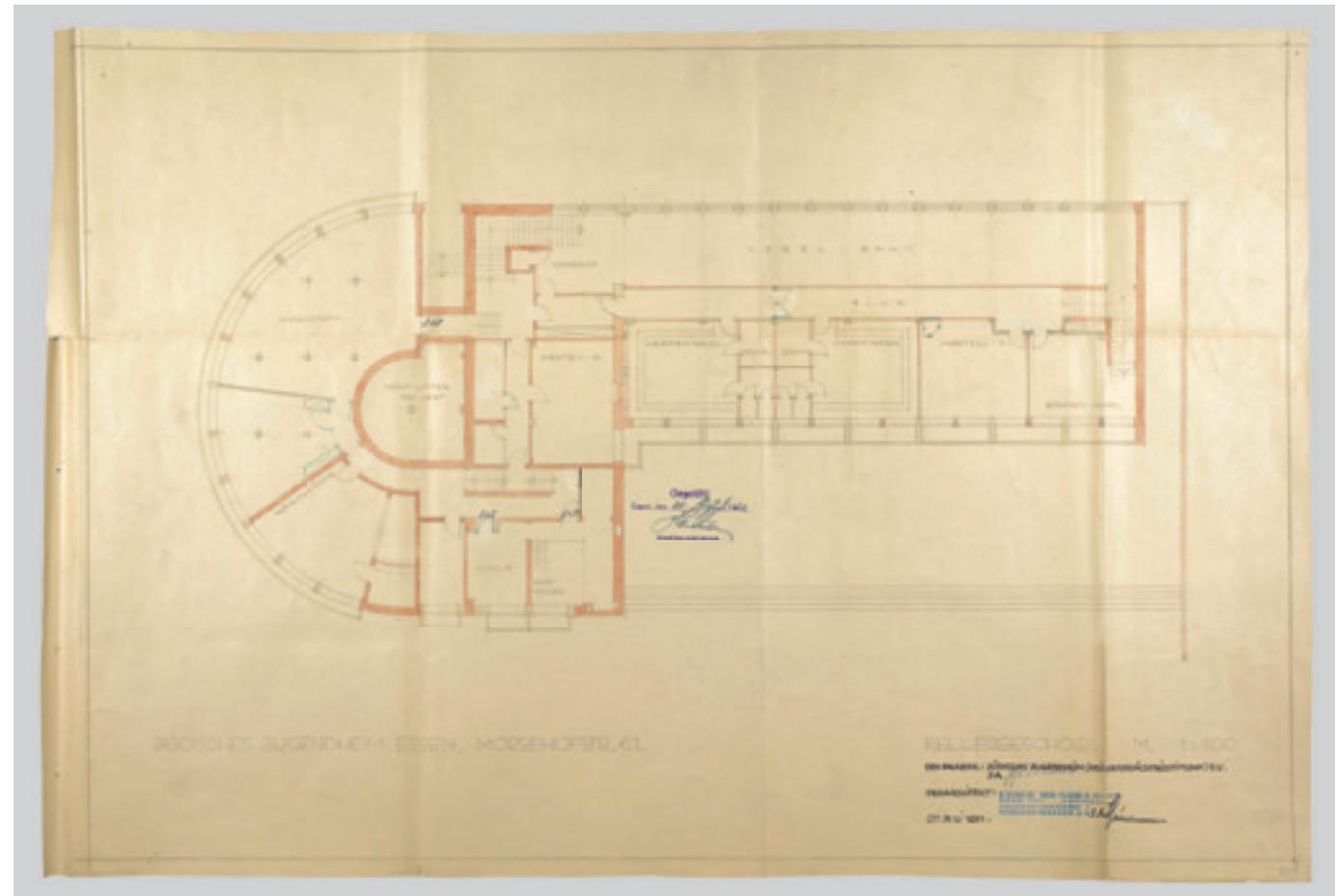


Drei Skizzen zum Warenhaus Cohen und Epstein in Duisburg,
14,8 × 13,1 cm, 1926. © Fotografie: Kunstbibliothek der Staatlichen
Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Dietmar Katz.

5

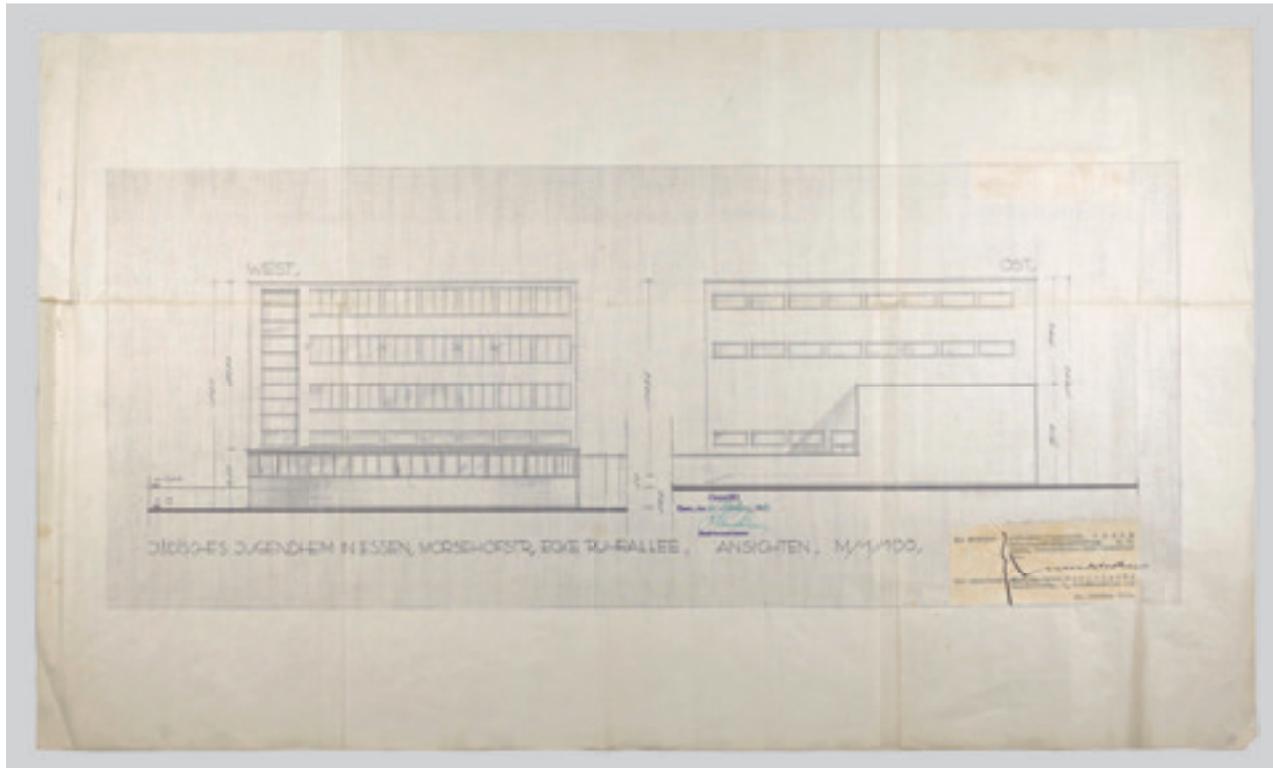


6



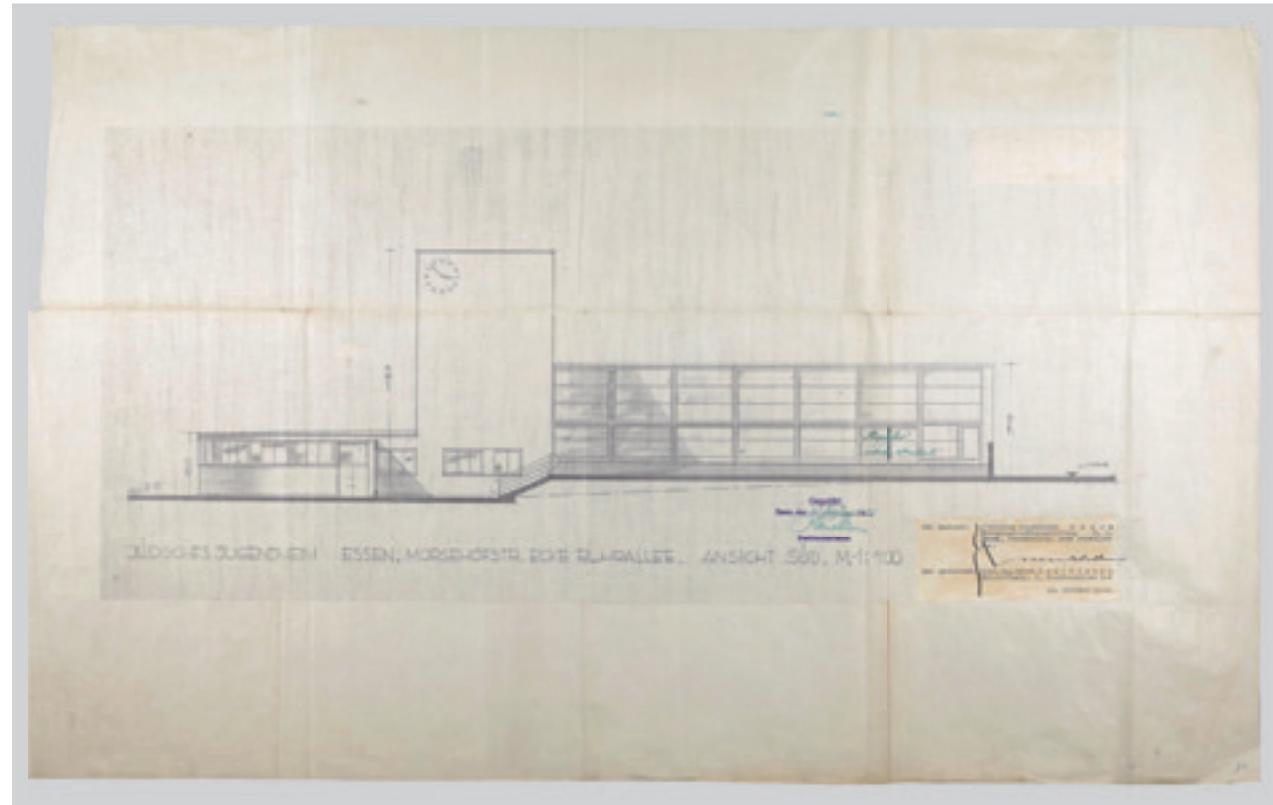
Jüdisches Jugendheim in Essen, Werkstatträume im Kellergeschoss, Grundriss, Nachtrag Genehmigungsplanung, datiert 27.7.1931. Stadtarchiv Essen, Bestand 143/1167.

7



Jüdisches Jugendheim in Essen, Ansichten West und Nord, Genehmigungsplanung, datiert 20.10.1930. Stadtarchiv Essen, Bestand 143/1167.

8



Jüdisches Jugendheim in Essen, Ansicht Süd, Genehmigungsplanung, datiert 20.10.1930. Stadtarchiv Essen, Bestand 143/1167.



9

Das jüdische Jugendheim in Essen an der Mündung Morsehofstraße/ Ruhrallee, fertiggestellt Ende 1932. © Leo Baeck Institute, Collection AR 1588.

10



Luftbild aus der Mitte der 1930er Jahre, im Vordergrund das Haus der jüdischen Jugend, im Hintergrund Otto Bartnings Auferstehungskirche erbaut 1929–1930. © Leo Baeck Institute, Collection AR 1588.

11



Jugendliche beim Tanzen auf der Terrasse, im Hintergrund zu sehen: die Multifunktionshalle des Hauses der jüdischen Jugend.
© Leo Baeck Institute, Collection AR 1588.

12



Werkunterricht zur Holzverarbeitung in der Werkstatt des Kellergeschosses im Rahmen des neunten Schuljahres.
© Leo Baeck Institute, Collection AR 1588.



13

Jugendliche bei der Ausübung gymnastischer Übungen in der Multifunktionshalle des Hauses der jüdischen Jugend. © Leo Baeck Institute, Collection AR 1588.



14

Lehrveranstaltung im Veranstaltungssaal des ersten OG im Rahmen des neunten Schuljahres. © Leo Baeck Institute, Collection AR 1588.

»Denn der Zeitlauf selber ist ein moralischer Vollzug, nicht im Vorrücken des Heute zum Morgen aber dem Umschlag des Heute ins Gestern. Chronos hält in der Hand ein Leporello-Bilderbuch, in dem die Tage einer aus dem andern ins Gewesene zurückfallen und dabei ihre verborgene Rückseite, das unbewusst Gelebte enthüllen. Mit ihr hat der Historiker es zu tun.«¹ Walter Benjamin

111

Als junger Architekt wird sich Erich Mendelsohn aus den Gräben und Unterständen des Ersten Weltkriegs heraus eine gebaute Welt in kraftvollen und schwungvollen Linien ersinnen. Auf kleinen Blättern, die teilweise nur wenige Zentimeter messen, skizzierte er inmitten des Kriegsgeschehens an der Front bauliche Visionen für eine wieder zum Frieden zurückfindende Gesellschaft. Den seinerzeit blutigsten Krieg der Weltgeschichte, der in ein unübersichtliches strategisches Spiel des Observierens entglitt, wird er 1917–1918 an der russischen und 1918 an der Westfront als Unteroffizier erleben. Die im schlammigen Milieu des ausgehobenen Untergrunds entstandenen kleinformatigen Zeichnungen wirken wie virtuose Fluchten aus einer Welt, die sich immer weiter in der Ausweglosigkeit von Gräben und Unterständen verschanzte. Neben einer Reihe von Entwürfen mit persönlichem Bezug wie Ideen für das eigene eheliche Wohnhaus oder ein anlässlich des einjährigen Geburtstags seiner Tochter entworfenes Tanzhaus (Abb. 1) entstehen imaginäre Bauten für die Bedürfnisse einer Nachkriegswelt: Industriebauten, Getreidesilos, Filmstudios, Ausstellungshallen, Hafenanlagen und viele andere imaginierte Projekte (Abb. 2).

112 Diese baulichen Visionen sind einer modernen in Optimismus schwelgenden Nachkriegsgesellschaft vorbehalten. Dabei bringt Mendelsohn offenkundig massiv geformte Kubaturen mit der Leichtigkeit geschwungener Hüllen zu Papier (Abb. 1, 2). Das Zeichnen scheint ihm inmitten der Trostlosigkeit des Krieges Überlebensstrategie. Auch die Fundamente seines Erstlingswerks, das er gleich nach dem Krieg realisiert und das ihn über Nacht zu einem international berühmten Mann machen wird, der Einsteinturm in Potsdam, wurden in dieser Phase in Skizzen gegossen.² Er ist Mendelsohns bauliches Manifest und trägt viele seiner Gedanken zu Architektur und Bauwerkskontur. Mendelsohns gestalterisch antizipierte Plastizität, welche er aus den Eigenschaften des neuen Baustoffs Beton ableitet, ist zur Zeit der Erbauung dieses Observatoriums technisch nicht realisierbar. Große Teile des Bauwerks – vor allem der Turm – mussten, um den gewünschten Anschein einer gegossenen Form zu bewahren, zunächst gemauert und anschließend mit Spritzputz verkleidet werden. Der Aufbruch in eine neue Nachkriegswelt ist gestalterisch fixiert; allein die technischen Voraussetzungen zur Erbauung dieser waren noch nicht gegeben.

Mendelsohn vertraut der schöpferischen Kraft des Gestaltens. Inmitten der Aussichtslosigkeit und lebensbedrohlichen Lage des Krieges wird er 1917 am neuen Außenposten »Klein Stuttgart« in der Nähe von Ilipán an der russischen Front einen getarnten Unterstand für sich und seine kleine Mannschaft mittels einer Planung – wiedergegeben in einer Skizze – errichten. Seine Soldaten sind »verwundert, dass aus grausam Vorhandenem so Neues, Geordnetes, Behagliches entstehen konnte.«³ Mit Tischdecke, Gardinen, Lampenschirm und Teppich richtet Mendelsohn den Unterstand wohnlich ein und erschafft inmitten des historischen Grauens ein Kleinod. Vor dem getarnten Unterstand organisiert er

eine kleine Terrasse, legt Gemüsebeete und Blumenbepflanzung an; eine Hommage an das Leben inmitten des Krieges. Sein vorläufiges Zeichenrefugium ist fertiggestellt.

Erich Mendelsohns Werk ist maßgeblich getragen von unzähligen Skizzenentwürfen. Die skizzenhafte Fixierung einer Idee oder gar der Gesamtkonzeption scheint ihm methodische Herangehensweise zu sein; ein Medium in dem er sich sicher bewegt und dem er vertraut. Ita Heinze-Greenberg verweist auf »das Recht der Intuition und die Herrschaft des Unbewussten«,⁴ die sein zeichnerisches Werk antreiben und in die Nähe der expressionistischen Künstler rücken. Vor allem in seinen frühen Skizzen sehen wir Mendelsohn als Expressionisten, der an die Großstadt und das metropolitane Versprechen glaubt. Die Großstadt ist der Topos, aus dem er schöpft und den er mit seinen visionären aussagekräftigen Skizzen denkt und antizipiert. Während viele der Expressionisten, vor allem die Brücke-Mitglieder, in unruhigen schnellen splittrigen Strichen den Erfahrungsraum Großstadt aus ihrem zeiträumlichen Kontext als Ort der Entfremdung verhandeln und verarbeiten, ist für Mendelsohn die Großstadt verheißungsvolle Gegenwart und hoffnungsvolle Vision.

Die Skizze ist Mendelsohns Ausdrucksmedium schlechthin. Müssen Architekten, um eine erste Idee zu überprüfen, in der Regel die Darstellung und Wiedergabe in weiteren Darstellungsmitteln wie Modell, Grundriss-, Ansicht-, Schnittzeichnung und Perspektive miteinbeziehen, so scheint Mendelsohn bereits mit einer Skizze schnellen Strichs die Realisierbarkeit seiner Konzeption zu verifizieren. Vor allem das eingängige Modell – ob Konzept-, Entwurfs-, Detailmodell –, welches das Haus bereits in Miniaturgröße anschaulich demonstriert, wird für die Überprüfung des Konzeptes gern herangezogen. Dem Modell gehört nicht nur das Vertrauen der Entwurfsverfasser; auch Auftraggeber verlassen sich eher auf die An-

114 schaulichkeit des Modells als auf die darstellungsbedingte Abstraktion in Perspektive oder technischer Zeichnung. Die singuläre Skizze gilt ihrer Schnelligkeit und Spontanität wegen als nicht belastbar, gar als unberechenbar. Die letztendlich realisierten Werke erscheinen erstaunlicherweise wie Abbilder ihrer ersten Skizzen. In der frühen Entwurfsphase entstanden geben diese bereits mit wenigen Strichen die Ideen in einer sehr verdichteten konzentrierten Weise wieder. Mendelsohn ermächtigt sich über das Skizzieren nicht nur die Kubatur, sondern organisiert auch das Raumprogramm. Seine Skizzen geben darüber hinaus auch seine Entwicklung im Laufe seines Werkes anschaulich wieder: vom geformt Plastischen zum tektonisch Komponierten; vom Organischen zum abstrakten Metropolitanen. Wirken viele seiner frühen Entwurfsskizzen aus der Weltkriegs- und frühen Nachkriegszeit wie plastische aus elastischem Stoff modellierte begehbare Skulpturen oder aus dem Erdreich erwachsene organische aus Schlamm geformte Formationen, ist mit der Zunahme von realisierten Bauten eine Vorliebe hin zum aus geometrischen Grundkörpern, Flächen und Linien Komponierten erkennbar. Auch das exzeptionelle Bauwerk, das er für das jüdische Jugendheim (#Miniatur ND-Jugendzentrum Dinslaken) in Essen 1932–1933 erbauen wird, zeigt eine kompositorische Herleitung. Auf einer überlieferten Skizze der frühen Entwurfsphase fixiert er in typischer Manier seine Idee für das Jugendheim (Abb. 3). Mit nur wenigen dynamischen und schwungvollen Strichen ist das Konzept prägnant wiedergegeben: ein hervortretendes Halbrund, ein sich dahinter in die Höhe erhebender schlanker Riegel und ein diesem angegliederter mittelhoher Quader platziert über einem mit mehreren übereinander gezogenen kräftigen Linien angedeuteten Grund. Ein schwungvoller lang gezogener Bogen überspannt das Haus und schließt die Zeichnung expressiv-energetisch

aufgeladen zum Himmel ab. Diese das Haus überspannende hoffnungsvolle Geste ist ein wiederkehrendes Motiv in Mendelsohns Entwurfsskizzen, wie auch eine Entwurfsskizze für das 1927 realisierte Kaufhaus von Cohen & Epstein in Duisburg demonstriert (Abb. 4).

Die Entstehung des Hauses der jüdischen Jugend, mit dessen Erbauung Mendelsohn 1929 beauftragt wird, ist eine Reaktion auf die in den 1920er Jahren zunehmende Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung. 1922 war der Bund jüdischer Frontsoldaten in Essen an den Vorstand der örtlichen Synagogengemeinde mit der Forderung zur Errichtung eines Denkmals für die im Ersten Weltkrieg Gefallenen herangetreten. Neben den vielen Invaliden und Verletzten hatte die Essener Jüdische Gemeinde 72 getötete Mitglieder – die für ihr Heimatland, das Deutsche Kaiserreich, in den Krieg gezogen waren – zu beklagen. Ihnen zu Ehren galt es, eine würdige Gedenkstätte zu errichten.

Hugo Hahn, der in der Zeit von 1921–1928 zweite und von 1928–1938 erste Rabbiner der Essener Synagogengemeinde, sah in der Forderung eine einmalige Gelegenheit, das würdige Gedenken an die Kriegsoffer mit einem zukunftsgerichteten, die nachkommenden Generationen adressierenden Vorhaben zu verknüpfen. Im Einklang mit den Mitgliedern des Gemeindevorstands distanzierte er sich deutlich ob des zeitgenössisch in Stein Gemeißelten der »üblichen Denkmäler« und propagierte die Erinnerung an die Gefallenen »durch die Arbeit an der heranwachsenden Jugend wachzuhalten«.⁵

Der energische Essener Rabbiner war seinerzeit und bis zu seiner Flucht infolge der Novemberpogromnacht 1938 ein »maßgebender Exponent des religiösen Liberalismus«⁶ in Deutschland, der sich nicht nur für seine Gemeinde enthusiastisch aufopferte, sondern auch für die Belange des in

der Weimarer Republik zunehmend unter Druck geratenen deutschen Judentums tatenvoll eintrat. Hervorzuheben sind eine Reihe von Ämtern überregionaler oder deutschlandweiter Tragweite, die er parallel zu seiner Funktion als Rabbiner und Lehrer bekleidete: Er war unter anderem Vorsitzender im Rheinisch-Westfälischen Rabbinerverband, Vorsitzender des Verbandes der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands (VJJD) und Vorstandsmitglied des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV).⁷ Sein Engagement führte er während der Nazidiktatur in Zeiten maximaler existenzieller Bedrohung tatkräftig fort und leistete »zähe und zielbewusste Pionierarbeit für die Gründung der Reichsvertretung [der Deutschen Juden]«,⁸ zu dessen Gründungsmitgliedern er sich 1933 zählen durfte.

Durch eine Reihe von Publikationen und Veröffentlichungen verschaffte er sich deutschlandweit Gehör. Eine Herzensangelegenheit war ihm dabei stets die Jugend, die sich allein schon durch die individuell ausgeprägten Schwierigkeiten der adoleszenten Lebensphase und die Herausforderungen des wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Wandels in der Weimarer Republik bereits in einer extrem prekären Lage befand – nun aufgrund der Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben sich darüber hinaus auch verstärkter Ausgrenzung in fast allen Lebensbereichen ausgesetzt sah.

Bereits zu Beginn der 1920er Jahre hatte Hahn eine Reihe von Ideen für die Jugendarbeit verfasst und vorgetragen. Die Errungenschaften der deutschen Jugendbewegung, die »den ›Weg ins Freie‹ geöffnet hat«,⁹ bildeten dabei die Folie, vor der er seine weitreichenden programmatischen Ideen zur Förderung der jüdischen Jugend formulierte.

Die gesellschaftspolitische labile Lage führt nach dem Ersten Weltkrieg zu einer Pluralisierung und teilweise politi-

117
schen Vereinnahmung der Jugendbewegungen. Es entstehen parallel eine Vielzahl an hauptsächlich in Bündeln organisierten Jugendbewegungen. Die in der Gesellschaft zunehmend sichtbare Militarisierung hinterlässt auch bei der jungen Generation Spuren. Das Maskuline tritt stärker in den Mittelpunkt: Fahnen, Uniformen, Embleme, Riten und der Orden¹⁰ ersetzen das Unmittelbare und Unberechenbare des Naturnahen und werden als sichtbare Codierungen der Zugehörigkeit mit zunehmender Präsenz nach außen getragen.

Die Bünde stellen somit ein jugendbewegtes facettenreiches Spiegelbild der gesellschaftlichen Tendenzen dar, in denen das Individuum sich allerdings dem bündischen Grupeerlebnis unterzuordnen hatte. Die deutschen Jugendlichen jüdischen Glaubens beziehungsweise mit jüdischen Vorfahren, die sich als selbstverständlicher Teil der deutschen Gesellschaft verstanden – und es auch zweifellos waren – wurden von diesen Organisationen ausgeschlossen. Bereits aus der ersten Phase der Wandervogelbewegung sind deutlich artikulierte Diskriminierungen und verwehrte Teilhabe überliefert.¹¹ Mit Erstarken des Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg wurde diese Ausgrenzung gar konsolidiert und offener ausgetragen. Aus dieser prekären Lage heraus entstand gleichzeitig eine diversifizierte jüdische Jugendbewegung. Von deutsch-nationalen bis hin zu zionistisch geprägten Gruppierungen zeugten sie von einem lebendigen vielfältigen deutschen Judentum, das sich trotz Ausgrenzung und Diskriminierung im Aufbruch befand.

In einem Manuskript – überliefert in seinem Nachlass – hebt der Essener Rabbiner Hahn retrospektiv zwei den Lebensstil der Jugendbewegung prägende Errungenschaften hervor: die »Fahrt« und den »Heimabend«.¹² Die Fahrt erneuert »das Denken und Empfinden der Jugend« und stellt den »Unterschied zwischen Echtem und Gediegenem auf der ei-

nen Seite und dem Gemachten und Nachgemachten« auf der anderen Seite deutlich heraus.¹³ Der gemeinsame Heimabend dient hingegen der Erarbeitung des Inhalts »der neuen Lebensanschauung«.¹⁴ Für die jüdischen Jugendlichen sollte jedoch noch ein weiterer Aspekt für das Erlebnis in der Gruppe existenzielle Bedeutung erlangen: der Aufenthalt in geschützten und sicheren Räumen.

Hahn sah in der Errichtung von jüdischen Jugendheimen eine ideale Möglichkeit, dieser Schutzbedürftigkeit inmitten unsicherer Zeiten gerecht zu werden und entwickelte in den 1920er Jahren diesbezüglich ausführliche programmatische Ansätze.¹⁵ In institutionalisierter Weise sollte das Jugendheim in einem geschützten Umfeld der Jugend angemessene »sachlich aber auch anheimelnd und schön eingerichtet[e]« Räume bereitstellen, um ihre »Heimabende« nicht länger in den verrauchten und von antisemitischen Ressentiments durchdrungenen Gasträumen oder einem improvisiert eingerichteten Zimmer des eigenen Elternhauses abhalten zu müssen.¹⁶ Es sollte zudem nach Möglichkeit eine Bibliothek mit Lesesaal, Übungs- und Musizierräume, Räume zur Durchführung von Lehr- und Kulturveranstaltungen und darüber hinaus Platz zur Ausübung von Sport- und Freizeitaktivitäten zur Verfügung stellen. Als Vorsitzender des Verbandes der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands in der Zeit 1928–1930 schien Hahn regelrecht prädestiniert zu sein, die institutionalisierte Förderung und Betreuung der jüdischen Jugend und ihrer Gruppierungen, die bereits deutliche Züge reformpädagogischer Jugendarbeit trug, voranzutreiben.

Seine Ideen für ein jüdisches Jugendheim sollte er 1932 in seiner Heimatgemeinde Essen in beeindruckender und beispielhafter Weise realisieren (Abb. 9). Hierfür konnte er auf den Zuspruch des örtlichen Gemeindevorstands und die uneingeschränkte Unterstützung der honorigen Familie Hirschland

zählen, die ihm als tatkräftige und finanzielle Verbündete für sein Vorhaben zur Seite standen. Mit der Realisierung dieses Bauwerks sollte die jüdische Gemeinde mit einem weiteren baukünstlerischen Meisterwerk zur stadträumlichen Veredelung Essens beitragen. Die am Steeler Tor 1913 von Edmund Körner erbaute Neue Synagoge (heute Alte Synagoge Essen) galt bereits zu ihrer Fertigstellung als »glänzendste«¹⁷ und »schönste Synagoge«¹⁸ Deutschlands.¹⁹ In dieser Tradition sollte das zu errichtende Haus »Ausdruck der modernen Zeit sein« und sich somit vom »Wilhelminischen Stil« der Synagoge, welcher als baulicher Ausdruck der Vorkriegs-Generation des Kaiserreichs galt, absetzen.²⁰

Niemand anderer als der Architekt Erich Mendelsohn schien für die Gestaltung und Konzeption dieses kühnen und prototypischen Vorhabens geeignet. Mit Realisierung des beispielhaften Einsteinturms in Potsdam 1922 erlangte er bereits internationale Reputation. Nur wenige werden die metropolitane Aufbruchsatmosphäre der Weimarer Republik derart baulich antizipieren, repräsentieren und prägen wie er. Zu seinen wichtigsten Auftraggebern zählten zudem deutsch-jüdische Bauherren für die er eine Reihe von außergewöhnlichen Projekten realisieren konnte, allesamt Repräsentanten einer im Aufbruch sich befindlichen Moderne: Die Hutfabrik für Gustav Herrmann als Co-Auftraggeber in Luckenwalde, die Kaufhäuser der Gebrüder Salman und Simon Schocken in Nürnberg, Chemnitz und Stuttgart, die Erweiterung und der Umbau des Kaufhauses von Cohen & Epstein in Duisburg (Abb. 4), die Erweiterung und der Umbau des Verlagshauses Rudolf Mosse in Berlin und dessen Ausstellungspavillon auf der Pressa in Köln, um nur einige prägnante aus der Dekade der 1920er Jahre aufzuzählen.

Mendelsohn überführt in seinem Entwurf für das Haus der jüdischen Jugend in Essen das ausgeklügelte Raumpro-

120 gramm in eine gebaute Komposition funktionaler Einheiten (Abb. 3). Dabei vermachte er den einzelnen Nutzungseinheiten eigenständige singuläre Volumina, die das in ihnen aufgegangene Programm sichtbar nach außen verkörpern. Durch die programmatische Konditionierung der einzelnen Baukörper gelingt es ihm, die zunächst einfachen geometrischen Grundkörper gestalterisch auszudifferenzieren. Ein vorgelagerter niedriger Halbzylinder nimmt Speisesaal und Küche auf (Abb. 5), hinter welchem ein sich quer zum Straßenverlauf erhebender scheibenartiger schlanker Riegel – hinter konform gestalteten horizontal gegliederten Fensterbändern – gleichwertige Räume für die Bünde der jüdischen Jugend organisiert (Abb. 7). Unter den beiden oberen dem Bündischen vorbehaltenen Etagen befanden sich im ersten Obergeschoss desselben Riegels eine Bibliothek mit angeschlossenem Leseraum sowie ein mittelgroßer Vortrags- und Veranstaltungssaal. Im Erdgeschoss sollte die Ehrenhalle für die 72 gefallenen Soldaten im Ersten Weltkrieg Platz finden. Eine Gedenktafel mit der Aufschrift »Die jüdische Jugend in Essen – Unseren im Weltkrieg gefallenen Brüdern«²¹ bekräftigte zudem die Motivation des Heims, die Erinnerung an die Gefallenen »durch die Arbeit an der heranwachsenden Jugend wachzuhalten«.²² Ein dritter hinter dem hohen Riegel entlang der Morsehofstraße (heute Saarbrücker Straße) angegliederter Baukörper beherbergte den größten Raum des Hauses, die Multifunktionshalle (Abb. 5, 8). Mit nur wenigen Handgriffen konnte Turngerät in einen Geräteraum verstaut beziehungsweise in die Decke eingelassen werden, und die zuvor für sportliche Aktivitäten oder zum Tanz genutzte Turnhalle verwandelte sich zu einem feierlichen Veranstaltungssaal (Abb. 13). Feste, kulturelle Veranstaltungen, Aufführungen und Vorträge aller Art fanden durch die Variabilität des Saals den notwendigen Raum für ihre Entfaltung. Deckenhohe Vorhänge ver-

121 liehen dem Raum eine schlichte textile Eleganz und erlaubten es ihn abzudunkeln. Die Flexibilität des Raumes bezog auch die gartenseitig auf gleichem Höhenniveau anschließende Terrasse mit ein. Durch nach oben verschiebbare, entlang der gesamten Raumlänge angeordnete Glaselemente verschmolz der Saal mit der vorgelagerten Terrasse; ein vorzüglicher Ort für Tanz und Gymnastik im Freien, der sich erst durch die Aufhebung der Grenze zwischen Innen und Außen temporär erschuf (Abb. 6).

Das Verschmelzen und Verschränken der drei die Komposition bestimmenden Volumina mit der Umgebung ist eine weitere maßgebliche konzeptionelle Komponente in Mendelsohns Entwurf. Leicht höhenversetzte Ebenen verschränken nicht nur Innen und Außen, sondern reagieren auch in subtiler Weise auf die topografischen Begebenheiten des leicht abfallenden Grundstücks. Erst durch ihre städtebauliche Kontextualisierung verschmelzen die durch die bauliche Ausformulierung des Programms ausdifferenzierten Kubaturen zu einer komponierten Figur. Die einzelnen Baukörper adressieren dabei die unterschiedlichen Seiten des Grundstücks und erzeugen zu jeder Seite eine eigene Ansicht.

Der scheibenartige Riegel trägt auch in anderen Entwürfen Mendelsohns wesentliche Bedeutung. Dabei wird ihm zu meist wie am 1927 in Berlin erbauten Kino Universum (heute Schaubühne) die Rolle eines gerichteten, ein Rückgrat bildenden Höhenabschlusses zuteil. Fixiert der Riegel der Berliner Schaubühne durch seine Positionierung über einen ebenfalls angewandten niedrigen halbrunden Baukörper städtebaulich das Gebäude entlang seiner Längsrichtung, wirkt das quer zur Grundstückslängsachse verlaufende Essener Äquivalent wie das Gesichtsfeld des Hauses. Seine durch konform gestaltete und horizontal angeordnete Fensterbänder gegliederte Fassade, hinter welcher sich die unterschiedlichsten Bün-

122 de organisieren, wird zum sichtbaren nach außen getragenen Zeichen der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller in diesem Riegel untergekommenen Vereinigungen (Abb. 9).

Mendelsohn erreicht nicht nur durch diese Geste stadträumlich eine semiotisch wirksame Akzentuierung. Mit seinem Entwurf akzentuiert er die topografischen Besonderheiten des zur Straßenkreuzung abfallenden dreiecksförmigen Grundstücks. Auch der Rückgriff auf dieses Grundstück in prädestinierter Lage ist ihm zu verdanken. Mitte 1929 wird sich zunächst der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Essen, Georg Simon Hirschland, an das örtliche Grundstücksamt mit der Bitte wenden, geeignete zum Verkauf stehende Grundstücke aus städtischem Besitz für das anvisierte Projekt Haus der jüdischen Jugend zu unterbreiten.²³ Bereits einige Wochen später reist Mendelsohn nach Essen, um potentielle Grundstücke zu begutachten und spricht sich für die später erworbene Liegenschaft an der Straßenmündung Ruhrallee/Morsehofstraße 61 aus.²⁴ Im Frühling 1930 wird er erste Ideen für die Überbauung des Grundstücks unterbreiten und dessen hervorragende Eignung entwurflich nachweisen.

Den im Oktober 1930 eingereichten Bauantrag wird Mendelsohn einige Monate später im Juli 1931 um die Unterkellerung des halbrunden Baukörpers überarbeiten müssen. Dem Haus sollte nämlich im Kontext der sich ausbreitenden antisemitischen Grundstimmung eine weitere Aufgabe zu Teil werden. Für die jüdischen Jugendlichen war es in dieser Lage kaum möglich, eine Ausbildungsstätte zu finden und einen Beruf zu erlernen. Mit Beginn der Nazidiktatur sollte diese Ausgrenzung auch gesetzlich zementiert werden. Nach Artikel 145 der »Weimarer Reichsverfassung« vom 11. August 1919 war eine »allgemeine Schulpflicht [...] mit mindestens acht Schuljahren und die anschließende Fortbildungsschu-

le bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre« gesetzlich verankert worden. Somit übernahm das in vielen jüdischen Gemeinden eingeführte neunte Schuljahr die pädagogische Betreuung in einer berufsspezifisch kritischen Orientierungsphase nach Absolvierung des achten Schuljahres. Vielerorts kam auch der Gedanke auf, »die Kinder in einem neunten Schuljahr für ihre Auswanderung vorzubereiten.«²⁵ Neben der Vertiefung des Wissens in allgemeinbildenden Fächern wie Deutsch, Fremdsprachen, Rechnen und Geschichte galt es, praktische Fertigkeiten zu vermitteln. Das Angebot reichte von Werkunterricht in der Metall- und Holzbearbeitung über Hauswirtschaftsunterricht bis hin zur Vermittlung von Grundkenntnissen im Garten- und Ackerbau. Ergänzend wurden Kurse zu jüdischem Leben und Religion angeboten. Die benötigten Werkstätten platzierte Mendelsohn in dem mit dem nachgereichten Bauantrag unterkellerten Bereich unter dem Halbrund des Speisesaals (Abb. 6).

Mit der baupolizeilichen Gebrauchsabnahme am 17.9.1932²⁶ stand das außergewöhnliche und prototypische Bauwerk der jüdischen Jugend Essens zur Verfügung. Der Erfolg des »schönste[n] Jugendheim[s] Deutschlands«,²⁷ wie es Harald Lordick treffend bezeichnete, sprach sich schnell herum: Jugendliche aus dem gesamten Ruhrgebiet von Dortmund bis Duisburg reisten an, um hier das neunte Schuljahr zu besuchen. Eine Reihe überlieferter historischer Aufnahmen zeigen in den vom Berliner Architekten gestalteten Räumen konzentriert-enthusiastische Jugendliche beim Werken, Lernen oder der Ausübung gymnastischer Übungen (Abb. 11, 12, 13, 14).

Nur wenige Monate nach Fertigstellung sollte dem besonderen Haus ein erster Schicksalsschlag widerfahren. Nach der Machtergreifung durch die Nazis annektierte spätestens im Juni 1933 die nach Räumen Ausschau haltende Hitlerju-

124 gend das Heim.²⁸ Die bedrohte jüdische Jugend wurde aus ihrem Refugium vertrieben. Durch die Nazis wurden zuvor alle deutschen Jugendorganisationen gleichgeschaltet beziehungsweise verboten. Die Hitlerjugend (HJ) wurde zur einzigen staatlich anerkannten Jugendorganisation erklärt. Allein die jüdischen Jugendorganisationen wurden, bis sie 1938 ebenfalls verboten wurden, noch geduldet.

Die unrechtmäßige Annektierung des Hauses durch die HJ wurde von den Essener Verantwortlichen zunächst nicht beanstandet. Im August 1934 ersuchte sogar im Weiteren das Kommando des SA-Feldjägerskorps in Berlin die Räume des Jugendheims zu beanspruchen und ordnete den Auszug der HJ an.²⁹ Erst durch die Feststellung, dass die weitere Nutzung des Heims durch die HJ zu Ausfällen bei der Tilgung der auf dem Grundstück lastenden Hypothek, welche der Verein »Jüdisches Jugendheim (Kriegergedächtnisstiftung) e. V.« seit dem Grundstückserwerb vertraglich bediente, setzten sie sich für die Rückführung des Heims an die rechtmäßigen Besitzer ein.³⁰ Anfang November 1934 räumte letztendlich nach vielen Widerständen die HJ unter Mitnahme des Mobiliars das Heim,³¹ und die jüdische Jugend konnte ihr Refugium wieder beziehen.

Mendelsohn platzierte mit seinem prototypischen Haus einen weiteren städtebaulichen Baustein in einem auf der Grundlage einer reformgeleiteten Planung sich im Aufbau befindlichen Stadtviertel, dem Moltkeviertel, das selbst ein neues Bild von Stadt propagierte. Durch Überbauung der Mündung in komponierter Manier gelang es ihm, die topografischen Besonderheiten und die exponierte Lage des Ortes sich zu eigen zu machen. Die derart platzierte komponierte Figur wirkt wie vom Stadträumlichen umspült und übernimmt gleichzeitig die Funktion eines städtebaulichen Gelenks.

In einem Luftbild aus der Mitte der 1930er Jahren ist deutlich zu erkennen, wie Mendelsohns Haus der jüdischen Jugend und Bartnings Auferstehungskirche sich prominent aus dem steinernen noch halbfertig gebauten Stadtkörper herausheben (Abb. 10). Die Bauwerke der zwei großen Meister der Moderne wirken, als definierten sie Falzungen, entlang welcher die Stadt von einer Straße auf die andere umschlägt. Addiert man noch die dazwischenliegenden Bauten des städtischen Gewebes, die sich mit ganz eigenen Fassaden unter Anwendung von Elementen des Historismus, reformarchitektonischen Ansätzen und modernen Bauweisen aneinanderreihend präsentieren, dann entfaltet sich einem Leporello gleich, die Stadt an den baulich definierten Falzungen der beiden großen Repräsentanten der Moderne.

Otto Bartning (1883–1959) und Erich Mendelsohn (1887–1953) gehören derselben Generation an und sind mit Essen in besonderer Weise verbunden.³²

Auf der bereits erwähnten Schwarzweißfotografie aus der Mitte der 1930er Jahre (Abb. 10) blicken wir auch auf zentral gelegene Stadtteile, die wenige Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs noch nicht zu Ende gebaut sind. Die Großstadt ist noch im Werden, bevor sie dem Bombenkrieg zum Opfer fällt. Die bereits realisierten Bauten blicken auf einen noch disparaten Ort, in dem das Städtische und das RURale aufeinandertreffen. Die Stadt wird sich auch dieses Terrain mittels eines am Reißbrett entwickelten Plans einverleiben.

Die Qualität eines Plans leitet sich auch hinsichtlich seiner Fähigkeit her, widerstrebende Interessen und Positionen zu einem städtischen Körper zu verweben. Im Moltkeviertel und dem angrenzenden Südostviertel scheint dies in sehr besonderer Weise gelungen. Erkundet man den Ort, wird man auf ein Viertel treffen, das einem architekturgeschichtlichen Exkurs gleichkommt. Durch Straßenzüge, die sich nicht vor-

126 nehmlich auf das Rechtwinklige verlassen, sondern eher in weichen Kurven aufgehen, birgt jede Route für den Flanierenden Unvorhergesehenes. Im Gegensatz zu einer linearen auf eine zentralperspektivische Rezeption ausgelegte Straßenführung erscheinen bei einem gebogenen Straßenzug im Laufe der Bewegung die einzelnen Häuser wie Sequenzen, in der jedes Haus für einen Moment in den Fokus rückt. Dieser leicht gebogene Straßentypus begünstigt ein gleitendes Flanieren und fordert ein entschleunigendes Tempo. Vorgärten schaffen Distanz von privatem Wohnen zu öffentlichem Straßenraum und kommen der angesichts der unwirtlichen Verhältnisse der industriegeprägten Stadt am Übergang von 19. zum 20. Jahrhundert geäußerten Forderung nach einer durchgrünter Stadt nach.

Das Moltkeviertel ist auf Grundlage einer seinerzeit revolutionären und vorbildlichen städtebaulichen Konzeption von Robert Schmidt ab 1908 erbaut worden. Schmidts Motivation war es, planerische Belange der Raumordnung, der Stadt- und Regionalplanung und des Städtebaus nicht isoliert, sondern in einer ganzheitlichen Sichtweise zu betrachten und »fördernd« und »reorganisierend einzugreifen, damit Gesamtbilder entstehen, die dem Kulturstande unserer Nation würdig sind.«³³ Vor allem seine 1912 an der Königlichen Technischen Hochschule zu Aachen (heute RWTH Aachen) als Dissertation eingereichte »Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedlungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf (rechtsrheinisch)« forcierte die Gründung eines gemeinsamen Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (SVR) im Jahr 1920, zu dessen ersten Verbandsdirektor er berufen wurde. Seit dieser Zeit verschränken sich die Betrachtungen auf das Ruhrgebiet aus den Perspektiven der einzelnen zum Verband zählenden Städte und den territorialen Sichtweisen der gesamten Region.

127 Nach dem außergewöhnlichen Synagogenbau am Steeler Tor realisierte die jüdische Gemeinde 1932 mit dem Haus der jüdischen Jugend inmitten einer bedrohlichen Zeit, die die erste Deutsche Republik nur wenige Wochen von der braunen Diktatur trennte, ein weiteres baukünstlerisches Meisterwerk. Trotz zunehmender Ausgrenzung und Diskriminierung veredelte sie erneut ihre Heimatstadt mit einem weiteren baulichen, den großstädtischen Maßstab beschwörenden Unikat, welches das Interesse für Essen und das Ruhrgebiet über deren Grenzen hinaus weckte. Der beauftragte Mendelsohn erschuf in gewohnt lebensbejahender Manier ein Refugium für die bereits bedrohte jüdische Jugend. Nur wenige Monate später werden auch die Erwachsenen hier nach schützenden Räumen suchen. Für Mendelsohn selbst wird es das letzte Bauwerk sein, das er in Deutschland realisiert. Am 31.3.1933 wird er sich aufgrund des offen ausgetragenen Antisemitismus mit seiner Familie zunächst ins belgische Exil begeben. Mit den multiplen Möglichkeiten, die seine architektonische Komposition eröffnet, kreierte er Räume des jugendbewegten Rückzugs, der Bildung, der Religion, der Kultur und des Sports. Durch die städtebauliche Akzentuierung und einer die Massivität von Wänden in optimistischen Konturen wiedergebenden Formensprache gelang es ihm, die programmatischen Ideen von Hugo Hahn zu jüdischen Jugendheimen prototypisch in eine wohlkomponierte Architektur zu überführen. Es wird der einzige Neubau eines jüdischen Jugendheims, der in Deutschland bis zur Verfolgung und dem Holocaust realisiert werden wird und bleibt damit Prototyp. Im Moltke- und Südostviertel können in nach baugeschichtlich bedeutenden Architekten wie Schinkel, Klentze, Messel und Olbrich benannten Straßen zahlreiche realisierte bauzeitlich als innovativ geltende Bauwerke namhafter Architekten des 20. Jahrhunderts bewundert werden. Nur dem

128 Haus der jüdischen Jugend blieb es nach einer gerade einmal sechsjährigen Lebenszeit versagt, zu den architektonischen Höhepunkten des Stadtteils weiterhin zu zählen. In den frühen Morgenstunden des 10.11.1938 fiel es den Flammen der Novemberpogromnacht und der nachfolgenden Abtragung zum Opfer. Diese mutwillige Auslöschung ist ein unersetzbarer Verlust.³⁴

Anmerkungen

- | | |
|---|--|
| <p>1 Walter Benjamin, Ein Jakobiner von heute, Rezension zu Werner Hegemanns »Das steinerne Berlin« aus dem Jahr 1930, in: Walter Benjamin, Kritiken und Rezensionen, o.O. 2017.</p> <p>2 Die Skizzenentwürfe zum Einsteinturm sind sowohl an der russischen als auch an der Westfront entstanden; der größte Teil allerdings 1918 an der Westfront.</p> <p>3 Brief vom 15.5.1917 aus Ilipán an seine Frau, Briefe Erich Mendelsohns, Kunstbibliothek SMB: http://ema.smb.museum/378 (5.4.2022).</p> <p>4 Ita Heinze-Greenberg, Erich Mendelsohn. Bauen ist Glückseligkeit, Berlin 2011, S. 30.</p> <p>5 Hugo Hahn, Das Jugendheim in Essen, Textmanuskript, um 1963–1966, Box 1, Folder 9, Hugo Hahn Collection, AR 4831, Leo Baeck Institute, S. 4.</p> | <p>6 Adolf Leschnitzer, Hugo Hahn – Kämpfer und Lehrer – Zum 70. Geburtstag, in: Wochenzeitung »Aufbau«, 2/1963, S. 17.</p> <p>7 Hugo Hahn vertrat im Rahmen seines Vorsitzes im CV den zionistischen Flügel.</p> <p>8 Leschnitzer, Hugo Hahn – Kämpfer und Lehrer, S. 17.</p> <p>9 Hugo Hahn, Das Jüdische Jugendheim, in: Der Jugendbund – Mitteilungen des Verbandes der jüdischen Jugendvereine Deutschlands 14 (1928), H. 5, Düsseldorf, S. 2.</p> <p>10 Barbara Stambolis, Bewegte Jugend – Jugendbewegungen im 20. Jahrhundert: Aspekte deutscher und deutsch-jüdischer Geschichte, in: Zentralrat der Juden in Deutschland (Hg.), Die jüdische Jugendbewegung, Leipzig 2021, S. 11–24.</p> <p>11 Ebd., S. 19.</p> <p>12 Hahn, Das Jugendheim in Essen, S. 1.</p> <p>13 Ebd.</p> <p>14 Ebd.</p> |
|---|--|
-
- | | |
|---|---|
| <p>15 Hahn, Das Jüdische Jugendheim, S. 1–2.</p> <p>16 Ebd.</p> <p>17 Richard Klapheck, Die Neue Synagoge in Essen a. d. Ruhr (13. Sonderheft der Architektur des XX. Jahrhunderts), Berlin 1914, S. 1.</p> <p>18 Dr. Eva Reichmann-Jungmann, Jüdische Gemeinden an Ruhr und Rhein, in: Jüdische Allgemeine Zeitung, 27/ 1937, 2. Beiblatt, S. 5.</p> <p>19 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Alte Synagoge Essen (Stremmenos).</p> <p>20 Hahn, Das Jugendheim in Essen, S. 6.</p> <p>21 Ebd.</p> <p>22 Ebd., S. 1.</p> <p>23 Aktennotizen und Schriftverkehr des Grundstücksamts Essen, unter anderem Schreiben an Beigeordneten Baasel vom 3.7.1929, Aktennotiz vom 16.12.1929, Stadtarchiv Essen, Bestand 144/1570.</p> <p>24 Aktennotizen des Grundstücksamts Essen vom 20.3.1930, Stadtarchiv Essen, Bestand 144/1570.</p> <p>25 Hahn, Das Jugendheim in Essen, S. 9.</p> <p>26 Baupolizeiliche Abnahme, Bestätigungsschreiben vom 21.10.1932, Stadtarchiv Essen, Bestand 144/1570.</p> <p>27 Harald Lordick, »Das schönste Jugendheim Deutschlands« – Erich Mendelsohns Haus der jüdischen Jugend in Essen 1932–1938, in: Kalonymos 19 (2016), H. 2.</p> <p>28 Entschuldigungsschreiben eines Schülers der HJ, welcher auf Grund von Nachwachen vom 17.–19.6.1933 dem Unterricht fernblieb, Stadtarchiv Essen, 652/17.</p> | <p>29 Ersuchen des Kommandos des SA-Feldjägerkorps in Berlin; Vermerk vom 22.8.1934, Stadtarchiv Essen, Bestand 144/1570.</p> <p>30 Vermerk des Stadtkämmerers Hahn vom 6.8.1933 zur Nutzung des Heims durch die Hitlerjugend, Stadtarchiv Essen, Bestand 144/1570.</p> <p>31 Vermerk vom 8.11.1934 bzgl. Mitnahme des Inventars und Mitteilung des Oberregierungsrats Müller (Polizeipräsident), Stadtarchiv Essen, Bestand 144/1570.</p> <p>32 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Architektonische Bildung (Lechtreck).</p> <p>33 Robert Schmidt, Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedlungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf (rechtsrheinisch), Dissertation 1912, Königlichen Technische Hochschule zu Aachen, S. 30.</p> <p>34 Jahre später und nach dem Zweiten Weltkrieg realisierten an seiner Stelle auf derselben Liegenschaft die Bochumer Architekten Dieter Knoblauch und Hans Heise 1959 im Auftrag der jüdischen Gemeinde ein neues Gemeindehaus. Die Neue Synagoge trägt Züge von Erich Mendelsohns Entwurf für die »Park Synagogue«, die er 1950 in Cleveland in seiner neuen Heimat, den USA, erbaute.</p> |
|---|---|

EIN ORT DER (SCHUL-)GESELLSCHAFT

DIE REVITALISIERTE GESCHWISTER-SCHOLL-SCHULE IN LÜNEN

MICHAEL SCHWARZ

A

Hans Scharoun, Entwurf einer Schule, präsentiert auf dem Zweiten Darmstädter Gespräch 1951, in: Bauwelt (1960), H. 37, S. 1076.

D

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Klassenraum im Erdgeschoss vor der Revitalisierung. Fotografie: Spital-Frenking + Schwarz, 2007.

G

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Plan des Erdgeschosses mit Heizungs- und Lüftungsplanungen, Spital-Frenking + Schwarz, 2010.

J

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Straßenseite nach der Revitalisierung. Fotografie: Eva Schwarz, 2013.

B

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Foyer vor der Revitalisierung. Fotografie: Spital-Frenking + Schwarz, 2007.

E

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Klassenraum im Erdgeschoss nach der Revitalisierung. Fotografie: Eva Schwarz, 2013.

H

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Aula nach der Revitalisierung. Fotografie: Eva Schwarz, 2013.

K

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Schulhofseite nach der Revitalisierung. Fotografie: Thomas Mayer, 2013.

C

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Foyer nach der Revitalisierung. Fotografie: Thomas Mayer, 2013.

F

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Plan des Erdgeschosses mit Brandschutz- und Abbruchplanungen, Spital-Frenking + Schwarz, 2010.

I

Geschwister-Scholl-Gymnasium, Lünen, Klassenraum im Obergeschoss nach der Revitalisierung. Fotografie: Eva Schwarz, 2013.

L

Bericht über die Revitalisierung des Geschwister-Scholl-Gymnasiums, Lünen, in: Süddeutsche Zeitung, 10.7.2013, S. 12.

»Die wichtigste Aufgabe der Erziehung ist die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft, seine Entwicklung zu einer persönlichen Verantwortung – mit dem Ziel der Qualitätssteigerung, so dass eine Gemeinschaft nicht additiven, sondern potenzierenden Charakters entsteht. Es geht dabei nicht nur um Wissensvermittlung, sondern um Erlebnisvermittlung und Bewusstseinsbildung, damit der Einzelne den echten Kontakt zum öffentlichen Leben und Beziehung zur politischen Gemeinschaft finden kann. [...] So sollte ein Schulbau nicht Symbol politischer Macht oder Ergebnis technischer oder künstlerischer Perfektion sein. Wie jedes andere Gebäude sollte eine Schule seine Vorstellung vom Leben vermitteln, die dem universalen Prinzip von Demokratie entspricht.«¹ Hans Scharoun

B–K stammen aus dem Architekturbüro Spital-Frenking + Schwarz.

A und L stammen aus dem Baukunstarchiv NRW.

der Gruppe der J...
es sich ja noch an...
mögliche Gliederung...
handelt – die Möglichk...
möglichen. Unterbrin...
Gruppen geben, sofer...
zentraler Raum von...
Seite her benutzt wird...
ter, das mit einem Lu...
ist, ist mit einer Pergol...
einer Restik von Met...
ren Treppentritt best...
Charakter des Neubar...
Liegenden, des Veget...
richtung nach Süden...
Dann ist hier die zw...
klar den Bezug nach...
nicht, um so auch hier...
liche, das Unterscheid...
bringen. „Das Vergle...
Folgerie ist diese...
Hier steht der Arbeit...
der Grundfrage der E...
Maßsetzung wirkung...
einem Bezug zu dies...
Raum, in dem z. B. die...
Lehrgerüst steht und i...
nes Gewächshaus ist, u...
und vom Werk her...
Selbsttätigkeit erfol...
schoft und um das W...
ist klar umgrenzt und...
ken versehen, die ab...
Entwicklungsstadien an...
zum Vergleich und zu...
fordern.
Hier in der dritten Grup...
herrscht das Zweifelh...
erfolgen sowohl gem...
des Schulfelge als o...
zum Schließen. Sie...
überzeugt. In diesem R...
horizont stellt sich der S...
die Konzentration von...
Das hat nicht etwa...
Schulung oder dazuf...
soll jede Aufferung d...
folgen, daß sie den...
vom Klassenfach zu h...
Die Zweifel, die in die...
ins Raumhafte übertr...
zum Persönlichkeitsw...
wegen, wenn auch k...
diffuses Licht, Nordse...
wand und die Natur...
auch Baum, Strauch u...
aufgefällt, und zwische...
Figuren, Figuren, die...
uns Wesenähnliches...
die mit unserem Raum...
Raum, zu tun haben...
Vergleich dienen, sie...
steht. Hier handelt es...
überstellung mit früher...
stellung unserer eigen...
In den anschließenden...
das Ganze auf ein...
wiederholt und zusam...
diese Räume, die in...
liegen, durch den „W...
verkünden. An ihm be...
die Anschlagtafel...
Gruppe die andere...
immer wieder auf de...
wulstigen Ebenen bege...
den vor mir „offene...
Bezirk, der seiner...
durchläßt einmal zw...
1076



B



C



D



I



E

Freiheit steht auf dem Stundenplan

Die Schule von morgen steht in Lünen und ist ein halbes Jahrhundert alt: Hans Scharouns frisch sanierte Geschwister-Scholl-Gesamtschule zeigt, wie aus einer Lehranstalt ein menschenfreundlicher Lebensort werden kann

VON IRA MAZZONI

Macht Schule aggressiv? Gibt es Architektur, die friedliches Miteinander stärkt? Können Klassenräume mehr leisten, als fünfundzwanzig bis dreißig Schüler für zwei Stunden einigermaßen zusammenzuhalten? Die Diskussion um unser Schulwesen ist voll entbrannt. Es steht alles auf dem Prüfstand. Auch die Architektur. Unlängst mosierte der öffentlich-rechtliche Vorzeigephilosoph Richard David Precht in der Wochenzeitung *Die Zeit*, Schulen würden heute meist an Krankenhäuser, Finanzämter und Kasernen erinnern. Precht forderte stattdessen dezentrale Lernhäuser, um einen zentralen Campus gruppiert, mit Nischen und Rückzugsorten, kurz ein „Netzwerk architektonischer Beziehungen“.

Was dem lässigen Denker als Abbild der aktuellen Wissensgesellschaft und ihrer Bedürfnisse gilt, ist so neu nicht. Der Prototyp eines solch menschenfreundlichen Lernortes befindet sich in Lünen und ist mittlerweile ein halbes Jahrhundert alt: die Geschwister-Scholl-Gesamtschule, erbaut als Mädchengymnasium von Hans Scharoun 1953 bis 1962. Der bescheidene Architekt hat sie einst neben der Berliner Philharmonie und dem Haus Schminke in Löbau zu seinen „einigermaßen“ gelungenen Hauptwerken gezählt. Heute ist die Geschwister-Scholl-Gesamtschule eines der prominentesten Baudenkmäler der Nachkriegsmoderne. Nach der aktuellen, vorbildlich sensiblen Instandsetzung des Schulkomplexes durch das Architekturbüro Spital-Frenking & Schwarz unter der gemeinsamen Bauherrenschaft der Wilsterhof-Stiftung und der Stadt Lünen lässt sich das sensationelle pädagogische Vermächtnis neu bestimmen. Eine Architektur, die Farbe und Licht atmet, die ein Gefühl von Freiheit und zugleich Geborgenheit vermittelt und die vor allem bis in Nuancen differenziert nie die Gruppe, sondern das Individuum wertschätzt.



Jede Klasse hat ihren eigenen Eingang, einen farblich abgesetzten Werkbereich – und einen Garten, den die Schüler bewirtschaften.

FOTO: WÖRTERHOFF STIFTUNG/REVA SCHWARZ

Quadratmeter großen Komplexes können sich sehen lassen – auch ohne Außen- und Innendämmung? Denn Scharoun sorgte für ein intelligentes Klimakonzept, das nur angepasst werden musste. Fernwärme, Fußbodenheizung in den Klassen, Fußleistenperipherung, Isolierglas in den alten Rahmen sowie eine sorgfältige, kaum merkbare neue Dachdämmung schaffen ein behagliches Klima, mit optimalem Luftaustausch, der mit Zwangsbelüftung nicht herzustellen wäre. Um sich konzentrieren zu können, braucht man eben Luft.

Scharouns Schule wird geliebt, von Eltern und Schülern. Sie alle haben zum Sanierungskonzept beigetragen. Die Schüler haben Baubauschnitt für Baubauschnitt in Containern ausgebart, um dann wieder zurückkehren zu können. Die Schule ist auch Lehrort in allen Fächern, nicht nur im Kunstunterricht, sondern auch in Ethik und Philosophie, wenn es um Demokratie und Freiheit geht. Die architektonische Balance zwischen weiten öffentlichen, strukturierten halboffenen Begegnungsräumen und überschaubaren familiären Einheiten sowie privaten Nischen bietet Möglichkeiten für ein verantwortliches Miteinander.

Was macht die Schule so besonders? Da ist die Lage am Rande der Altstadt gegenüber der Kirche. Der zweigeschossige Gebäudekomplex bleibt unter der Dachtrau-

fer der Kirche und ähnelt auf der Gartenseite einem kleinen Dorf, erschlossen von einer internen Straße, die sich weit und weitjüng, an der kleine Plätze mit Trinkbrunnen liegen, mit Sitzbänken und Stufenanlagen, Terrarien und kleinen Ausstellungsvitrinen auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Bibliothek, die mit der großen Fensterfront fast wie ein kleines Ladengeschäft wirkt.

So bauen wie Scharoun darf heute keiner mehr: zu viele Nischen, zu lange Wege, zu viele Freiräume

Gleich am Beginn der Schulstraße liegt rechter Hand die Aula, eine Philharmonie in Klein mit spartanischen Parkbänken. Auch eine Schüler selbstverwaltung hat Eingang in diesen Raum. Zur Lindenallee hin hat die ehemalige Mädchen-Schule einen starken Auftritt. Dort sind die mächtigen Hörsäle für die naturwissenschaftlichen Fächer aufgereiht: Biologie, Chemie und Physik stehen wie Seiten-Kapellen der Kirche gegenüber. Ihre leicht konvex gewölbten Fensterfronten sind zudem auffallend geometrisch bemalt. Da macht sich ein neues Frauenbild in aller Öffentlichkeit bemerkbar. Nirgends sonst würde Gleichberechtigung in der Ausbildung so eingeleitet wie hier. Über die Hörsäle hat Schar-

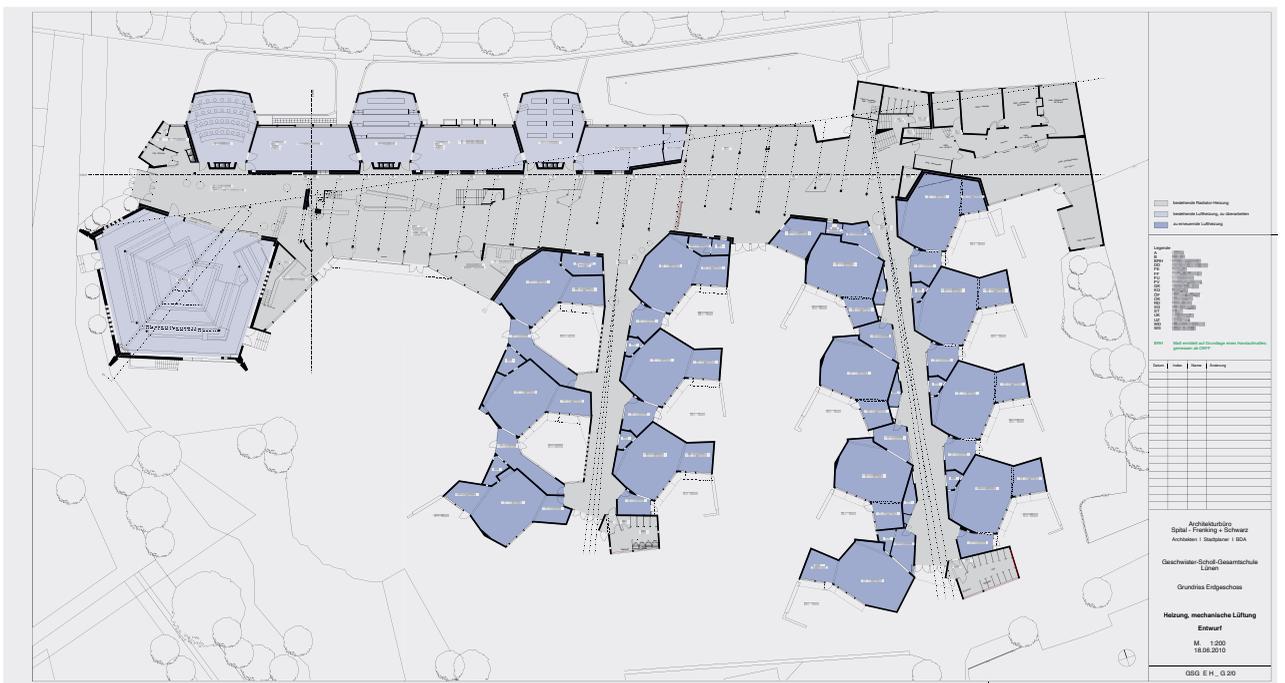
oun dann auch noch den gläsernen Atelieraal für die musische Erziehung gestellt. Ein Raum, der dem Himmel und der Kirche gegenüber ganz nah ist. Auch dies im Nachkriegsdeutschland eine gewagte Perspektive. Schluss mit Kinder, Küche und Kirche als Ziel weiblicher Erziehung. Hier wurden andere Bildungsgrundlagen geschaffen, die Wahlfreiheit erlaubten.

Dass unter Kunstunterricht nicht nur Stücken und Strichen verstanden wurde, dass sieht man jetzt wieder an den Wänden. Teils auf nacktem Beton, teils auf lichtfarbigem Verputz haben Wandrestauratoren die Bilder freigelegt, die nach den Vorlagen eines Schülerinnen-Wettbewerbs dort von dem Berliner Künstlerhepau Albitz realisiert worden waren. Die Oberetagen der Bilder freigelegt, die nach den Vorlagen eines Schülerinnen-Wettbewerbs dort von dem Berliner Künstlerhepau Albitz realisiert worden waren. Die Oberetagen der Bilder freigelegt, die nach den Vorlagen eines Schülerinnen-Wettbewerbs dort von dem Berliner Künstlerhepau Albitz realisiert worden waren. Die Oberetagen der Bilder freigelegt, die nach den Vorlagen eines Schülerinnen-Wettbewerbs dort von dem Berliner Künstlerhepau Albitz realisiert worden waren.

sonnungen der Unter- und Mittelstufe führten. An jeder Kreuzung sitzt ein großes Oberlicht. Es gibt verschiedenfarbige Ballungen zu den Höfen hin. Lichtbänder in der Decke. Jede Wand hat ihren Farbton, selbst die Unterzüge sind dreifarbig. So dass sich, je nachdem in welche Richtung man sich bewegt, ein neuer Farbdärraum ergibt, der zudem vom Licht der Jahres- und Tageszeiten moduliert wird. Jede Klasse hatte ihre eigene kleine Energiezentrale, einen Eingangsfür mit Garderobe, einen Klassenraum und noch einen farbig abgesetzten Werkbereich. Deswegen sprach Scharoun von Klassenwohnungen. Das Beste aber war und ist, dass zu jeder Klasse entweder ein Atrium oder ein kleiner Garten gehörte, der von den Schülern zu pflegen ist. Bank und Laube sind integriert.

Die Klassenwohnungen der Oberstufe befinden sich im ersten Stock über der Schulstraße. Dort hat Scharoun für die Großen hübsche Apartments mit Dachterrassen geschaffen, die den Blick über den ganzen Schulorgasmus freigeben. Das sind tatsächlich Wohn- und Lebensräume und keine Klassenzimmer, in denen man die Stunden abisirt – vorausgesetzt die Lehrer sind gute Pädagogen. Ihr Aufenthaltsbereich ist übrigens ganz am Ende der Schulstraße angesiedelt. Ganz direkt als nachgeordneter Teil des Ganzen, nicht als beherrschende Aufsichtsinstanz.

F



G



K

Ausgangssituation. Zwei Jahre nach der Eröffnung der beiden ersten Bauabschnitte der Geschwister-Scholl-Schule in Lünen und noch während der laufenden Ausführung des dritten Bauabschnittes, der 1962 fertiggestellt wurde, konzentriert Hans Scharoun seine Gedanken zum Schulbau, zu diesem spezifischen Typus von Bauten für die Gemeinschaft, in einem Vortrag auf der Triennale in Mailand und bezieht somit Position zu Gesellschaft und deren Möglichkeit zu entsprechenden Instrumenten, zur Gesellschaftsordnung an sich und dem architektonischen Beitrag. Er formuliert diese Forderung gleichsam für das gesamte Bauen, für die Architektur eines »jeden Gebäudes« und ist damit auch sechzig Jahre nach diesem Vortrag hörensweit relevant – und auch aktuell. Soweit sich die von 2007 bis 2013 durch uns – das Büro Spital-Frenking + Schwarz, dessen Dortmunder Büro am Ostwall 7, im Gebäude des Baukunstarchivs NRW, ansässig ist – revitalisierte Schule in Lünen, die Geschwister-Scholl-Schule, in Fachkreisen schlicht »die Scharoun-Schule«, zur Betrachtung und zur kritischen Prüfung der eigenen Forderung Scharouns eignet, so ist sie nicht nur in der chronologischen Folge, sondern vor allem in der Entwicklung vom gedachten, vom gezeichneten, zwar ins Modell übersetzten, jedoch nicht realisierten Schulhausentwurf aus dem Jahr 1951 für den Standort am Großen Woog in Darmstadt zu verstehen. Während die Umsetzung dieses programmatischen Entwurfes in Darmstadt nicht realisiert wurde, ist aufgrund der Veröffentlichung und der Debatten im Rahmen des zweiten »Darmstädter Gesprächs«, der Konferenz mit dem Titel »Mensch und Raum«, in Lünen die entsprechende Aufmerksamkeit geweckt worden (Abb. A).² Das Vorhaben, die dortigen Bedürfnisse mit einem neuen Schulbau nach reformpädagogischem (Menschen-) Bild mit dem späteren Schulleiter Bruno Wieloch und dem Büro von Hans Scharoun realisieren zu wollen, ist nachweisbar

aus diesem Darmstädter Entwurf und dessen Publikation sowie Wahrnehmung entstanden. Die Planung und Realisierung der bereits zur Eröffnung als Geschwister-Scholl-Schule (seinerzeit Geschwister-Scholl-Gymnasium) bezeichneten Schule ist ebenfalls dort begründet.

Scharoun drückte seine Vorstellung vom demokratischen Bauen in einer sich wandelnden Gesellschaft auch in seiner Eröffnungsrede in Lünen am 13.6.1958 aus: »Ich glaube [...], dass eine reiche Kindheit, bezogen auf den Aspekt der Eindrucksfähigkeit in jungen Jahren, das Fundament eines ganzen Lebens sein kann. Erziehung ist nicht nur die Entwicklung intellektueller Fähigkeiten, nicht nur das Erreichen bestimmter Kenntnisse und wichtiger Fertigkeiten. Ja, Erziehung ist eben ein Vorgang, der das Wachstum und die Entwicklung vielfältiger Anlagen umfasst. Deshalb soll das Lernen dem normalen Maß des kindlichen Wachstums angepasst sein und deshalb durch die Schule wie durch die Familie der Umstand gefördert werden, dass die Erde eine gute Wohnung sein wird.«³ Der Vergleich zwischen der Planung, der Theorie, gleichsam dem »Vorher« – in diesem Fall im Austausch von Pädagoge und Architekt, von Wieloch und Scharoun – mit der Praxis, dem Gebrauch des Hauses, seiner Räume und Freibereiche, somit dem »Nachher«, kann den vorbildhaften Charakter der Scharoun-Schule in Lünen belegen.

Geplant und gebaut als Mädchengymnasium im Deutschland des Wirtschaftswunders der 1950er und 1960er Jahre, wird das Haus nach einer Übergangsphase seit den 1980er Jahren als Gesamtschule genutzt. Andere Techniken der persönlichen Kommunikation und auf den ersten Blick scheinbar andere Bedürfnisse der Schulgesellschaft zwei bis drei Generationen nach der Eröffnung, somit in einer sich wandelnden Gesellschaft, lassen diesen Vergleich umso aussagekräftiger erscheinen. Die Praxis des Hauses, bis auf kleinere Umstrukturierungen im Fach-

unterricht oder bedingt durch steigende Schülerzahlen sowie nicht mehr explizit zugewiesene Altersstufen in einzelnen Gebäudeteilen bzw. Geschossen, ist mit der Theorie, dem »Vorher«, nach wie vor kongruent. Die Räume und Orte finden den bestimmungsgemäßen Gebrauch. Die bezeugten Erlebnisse und die nachgewiesenen Erkenntnisse dieser Schulgesellschaft sprechen von der räumlichen, der architektonischen Qualität, benennen mit eigenem Vokabular die Bezüge von öffentlich und privat, dokumentieren nachhaltig die positiven Einflüsse der hohen Komplexität dieses Schulhauses, »ihrer Schule«.

Revitalisierung. Mit entsprechend großer Freude haben wir uns der übertragenen Aufgabe gestellt. Die Diskussionen, die Hans Scharoun mit seiner Arbeit für eine Volksschule beim Darmstädter Gespräch 1951 hervorgerufen hatte, waren uns bekannt. Wir kannten die meist knappen Veröffentlichungen über das Schulhaus in Lünen. Im Detail war die Schule für uns eine Unbekannte.

Bei den ersten Besuchen war unser Eindruck der Schule zwiespältig. Zum einen zeigte sich die beeindruckende Architektur von Scharoun auf allen Ebenen wahrnehmbar, andererseits war der Zustand des Gebäudes an vielen Stellen kläglich. Es gab einige Baudetails wie die Skobalitverglasungen in den Oberlichtzonen der Pausenhalle, die auf den ersten Blick unprofessionell und provisorisch wirkten, und wir Architekt:innen spürten einen spontanen Verbesserungsimpuls (Abb. B, C).

Die Lage der Schule ist innerstädtisch, gegenüber der Kirche und an der mit Bäumen bestandenen Holtgrevenstraße. Im Umfeld liegen weitere Schul- und Verwaltungsgebäude sowie Wohnhäuser unterschiedlicher Dimension. Die Schule wirkte in diesem Kontext weder auffällig noch anderweitig eindrücklich, sondern wurde durch einen starken Bewuchs fast verdeckt. Im Inneren zeigte sich zwar die sich vielfältig ent-

faltende Raumarchitektur von Hans Scharoun, aber an vielen Stellen irritierten die aktuelle Materialität und Farbigkeit. Der Pflegezustand des Gebäudes war insgesamt schlecht (Abb. D, E). Trotzdem waren die Sympathie und die Identifikation mit der Scharoun-Schule in Gesprächen mit der Schulgesellschaft, mit Lehrenden und Schüler:innen spürbar groß. In der offenen Halle, der Straße der Begegnung, hingen Ausstellungstafeln über Scharoun und seine Architektur sowie Zeichenstudien zum Gebäude aus den diversen Unterrichtsfächern.

Die Scharoun-Schule hatte einen sicht- und spürbaren Instandhaltungsrückstand. Eine denkmalgerechte Instandsetzung war das Ziel. Als relevanter Teil des Weges wurde einvernehmlich festgelegt, vor der Durchführung einzelner Maßnahmen ein vollständiges, ganzheitliches Gesamtkonzept auf Grundlage einer Studie zu erstellen.

Machbarkeitsstudie. Dem Beginn der Arbeiten wurde folglich eine Untersuchung vorangestellt mit dem Titel »Machbarkeitsstudie zur Erhaltung, baulichen Instandsetzung und Weiternutzung der Geschwister-Scholl-Schule in Lünen«. Der Begriff der »Denkmalpflege« tauchte in diesem Titel nicht auf. Die wesentliche Aufgabe der Studie war, das Gebäude zu verstehen und Fragen zur Entstehungs- und Veränderungsgeschichte beantworten zu können.

Im Einzelnen wurde seitens der Wüstenrot Stiftung, die die Renovierung fördernd begleitete, die Aufgabe wie folgt definiert:⁴ Sicherung und Auswertung des zeitgeschichtlichen Materials (historische Bestandsaufnahme)

Untersuchung und Bewertung der Bausubstanz und der Gebäudetechnik einschließlich Schäden, Mängel und Defizite
Erarbeitung einer denkmalpflegerischen Zielstellung
Erarbeitung einer Konzeption und eines Maßnahmenkatalogs für die bauliche Instandsetzung

Kostenschätzung betreffend Investitionskosten (Bau- und Nebenkosten)

Sicherung der Nutzung der Schule.

Teambildung. Die Komplexität insbesondere dieses Gebäudes umfassend zu verstehen und folgend die richtigen Konzepte zu entwickeln und Vorgehensweisen zu definieren, kann und sollte keine Fachdisziplin alleine leisten. Auch Architekt:innen sollten sich dies nicht zumuten oder glauben, dass sie es könnten. Bereits für die Machbarkeitsstudie wurde ein Team zusammengestellt, dem neben uns Architekt:innen auch Ingenieure für die Haustechnik, die Statik und Konstruktion, den Brandschutz und für die Außenanlagen angehörten. Hinzu kamen Restauratoren für die Bewertung der Oberflächen und Bilder. Wesentlich war die Beteiligung des wissenschaftlichen Beirats der Wüstenrot Stiftung, der auch später kontinuierlich die Ausführung der Arbeiten begleitete. Hochqualifiziert besetzt hatte er eine beratende wie auch kontrollierende Funktion.

Bestandsaufnahme. Für die Recherche der Baugeschichte der Schule und ihrer Lebenszeit, standen uns eine Vielzahl von Planunterlagen, Akten, Fotomaterial und Zeitungsartikel zur Verfügung, die wir im Stadtarchiv der Stadt Lünen, beim Zentralen Gebäudemanagement der Stadt Lünen sowie im Archiv der Akademie der Künste in Berlin eingesehen haben. Hinzu kamen Gespräche mit Zeitzeugen und natürlich die Bestandsaufnahme am Gebäude.

Insgesamt zeigte sich, wie vorteilhaft es war, dass noch keine durchgreifende Sanierung über das Haus gegangen war. Ökonomischer Druck, vielleicht jedoch mehr noch das Scharoun'sche Konzept, die Klassen als Wohnungen mit entsprechend individuellem Charakter zu gestalten, hatte sich solchen Maßnahmen offenbar widersetzt. Lokale Veränderungen, die wesentlich

in die räumliche Konzeption, deren Oberflächen und Lichtführungen eingriffen, waren zwar vorhanden, jedoch im Verhältnis zum gesamten Schulhaus in kleiner Zahl anzutreffen.

Im Laufe der Studie stellten wir fest, dass für fast jedes bauzeitliche Ausstattungsdetail, wie Bodenbeläge, Tür- und Fensterbeschläge, Elektroinstallationen, Leuchten, Möbel usw. einzelne Befunde im Haus erhalten geblieben waren. Die Objektzeugnisse waren über das ganze Gebäude verteilt, bedurften der systematischen Analyse und ergaben somit für die hohe Komplexität der baulichen Realisierung in den Jahren 1955 bis 1962 eine klare Befundlage, ein Zeugnis aus dem Bau selbst.

Statische Probleme prinzipieller Art waren an dem Gebäude nicht festzustellen. Es gab hier und da einzelne Risse und Feuchtigkeitsschäden, die aber lokal repariert werden konnten. Bedenklich schienen uns allerdings auftretende Kondensatschäden an einigen Klassenwohnungswänden. Insgesamt waren durchgängig Abnutzungserscheinungen in den Innenräumen sowie Witterungsschäden an den Oberflächen im Außenbereich zu bemängeln.

Brandschutz. Die brandschutztechnische Eignung des Gebäudes wurde bereits zu Scharouns Zeiten thematisiert, da über die Pausenhalle beide offenen Treppenhäuser sowie der Flur im Obergeschoss als Rettungswege offen miteinander verbunden waren. Aktuelle Vorschriften fordern zwei voneinander unabhängige Rettungswege und ab den Obergeschossen unabhängige Fluchttreppenhäuser. Wäre auf einer wortgetreuen Einhaltung geltender Normen beharrt worden, wäre dem Gebäude, insbesondere seinen Raumkompositionen und -folgen von privaten und öffentlichen Räumen erheblicher Schaden zugeführt worden. Eine Teilung des Gebäudes in zwei Brandabschnitte bedürfte der Teilung der Pausenhalle. Raumeindruck sowie Funktionalität der Halle wären erheblich gestört wor-

den. Ein vergleichbarer Eingriff wäre durch die Abtrennung der südlichen Seitenflure von der Halle entstanden.

Im Rahmen der Machbarkeitsstudie wurde als erste Planung ein zweites Treppenhaus in Form einer außen liegenden Treppe von einer Terrasse im Obergeschoss auf das Gelände des Schulhofes konzipiert – eine Krücke, welche die baukörperliche Komposition erheblich verändert, unseres Erachtens deutlich verschlechtert hätte. Im Zuge der endgültigen Planung und unter konstruktiver Mitarbeit der Baugenehmigungsbehörde konnte die für das Denkmal verträglichste Lösung definiert und ausgeführt werden: Die Halle wird heute im Brandfall über einen im Alltag unsichtbaren Rauchschutzvorhang in zwei Einheiten geteilt (Abb. F).

Energetische Sanierung. Bei einer energetischen Betrachtung und Bewertung erhielt das Gebäude auf den ersten Blick kein gutes Zeugnis. Das rein mathematische Verhältnis von Hüllfläche zu Rauminhalt ist sehr ungünstig. Die Bauteile waren schlecht bis gar nicht gedämmt. Bei den Räumen im Obergeschoss auf der Südseite gab es im Sommer erhebliche Probleme mit der Überhitzung. Die einfachen Skobalitplatten, die in der Pausenhalle und dem Flur im Unterstufenflügel für die typische diffuse Helligkeit sorgen, hatten schlechte Wärmedämmeigenschaften. Es ist jedoch nicht die erste Pflicht eines Gebäudes, hervorragende energetische Kennwerte aufzuzeigen. Eine Schule muss als gute Schule ihre pädagogischen Aufgaben erfüllen. Das leistet die Scharoun-Schule auf vorbildliche Art und Weise. Ein Denkmal muss seine Denkmaleigenschaften pflegen und bewahren sowie als Geschichtsdokument authentisches, befragbares Material vorweisen können. Auch das kann die Scharoun-Schule leisten. Doch muss sich auch ein Denkmal mit energetischen Anforderungen und folglich Fragen nach dem Umgang mit natürlichen Ressourcen

auseinandersetzen. Aufgrund des hervorragenden Primärenergiefaktors des Hauses – die Scharoun-Schule ist an das Fernwärmenetz der Stadt Lünen angeschlossen – bestanden günstige Voraussetzungen, den gesetzten Zielen bestmöglich entsprechen zu können. Die Schule kann nicht gänzlich gedämmt werden. Weder eine Außen- noch eine Innendämmung wären bei den diffizilen Anschlussdetails denkmalverträglich zu erstellen. Es ist außerdem fraglich, ob eine solche Maßnahme wirtschaftlich wäre.

Wir hatten uns dazu entschieden, nur beim größten Energiebedarf zu intervenieren: in den Unterrichtsräumen. Eine Dämmung der Wandflächen kam aus beschriebenen Gründen nicht in Frage. Es erschien uns jedoch fraglich, ob eine Optimierung der Dämmung bei Unterrichtsräumen sinnvoll wäre. Was nützen hoch gedämmte Räume, wenn aus Gründen der Raumlufthygiene in regelmäßigen kurzen Abständen die Fenster geöffnet, die Räume gelüftet werden und somit die Heizenergie entweicht?

Heizung und Lüftung. Scharoun hatte die Klassenwohnungen seinerzeit mit einer Heizungs-Lüftungs-Anlage ausgestattet. Jede Klassenwohnung hatte eine eigene Anlage in einem abgetrennten eigenen Technikraum. Individualität verbunden mit Privatheit wurden auch hier bis in die technische Ausstattung und deren Regelungsmöglichkeiten entworfen und gebaut. In den 1990er Jahren wurde das Lüftungssystem aufgegeben und durch konventionelle wandhängende Radiatoren ersetzt. Der Technikraum sowie die Kanäle im Fußboden blieben erhalten. Die Lüftungsgeräte wurden demontiert und entsorgt, die Auslassöffnungen im Brüstungsbereich der Fenster wurden geschlossen.

146 Wir haben das Scharoun'sche Konzept wieder aufgenommen. Die Kanäle wurden überarbeitet, gereinigt und, wenn es die hy-

gienischen Bedingungen erforderten, zum Teil mit neuen Kanälen ausgekleidet. Die neuen Lüftungsaggregate stehen in den gleichen Technikräumen wie die bauzeitlichen Geräte – für jede Klassenwohnung ein Gerät – und verfügen über eine hocheffiziente Wärmerückgewinnung. Die erwärmte Luft wird wieder über die Bodenkanäle, die gleichzeitig den Boden der Klassen erwärmen, zu den Außenwandflächen mit den großen Fensteranteilen geführt. Wand- und Fensterflächen werden mit der erwärmten Luft versorgt, eine Kondensatbildung mit Folgeschäden an umgebenden Bauteilen wird verhindert (Abb. G).

Fenster. Bei der Untersuchung der Möglichkeiten, ob und wie eine Hülle energetisch verbessert werden kann, sind ebenfalls die Fenster zu bewerten. Dieses gilt im Besonderen für die Architektur von Hans Scharoun mit ihrem hohen Fensteranteil. Scharoun verwendete Holzfenster mit Einscheibenverglasung. Bei den Oberlichtern hatten die Holzfenster eine Zweischeibenverglasung. Wir waren der Meinung, dass wir der Nachwelt auch die Möglichkeit schuldeten, zu späteren Zeiten weiterhin bauzeitliche Fensterkonstruktionen sowie Verglasungen anzutreffen, die Scharoun hatte einbauen lassen. Daher wurden die Fenster mit bauzeitlicher Verglasung zunächst nicht von uns verändert oder optimiert. Im Rahmen der Untersuchungen wurden jedoch erhebliche Veränderungen der Fenster- und Türanlagen festgestellt. Die Fenstertüranlagen aus den Klassenwohnungen in die Klassengärten waren durchgängig gegen Anlagen nach aktuellem Standard und mit Isolierverglasung ausgetauscht worden. Dies wurde so belassen (bis auf die Umrüstungen der Beschläge für Fluchtwege), da sie einwandfrei funktionierten und den Wärmeschutzansprüchen noch genügten.

Sämtliche Einscheibenverglasungen waren zwischenzeitlich in der ganzen Schule bis auf die Räume der Verwaltung gegen

Einscheiben-Sicherheitsglas ausgetauscht worden. Somit bot sich die Möglichkeit, die neueren Scheiben durch dünne Isolierglasscheiben aus Sicherheitsglas zu ersetzen, ohne bauzeitliche Befunde zu verlieren. Der Austausch der Einscheibenverglasungen wurde nicht nur in den Unterrichtsräumen, sondern in der ganzen Schule vorgenommen. Die Oberlichtverglasungen in den Klassenwohnungen hatte Scharoun bereits als Zweischeibenverglasung ausgeführt. Die ursprüngliche Zweischeibenverglasung mit ihrem spezifischen konstruktiven Aufbau ermöglichte dort, wo keine bauzeitlichen Gläser mehr vorhanden waren, einen problemlosen Austausch gegen Isolierverglasungen mit gleichem Glasaufbau.

Böden. Die Bodenbeläge in den Klassen- und in den Gruppenräumen waren neuzeitlich, im Bereich der Fenster waren zudem jüngere Beläge verlegt worden, so dass kein einheitliches Bild vorhanden war. In diesem Bereich einen neuen Oberboden aufzubringen wäre aus denkmalpflegerischer Sicht unproblematisch gewesen. Im Zuge der Untersuchungen stellte sich aber über Kamerabefahrungen der alten Luftkanäle heraus, dass die bauzeitlichen Rohrleitungen, die im Estrich vom Hauptkanal zu den Fensterflächen verlegt worden waren, noch vorhanden und augenscheinlich weiter nutzbar waren. Daher verzichteten wir auf einen Austausch des gesamten Bodenaufbaues. Die Hauptkanäle wurden von oben aufgeschnitten, die Rohrleitungen gereinigt, der Hauptkanal aus hygienischen Gründen neu ausgekleidet und die Rohrleitungen an diesen angeschlossen. Der Fußboden wird nun über die Luftheizung temperiert und somit thermisch ertüchtigt.

Mit dem Aufschneiden des Bodenkanals war der Oberboden nun endgültig gestört. Es handelte sich um einen PVC-Belag aus großformatigen Fliesen. Der bauzeitliche Belag konnte an verschiedenen Stellen zum Beispiel in kleinen Resten un-

ter den Tafeln in den Klassenzimmern, in Nebenräumen sowie in der Aula nachgewiesen werden. Es handelte sich um einen graubraunen Linoleumbelag, der nun als Sonderfarbton neu angefertigt und verlegt wurde (Abb. H).

Bei den übrigen Böden waren die bauzeitlichen Materialien im Wesentlichen erhalten geblieben und wurden – wenn nötig – repariert. In der Pausenhalle und den Fluren war eindeutig erkennbar, wo nachträglich Bodenkanäle für die Verteilung der Heizungsleitungen erstellt worden waren. Die Terrazzoplatten hatten hier ein kleineres Format und einen etwas anderen Grauton. Diese »Störung« wurde als Zeugnis der Veränderungsgeschichte des Gebäudes akzeptiert und beibehalten. In einigen Räumen des naturwissenschaftlichen Bereichs sowie bei der Verwaltung fanden sich neuere Bodenbeläge und wurden aufgrund ihres guten Zustandes erhalten.

Dächer. Aus den Unterlagen im Archiv war erkennbar, dass zum Ende des letzten Jahrhunderts über einen längeren Zeitraum flächendeckende Sanierungsmaßnahmen an den Dächern vorgenommen worden waren. Die Dächer waren daher nicht mit in das konzipierte Maßnahmenpaket aufgenommen worden. Mit Beginn der Instandsetzungsarbeiten stellte sich aber heraus, dass die Dachflächen in Teilbereichen bereits wieder sehr starke Schäden aufwiesen und erneut ein Sanierungsbedarf bestand. Mit Rücksicht auf das Budget, in dem solche Arbeiten ursprünglich nicht enthalten waren, wurden nur die Dächer der eingeschossigen Bauteile auf der Südseite der Schule, die die stärksten Schäden aufwiesen, vollständig saniert. Mit der Sanierung konnte die bisherige Dämmung gegen eine hochwertige Dämmung gleicher Stärke ausgetauscht werden. Der Dachaufbau blieb somit in seiner Höhe unverändert. An den übrigen Dachflächen, die noch in besserem Zustand waren, wurden nur notwendige Reparaturen

vorgenommen. Die Sanierung dieser Flächen ist der weiteren Bauunterhaltung anheimgestellt.

Möbel und Ausstattung der Klassenwohnungen. Im Zuge der Bestandsaufnahme konnten auch bauzeitliche Möbel und Ausstattungsgegenstände in den Klassenwohnungen bestimmt werden. Es zeigte sich ein durchgängiges System: Im Garderobenraum befanden sich ein Waschbecken mit Spiegel und Spiegelleuchte sowie die Garderobenhaken. Der eigentliche Klassenraum hatte neben der Tafel und der Bestuhlung einen Schrank mit seitlichem Regal, eine wandfeste Tafel mit Schiebeelement sowie Gardinen an den klar verglasten Fensterflächen. Im Gruppenraum befanden sich eine weitere wandfeste Tafel sowie eine Pinnwand. Die Ausführung war von Raum zu Raum leicht unterschiedlich, entsprechend der individuellen Geometrie der Klassenwohnungen.

Der bauzeitliche Bestand war nicht mehr durchgängig erhalten. Wir fanden, ähnlich wie bei den Leuchten, von Klassenwohnung zu Klassenwohnung jeweils einzelne Elemente vor. Die ursprünglichen Klassentafeln waren durchgängig ausgetauscht worden. Die noch erhaltene bauzeitliche Ausstattung wurde durch Restauratoren begleitet instandgesetzt (Abb. I).

Anstriche und Oberflächen. Obwohl bereits bei in der Machbarkeitsstudie die Oberflächen partiell untersucht worden waren, gab es hier während der Ausführung der Arbeiten die meisten Überraschungen. Es zeigte sich, dass von einem ausgeführten Bereich Analogieschlüsse weder technischer noch gestalterischer Art auf andere Bereiche möglich waren. Zusätzliche Komplikationen in den Farbsubstanzen boten die Grundlage für einen abrasiven Umgang und die Rückführung auf das originale, für die Raumwirkungen – wie auch bereits in Darmstadt – spezifisch entworfene Farbkonzept. Glückli-

cherweise waren die bauzeitlichen Anstriche in der Regel nicht schadstoffbelastet und konnten erhalten werden.

In der Machbarkeitsstudie war formuliert worden, dass in den öffentlichen Bereichen, in der Pausenhalle und den Fluren das ursprüngliche Scharoun'sche Konzept der Oberflächen und Farben wieder aufgenommen werden sollte. Die Gestaltung der Klassenwohnungen sollte den Benutzer:innen freigestellt sein. Bei der Ausführung der Probeinstandsetzung einer Klassenwohnung haben wir uns, da keine nutzerseitigen Wünsche definiert waren, an dem Befund der bauzeitlichen Fassung orientiert. Das Ergebnis war überzeugend und wurde positiv aufgenommen, sodass auch bei den anderen Räumen nach bauzeitlichem Befund ausgeführt wurde.

Diese Vorgehensweise war möglich, da für jede einzelne Oberfläche die bauzeitliche Ausführung über restauratorische Untersuchungen zweifelsfrei definiert werden konnte. Das Ergebnis, die revitalisierte Farbkomposition, unterstreicht auf ideale Weise die großartige Raumwirkung der Scharoun'schen Architektur – innen und außen.

Fazit. Die bauzeitliche Raumkomposition, unterstrichen durch alle folgenden Entscheidungen von Hans Scharoun hinsichtlich der Gebäudetechnik, der Definition aller Bauteile und insbesondere deren Material- und Farbsprache – gleichermaßen für das Innere wie auch das Äußere des Hauses – bildete die Zielvorgabe für unsere Bearbeitung der Geschwister-Scholl-Schule in Lünen. Wir haben weder eine Reparatur noch eine Sanierung durchgeführt. Das Original, nicht zwingend in der baulichen Substanz, in seinem physischen Material, sondern in seiner Architekturidee als Folge einer Gesellschaftsidee haben wir revitalisiert (Abb. J, K).⁵

Die Scharoun-Schule in Lünen, ihr bauhistorischer, nicht minder tagesaktueller Wert als Architekturstück, als Schulhaus für

eine demokratische Gesellschaft konnte erhalten und sowohl für den selbstverständlichen, alltäglichen Gebrauch als auch für die denkmalkundliche Rezeption in die Gegenwart und Zukunft transportiert werden. So zeigt dieser Schulbau exemplarisch, wie stadtbildprägende Bauten einer verständigen Pflege und fachkundigen Revitalisierung bedürfen, um langfristig bestehen und ihre Stadt weiter prägen zu können (Abb. L).

Anmerkungen

- 1 Hans Scharoun auf der Triennale in Mailand, 1960, Zitat in: Margit Staber, Hans Scharoun. Ein Beitrag zum organischen Bauen, in: Zodiac 10 (1962), S. 52–93. Zu Hans Scharoun siehe: Peter Blundell Jones, Hans Scharoun, Stuttgart 1980; Peter Pfankuch (Hg.), Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte, Berlin 1993; Carsten Krohn, Hans Scharoun. Bauten und Projekte, Basel 2018.
- 2 Otto Bartning (Hg.), Darmstädter Gespräch, Band 2, Mensch und Raum, Darmstadt 1952. Siehe auch: Geschwister-Scholl-Mädchen-Gymnasium in Lünen, Westfalen, in: Bauwelt (1960), H. 37, S. 1069–1082.
- 3 Hans Scharoun, Eröffnungsrede in Lünen 1958, Bestand Scharoun, Archiv der Akademie der Künste, Berlin.
- 4 Philip Kurz/Wüstenrot-Stiftung (Hg.), Scharoun. Geschwister-Scholl-Schule. Die Geschichte einer Instandsetzung, Stuttgart 2014.
- 5 Kaye Geipel, Das große Vorbild aus Lünen, in: Bauwelt (2013), H. 25, S. 16–23.

DAS HOCHSCHUL- BAUSYSTEM »NRW 75« AUF DER SUCHE NACH DER STANDARDLÖSUNG SONJA HNILICA

A Auszug aus der Rede von Johannes Rau vor dem Landtag am 23. Februar 1972, in der er ein »Neues Studiengangsystem in einer Organisationseinheit« umreißt. Auf der rechten Seite ein Modell der Planung für die Gesamthochschule Duisburg. Johannes Rau, Gesamthochschulen für Nordrhein-Westfalen, in: Dokumente und Meinungen (1972), H. 3, S. 6 f.

B Hans Deselaers, Das Aktionsprogramm Hochschulbau des Landes NRW, in: Mitteilungsblatt des Finanzamts Nordrhein-Westfalen (1971), H. 12, S. 2 f.

C Schemaskizze einer modularen Großstruktur, 21 × 30 cm, Cover der Broschüre: Staatshochbauamt II ZPH (Hg.), Aktionsprogramm Hochschulbau 1975–80 Land Nordrhein-Westfalen. Nicht-stapelbarer Bereich: Hallenbauten, Münster o. D.

D Nutzungsbeispiel Stapelbarer Bereich ZPL Aachen, 21 × 29,7 cm, Mai 1974, in: ZPL – Zentrale Planungsstelle zur Rationalisierung von Landesbauten NW (Hg.), Gesamthochschulen Nordrhein-Westfalen – Entwicklungstendenzen im Hochschulbau am Beispiel Essen Baustufe 1975, o.O. o. D.

E Fotografie, 17,9 × 24,2 cm, Baustelle Allgemeines Verfügungszentrum der Gesamthochschule Essen, Hochschulbausystem NRW 75, Entwurfsplanung Eller/Moser/Walter, 1973.

F Fotografie, 29,5 × 21,1 cm, Allgemeines Verfügungszentrum der Gesamthochschule Siegen, Hochschulbausystem NRW 75, Entwurfsplanung Werkgemeinschaft 66 (Eckhard Gerber und Dirk Stelljes).

G Unverwirklichter Plan für die Gesamthochschule Duisburg »2. Standorte 2.1 Duisburg«, in: Staatshochbauamt II ZPH (Hg.), Aktionsprogramm Hochschulbau 1975–80 Land Nordrhein-Westfalen. Nicht-stapelbarer Bereich: Hallenbauten, Münster o. D.

H Fotomontage eines Modells der Gesamthochschule Essen in ein Luftbild, 1974, in: Finanzminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Presse- und Informationsreferat (Hg.), Staatsbau in NW, München 1974.

I Mathetower Campus Nord der TU Dortmund, Hochschulbausystem NRW 75, Projektleitung Gunther Lorf/Staatshochbauamt, Fotografie Detlef Podehl, 2021.

J Gebäude LE der Universität Duisburg-Essen, Hochschulbausystem NRW 75, Campus Duisburg, Fotografie Detlef Podehl, 2021.

»Auf der Grundlage erprobter eigener und fremder Systeme hat das Zentrale Planungsamt für Hochschulbauten (ZPH) der Staatshochbauverwaltung in Münster einen serienreifen, perfekt durchkonstruierten und gestalteten, anbaufähigen Baukörper multifunktionaler Nutzung entwickelt.«¹
Bernhard Dirksmeier und Hans Deselaers

Soweit es um die Intensivierung und die Verkürzung des Studiums und um das Angebot abgestufter und aufeinander bezogener Studiengänge geht, darf ich wohl weitgehende Übereinstimmung voraussetzen. Wir sind

überzeugt, daß das nur in einer integrierten Gesamthochschule schnell und wirksam geleistet werden kann, so wie es der Paragraph 3 unseres Entwurfs expressis verbis sagt.

Neues Studiengangsystem in einer Organisationseinheit

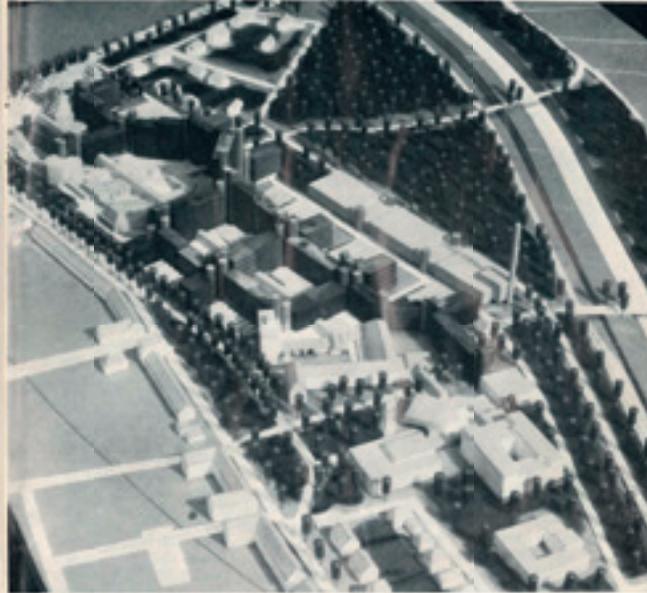
Die Ziele der Studienform, oft zitiert und oft ausgenutzt – Chancengleichheit, Durchlässigkeit, Förderung der beruflichen Mobilität, Flexibilität – können nach unserer Überzeugung nur durch ein neues Studiengangssystem verwirklicht werden, das die Grenzen der herkömmlichen Hochschularten überwindet. Das wiederum setzt die Verbindung bisheriger Hochschularten in einer Organisationseinheit und, wie wir meinen, in einer Organisationseinheit voraus.

Die organisatorische Trennung der Studiengänge nach dem gegenwärtigen unzureichenden Hochschulsystem steht dem nötigen Zusammenwirken verschiedener Disziplinen mit verschiedenen Ausbildungsrichtungen erschwerend, wenn nicht gar verbindend entgegen. Wir sind uns dabei bewußt, daß wir mit dem Gesamthochschulentwicklungsgesetz einen bedeutsamen und einen weitreichenden Reformschritt unternehmen, einen Reformschritt, der von viel Zuversicht, aber auch von mancherlei Unsicherheit begleitet ist.

Wir glauben, daß wir für uns in Anspruch nehmen können, das erste Bundesland zu sein, das ein so komplettes, in sich geschlossenes und verwirklichtes Konzept vorlegt. Was aus anderen Ländern bekannt ist,

das sind vorbereitende erste Schritte. Die Novität unseres Vorhabens hat uns den Blick auf die gesamte Situation von Hochschule und Wissenschaft werfen lassen. Wir sind überzeugt davon, daß sich die Gesamthochschule und das Gesetz über ihre Errichtung und Entwicklung in der Rahmen der Hochschulsituation widerspruchlos einfügen, ein Umstand, der zugleich Gelegenheit bietet, zu einigen grundsätzlichen hochschulpolitischen Fragen Stellung zu nehmen und einige Irrungen und Wirrungen lösen oder gar auflösen zu helfen.

Die großen Ziele der Hochschulreform sollen bei allen Verstrickungen im Detail nicht außer acht gelassen werden. Diese Ziele sind, daß die Wissenschaft, die in Form von Forschung und Lehre nach dem Grundgesetz frei ist, nicht frei ist von jeglicher Verzerrung gegenüber Staat und Gesellschaft. Sie kann der Gesellschaft gegenüber kein ihr gefälliges Eigenleben führen, das etwa so aussähe, daß ihre Tätigkeitsentfaltung vielleicht nur eine Art privaten Mußabenteuers sein könnte oder aber eine Kadenschmiede für den Umsturz. Diese Wissenschaft schuldet der sie tragenden Gesellschaft einen Beitrag, der sie auf dem Gebiet des technischen Fortschritts und auf dem Weg zu mehr Humanität voranbringt.



Die neuen Gesamthochschulen werden nach einer typisierten Bauweise errichtet. Damit erreicht der für den staatlichen Hochbau zuständige Finanzminister Hans Wenz eine Verringerung der Bauzeit um etwa ein Drittel und eine Kostenverbilligung gegenüber der herkömmlichen Bauweise um etwa ein Fünftel. Das gilt auch für die neue Gesamthochschule Duisburg, die einmal so aussehen könnte wie auf unserem Modellfoto.

Das Aktionsprogramm Hochschulbau 75

Wir werden in den nächsten Jahren kein Stück errichten, aber wir werden die Fundamente zu legen haben, von denen die neuen Generationen der Bevölkerung im Jahre 2000 Gebrauch machen können, eine geschlossene Baugemeinschaft, die nicht mehr so sehr für unsere Sinne und Fühlen empfänglich ist als für die Bedürfnisse der Zukunft zu schaffen.
Aus: Entwurf des Städtebauplaners Helmuth Schöberl, „Architektur-Beispiele 1972“



190 000 Studierende in Westdeutschen 1975

Die Landesregierung hat sich das Ziel gesetzt, bis 1975 jeden Studiengang mit vier bis fünfjährigen einer entsprechenden Studiengruppe zu unterbreiten.

Im Wintersemester 1972/73 studierten rund 140 000 Studenten an den Hochschulen und Fachhochschulen Westdeutschlands. 1975 werden es voraussichtlich 170 000 (160 000 200 000) sein, für die folgende Studiengruppe berechnet:

Geisteswissenschaften	50 000
Wirtschaftswissenschaften	40 000
Medizin	10 000
Ingenieurwissenschaften	37 000
Insgesamt	137 000

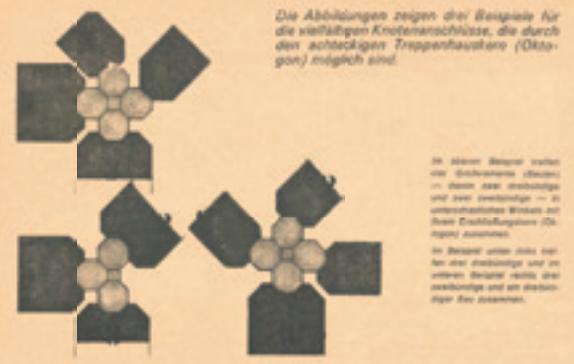
Obgleich in den letzten zwei Jahren durch ein Stütz- und Subventionssystem des Finanzministers 10 000 Studiengänge getätigt wurden, konnte der Forderung aus früheren Jahren nur wenig nachgekommen werden. Bis 1975 werden über 80 000 neue Studierende und 20 000 neue Mitarbeiter für Studenten geplant und finanziert werden müssen.

Maßnahmen zur Wohnbevilligung
Zur Lösung des Problems bedarf es langfristigen finanzieller und baulicher Maßnahmen. Die Wohnproblematik, Fragen wie die Errichtung der notwendigen Studiengänge, die Bekämpfung der Studentenmieten, die Bekämpfung der Hochmieten sind Gegenstand für die Landesregierung beim Minister für Wissenschaft und Forschung.

Für diese Seite des Bildungsprogramms waren für die Zusammenfassungen in Erinnerung geblieben:

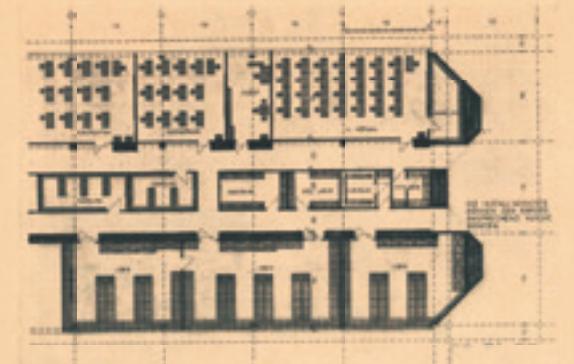
1. Die zur Lösung der nächsten Jahre mit der Anpassung jedes Studienganges jungen Menschen in unserem Lande auf ein Hochschulstudium erfüllt werden (Chancengleichheit).
2. Die im Westdeutschen Programm 1972 der Regierung nicht verwirklichte Zusammenfassung der verschiedenen Hochschularten (Geisteswissenschaften, Technische Hochschulen, Pädagogische Hochschulen, Kunstschulen, Musikhochschulen, Sporthochschulen).

Fortschreibung auf Seite 2



Die Abbildungen zeigen drei Beispiele für die vielfältigen Knoten-schlüssel, die durch den achtstufigen Treppenaufstieg (Oktagon) möglich sind.

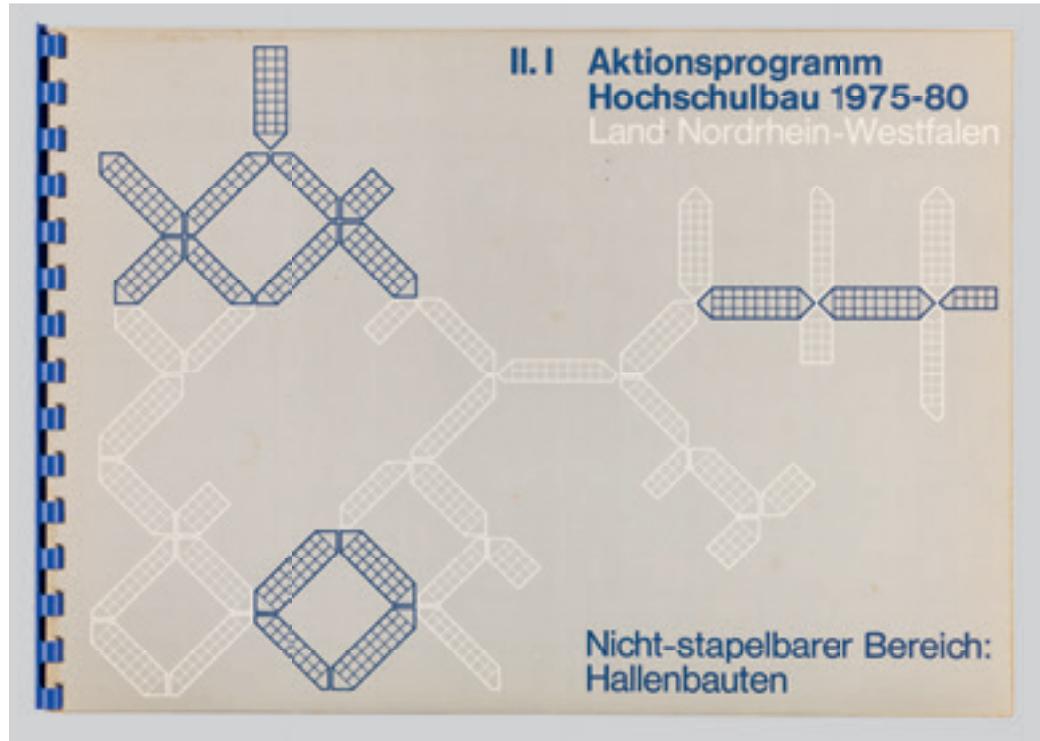
In diesem Beispiel werden die Treppentritte (Oktagon) in einem zentralen Block und zwei zweistöckige und zwei einstöckige – in unterschiedlichen Winkeln zur Hauptausrichtung (Oktagon) angeordnet.
In diesem Beispiel werden die Treppentritte (Oktagon) in einem zentralen Block und zwei einstöckige und zwei zweistöckige – in unterschiedlichen Winkeln zur Hauptausrichtung (Oktagon) angeordnet.



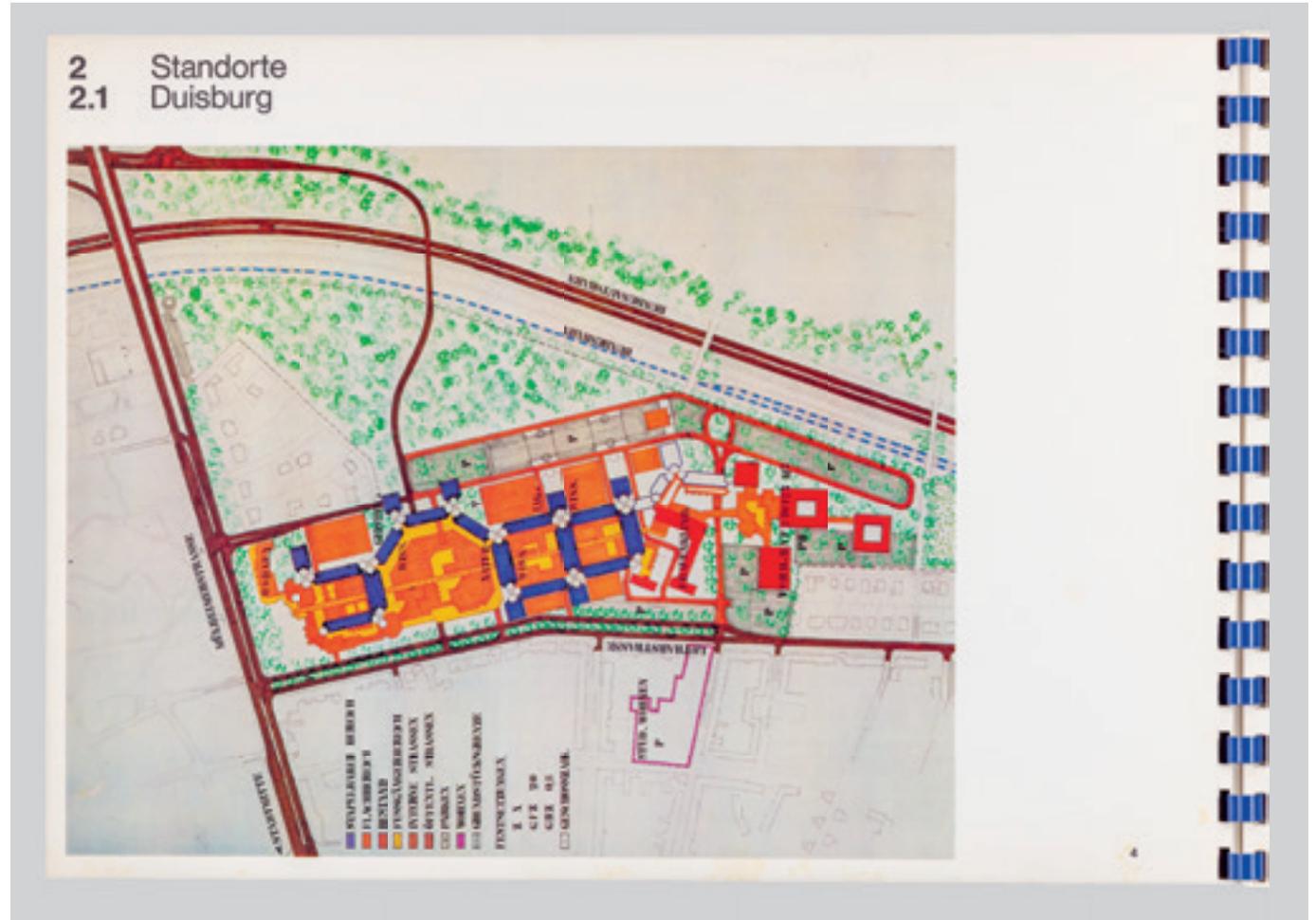
Zwei- und dreistöckiger Baukörper des Aktionsprogramms I für Westdeutsche (Fortschreibung)

A

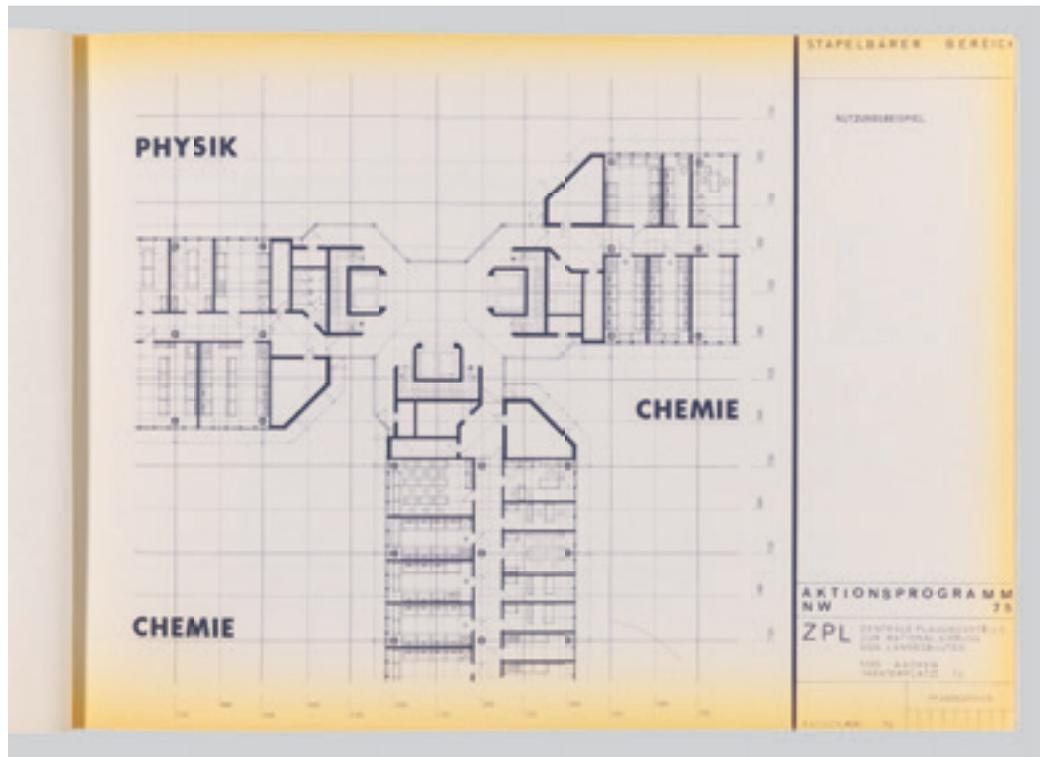
B



C



G



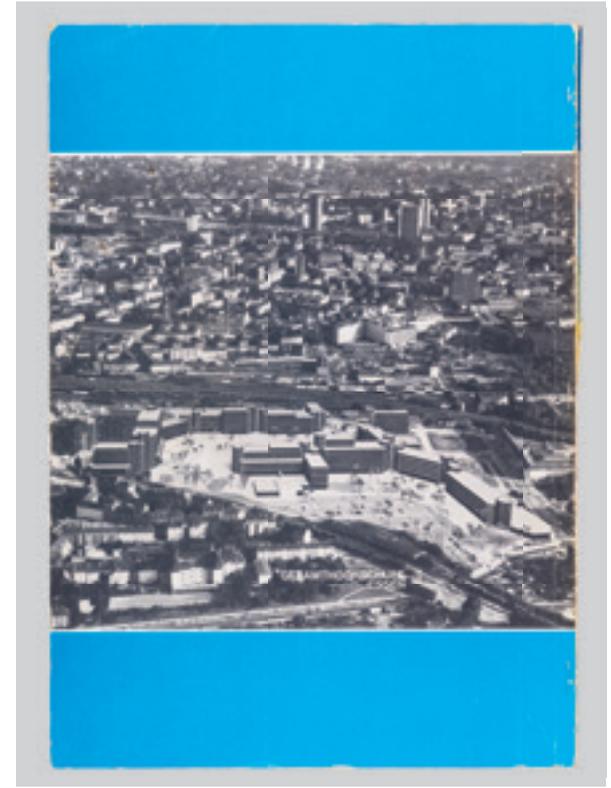
D



F



E



H



Der Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen Johannes Rau legte dem Landtag am 23. Februar 1972 ein Gesetz vor, mit dem gleich fünf Hochschulen auf einen Schlag gegründet wurden.² Dass der Universitätsbetrieb in diesem Zuge grundlegend reformiert werden sollte, wurde durch den neuen Namen für die Institutionen – »Integrierte Gesamthochschulen« – zum Ausdruck gebracht. Das Ruhrgebiet profitierte besonders von den Neugründungen, da zwei davon in Essen und Duisburg angesiedelt werden sollten, während die anderen drei in Paderborn, Siegen und Wuppertal entstanden (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet). Auch alle anderen Hochschulen des Landes wollte Rau in neuartigen »Integrierten Gesamthochschulen« zusammenfassen und vereinheitlichen, wie er in seiner Rede ausführte (Abb. A). So sollten in einem gewaltigen Kraftakt binnen fünf Jahren 50.000 neue Studienplätze geschaffen werden.

Aus der Gründungswelle resultierte ein gigantisches Bauvolumen. Im Mitteilungsblatt des Finanzamts Nordrhein-Westfalen wurde 1972 über das gerade anlaufende, ausgesprochen ehrgeizige Bauprojekt der SPD-geführten Landesregierung berichtet (Abb. B).³ Im sogenannten »Aktionsprogramm Hochschulbau 1975« sollten rund 1,5 Mio. Quadratmeter Universitätsneubauten für knapp eine Milliarde DM entstehen.⁴ Die Hochschulbau-Planungen in Nordrhein-Westfalen koordinierte seit 1963 der Architekt Fridolin Hallauer, zunächst als Sonderbevollmächtigter der Landesregierung für den Bau der Universität Bochum (#Miniaturreisewettbewerb Ruhr-Universität Bochum), später als Ministerialdirigent. Hallauer hatte bereits 1970 in einem programmatischen Aufsatz mit dem Titel »Bildungspolitik« einen enormen Anstieg der Studierendenzahlen prognostiziert.⁵ Diesem Anstieg, so Hallauer, könne man nur mit einem ganzen »Netz« modernisierter und neugegründeter Hochschulen gerecht werden, die über die Regionen gleichmäßig zu verteilen seien.

Unter Hallauers Federführung wurde eine »Zentrale Planungsstelle für Hochschulbauten (ZPH, später ZPL)« gegründet, die ihren Sitz

zunächst in Münster, später in Aachen hatte. Für die Leitung wurde der im Bauamt Münster tätige Architekt Bernhard Dirksmeier angeworben. Dirksmeier, der in Aachen studiert und dann im Büro des Kirchbaumeisters Rudolf Schwarz gearbeitet hatte, verfügte bereits über Erfahrung mit Fertigbauweisen. Dem Baukunstarchiv NRW wird derzeit der Vorlass des Architekten Bernhard Dirksmeier übergeben. In diesem Zusammenhang fand im Februar 2020 auch ein Gespräch statt, in dem Dirksmeier seine Erinnerungen schilderte. Dieses mündliche Zeugnis ergänzt die für diese Miniatur ausgewerteten Archivalien und Schriftquellen.⁶

Um das gewaltige Planungs- und Bauvolumen in der vorgegebenen, extrem kurzen Zeit umsetzen zu können, erarbeitete die Zentrale Planungsstelle ein eigenes Bausystem. Das Bausystem, kein spezifisches Einzelbauwerk, ist Gegenstand dieses Texts. Bausysteme standen damals hoch im Kurs. Im Verlauf der 1960er Jahre hatte sich im Bauwesen die Vorfertigung immer stärker durchgesetzt, um Großbaustellen schneller, kostengünstiger und unter Einsatz von möglichst wenig Handarbeit auf der Baustelle abwickeln zu können. Ganz in diesem Sinne beschrieben die Akteure der ZPH die Prinzipien als »Rationalisierung«, »Standardisierung«, »Reproduzierung« und »Zentralisierung«. Die Bauausführung unterstehe einem »Rationalisierungszwang«, der nur durch »Normung der Baubedürfnisse«, »Standardisierung der Baumassen«, »Typisierung« und »Reproduzierung ganzer Baukörper« erreicht werden könne.⁷

Beim Bauen in Systemen ging es aber um mehr: Das modulare Planen sollte nicht nur zu einer Rationalisierung des Bauens führen, man wollte die Einzelelemente zu komplexen Strukturen zusammenfügen, die sich je nach den Bedürfnissen ihrer Nutzer verändern – und dabei auch wachsen und schrumpfen – sollten. Einer der Protagonisten dieser Megastruktur-Idee war der japanische Architekt Kenzo Tange (#Miniatur Pädagogische Hochschule Dortmund), dessen Bauten Dirksmeier bei einer Japanreise anlässlich der Weltausstellung 1970 in Osaka selbst besichtigt hatte. In Deutschland war seit den frühen

1960er Jahren das sogenannte Marburger Hochschulbausystem entwickelt worden, mit dem aus streng modularisierten Bauteilen ein vollkommen flexibler Großkomplex entstehen sollte.⁸

Dass die Architekten der ZPH sich auf von dieser Systemtheorie inspirierte Struktur-Ideen bezogen, wird in der folgenden Passage aus dem bereits zitierten Artikel deutlich: »Eine reine Molekularstruktur mit beliebigem Wachstum würde [...] in der großen Form zu Unüberschaubarkeit und Orientierungslosigkeit führen, die man auch im Bewußtsein als Unordnung empfinden müßte. Die uns zugänglichen Ordnungen sind die in der Großstruktur verwandlungsfähigen Formen. [...] Eine Häufung einer molekular wachsenden Struktur braucht eine Übereinkunft, mit der sich das frei entfaltende Individuum wieder identifizieren kann. Das ist die Großstruktur, die sich auch soziologisch als Sozialstruktur ausdrücken läßt. Die ideale, veränderungsfähige Nutzflächeneinheit muß deshalb flexibel, kommunikativ, optimal, universell und dynamisch sein.«⁹

Doch wie wurde dieser Strukturgedanke in NRW nun konkret umgesetzt? Die zentrale Entwurfsidee des Bausystems bestand darin, turmhohe Knoten- und Erschließungspunkte mit längsgerichteten stapelbaren Bauteilen zu schlangenartigen oder netzförmigen Großstrukturen zu kombinieren (Abb. B, C). Die Knotenpunkte waren achteckig, damit man nicht nur im 90-Grad-Winkel anschließen konnte. Die längsgerichteten Bauteile wurden in einem Raster von 7,20 × 7,20 Metern konzipiert und konnten bis zu zwölf Geschosse hoch gestapelt werden. Die sogenannten stapelbaren Bereiche – für Büros, Labore, Seminarräume etc. – wurden standardisiert. Sonderbauten wie Mensen, Hörsaalzentren und Bibliotheken sollten hingegen individuell entworfen werden. Die Details wurden von der Behörde mit hinzugezogenen Fachingenieuren entwickelt sowie in Bezug auf Planungsaufwand und Kostenersparnis optimiert. Die so entwickelten Standardlösungen wurden in Katalogen zusammengestellt (Abb. D).

Diese Kataloge wiederum dienten als Vorlage für insgesamt 125 Architektur- und Planungsbüros, die beauftragt wurden, um Entwür-

fe für die jeweiligen Standorte zu entwickeln und die Bauabwicklung zu organisieren.¹⁰ Denn in allen Städten wurde zeitgleich geplant und gebaut. Anders als bei der Großbaustelle der Universität Bochum (#Miniatur Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum) setzte die Behörde in diesem Fall auf eine kleinteiligere Organisation, in der zahlreiche Büros unabhängig voneinander agierten. Die beauftragten Architekten sollten durch die Kataloge Planungsaufwand einsparen, verloren aber an Gestaltungsspielraum. Nur an wenigen Orten gelangen in städtebaulicher Hinsicht prägnante Ensembles – etwa in Wuppertal, wo die Erschließungstürme als Landmarks wirken.

In Dortmund entstanden das Mathematikhochhaus (Projektleiter Gunther Lorf, Staatshochbauamt; Abb. I), das Chemiegebäude (Ausführungsplanung Eller/Moser/Walter, Düsseldorf) sowie das Physikgebäude mit Experimentierhalle (Projektleitung Werner Lehmann, Dortmund). In Essen planten Eller/Moser/Walter den ersten Bauabschnitt (das sogenannte Allgemeine Verfügungszentrum), außerdem wurden ortsansässige Architekten sowie Henn/Wiechmann aus Braunschweig beauftragt.¹¹ Mit dieser Strategie konnte der gesamte Essener Uni-Campus 1972–1977 binnen fünf Jahren geplant und realisiert werden.

Nachdem die Stahlindustrie beim Minister interveniert hatte, wurde die gesamte Gesamthochschule Essen in Stahlskelettbauweise errichtet, wie man auf dem Baustellenfoto sehen kann (Abb. E). Essen blieb hierin Einzelfall, die anderen Bauten sind zum Großteil aus Stahlbeton ausgeführt. Obwohl den Möglichkeiten individueller Gestaltung enge Grenzen gesetzt waren, versuchten die Architekten – etwa durch rot lackierte Fluchtbalkone – zumindest gewisse Akzente zu setzen (Abb. F).

Die zuletzt errichtete Gesamthochschule Duisburg markiert die Abkehr von der Ideologie der Typisierung und Zentralisierung. Hier wurde lediglich ein Hochhaus im Hochschulbausystem errichtet (Gebäude LE, 1973; Abb. J). Danach verwarf man die bereits vorliegenden Pläne, die zu einer Großstruktur ähnlich wie in Essen ge-

führt hätten (Abb. G). Gründungsrektor Werner Schubert wollte keinen Systembau, sondern setzte sich für einen individuellen Entwurf ein. »Er wollte nicht das haben, was alle anderen auch haben«, betonte der Architekt Fritz Eller rückblickend.¹²

Seit Beginn der Planungen war das Hochschulbausystem in der Kritik gestanden. Diese bezog sich zum einen auf den Systemgedanken selbst. Man hinterfragte etwa, ob die zentralisierte Planung wirklich effizienter sei als eine Planung durch Einzelbüros. Der Architekt Gerd Fesel ging so weit zu behaupten, dass Bausysteme generell in erster Linie Instrumente zur Ausübung administrativer, finanzieller und politischer Macht durch die zentralen staatlichen Planungsstellen und großen Baufirmen seien.¹³

Zum anderen wurden die konkreten Resultate kritisiert, also der Städtebau und die Architektur, die durch die Anwendung des Bausystems entstanden war. Der Architekt Eberhard Schulz beschrieb das Hochschulschnellbauprogramm in der FAZ als hastig hochgezogene banale »Behälterarchitektur« ohne architektonische Qualität: »Das [...] zehn Stockwerke hohe Gebäude mit einem Treppenturm links und rechts [in Dortmund] ist ein solcher Behälter und gilt als Normelement, das wiederholbar ist. Wir entdecken es auf dem Bauplatz der Universität von Duisburg, von Paderborn und in Essen, schon zu Kettengliedern gereiht – in einer Fotomontage, die das Finanzministerium als Bauherr liefert – vierzehnmal hintereinander, einen wahrhaftigen Lindwurm der Architektur, durch den Campus kriechend, hier eher ein niedrigeres Lebewesen auf dem Felde der Baukunst, die auch schon andere Ehrgeize kannte. Jedes einzelne Normelement ist fünfzig Meter lang. Seine Ausdehnung wird durch den Fünfundzwanzig-Meter-Fluchtweg der Feuerpolizei bestimmt, deren Summe also von Turm zu Turm jene halben hundert Meter ergibt. Hier wird auch das Rätsel des oktogonalen Treppenturms verständlich. So kann er glatt an einen Nachbarturm anschließen, so lässt sich das nächste Kettenglied gestreckt, im flachen oder tiefen Winkel ansetzen. Es ist der Idealfall der Wieder-

holbarkeit. Man kann ganze Systeme aneinanderhäkeln, halb offen oder beweglich.«¹⁴ (Abb. H).

Dem politischen Ziel, das gesamte Bundesland in der Fläche mit gleichwertigen Hochschulzugängen zu versorgen, entsprach die planerische Strategie der Vereinheitlichung. Auch sind die Anstrengungen, die unternommen wurden, um diese Studienplätze in sehr kurzer Zeit bereitzustellen, beeindruckend. Doch – und hier spiegelt das hier geschilderte Vorhaben die großen Ambivalenzen, die aus heutiger Sicht den Großprojekten der Nachkriegsmoderne innewohnen – hatte der extreme Zeit- und Kostendruck in architektonischer Hinsicht bald alle anderen Motive verdrängt und war mit den Megastrukturideen eine unglückliche Allianz eingegangen. Derart große Volumen in Typenplanung zu errichten, erschien schon Ende der 1970er Jahren nicht mehr als sozialreformerisch, sondern vielmehr als inhuman (eine Kritik, die sich nicht nur Massenuniversitäten, sondern gleichermaßen gegen Großwohnsiedlungen etc. richtete). Schulz gab dem Unbehagen vieler Zeitgenossen in seinem bereits zitierten Zeitungsartikel exemplarisch Ausdruck, indem er schrieb, dass »der unendlich dahinlaufende Raster, der auf dem Universitätsgelände den Menschen einfängt wie eine Codefigur«, den Menschen die Individualität nehme.¹⁵

Hier kann aus heutiger Perspektive resümierend angefügt werden, dass die mangelnde Individualität heute nicht nur für die einzelnen Nutzer:innen zum Problem geworden ist, sondern auch für die Institutionen selbst (#Miniatur Place in Transition). In Zeiten, in denen Universitäten um Studierende und vor allem um Forschungsgelder konkurrieren, stehen die uniformen Gebäude der Markenbildung im Weg. Wäre auf dem Mathetower der TU Dortmund zwischenzeitlich nicht ein großes Logo angebracht worden, so wäre er von dem Turm in Duisburg kaum zu unterscheiden. Dennoch sollen diese Beobachtungen nicht als Aufruf zum Abriss (#Essay »Verschwindend?«) verstanden werden. Wohl aber ist nach Veränderungen zu fragen, die diese Bauten für eine Zukunft unter sehr veränderten Verhältnissen zu transformieren vermögen.

Anmerkungen

- 1 Bernhard Dirksmeier/Hans Deselaers, Das Aktionsprogramm Hochschulbau des Landes NRW, in: Deutsche Architekten- und Ingenieurszeitschrift DAI (1972), H. 2, S. 27–32, S. 27 (Sonderdruck im Vorlass Bernhard Dirksmeier, Baukunstarchiv NRW).
- 2 Johannes Rau, Gesamthochschulen für Nordrhein-Westfalen, in: Dokumente und Meinungen (1972), H. 3, S. 5–24 (Vorlass Bernhard Dirksmeier, Baukunstarchiv NRW).
- 3 Hans Deselaers, Das Aktionsprogramm Hochschulbau des Landes NRW, in: Mitteilungsblatt des Finanzamts Nordrhein-Westfalen (1971), H. 12, S. 2–6 (Sonderdruck im Vorlass Dirksmeier, Baukunstarchiv NRW).
- 4 Fridolin Hallauer, Der Bau der Gesamthochschulen in Nordrhein-Westfalen, in: Hochtief-Nachrichten (1978), H. 2, S. 1–39, S. 3. Siehe auch: Silke Langenberg, Bauten der Boomjahre. Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre, Diss. Universität Dortmund 2006, S. 97 f.
- 5 Fridolin Hallauer, Bildungspolitik, in: Ernst Schmacke (Hg.), Nordrhein-Westfalen auf dem Weg ins Jahr 2000, Düsseldorf 1970, S. 52–57. Folgendes Zitat ebd., S. 54.
- 6 Das Gespräch fand am 28.2.2020 im Beisein von Bernhard Dirksmeier, Wolfgang Sonne, Sonja Hnilica und Eckhard Scholz in dessen Büro in Senden statt.
- 7 Dirksmeier/Deselaers, Das Aktionsprogramm Hochschulbau, S. 5.
- 8 Siehe: Sonja Hnilica, Systeme und Strukturen. Universitätsbau in der BRD und das Vertrauen in die Technik, in: Wolkenkuckucksheim 19 (2014), H. 33, S. 211–233.
- 9 Dirksmeier/Deselaers, Das Aktionsprogramm Hochschulbau, S. 29–30.
- 10 Hallauer, Der Bau der Gesamthochschulen, S. 4.
- 11 Bernhard Dirksmeier et al., Planung einer Gesamthochschule. Entwicklungstendenzen im Hochschulbau am Beispiel Essen Baustufe 1975, in: Der Architekt 24 (1974), H. 6, S. A312–A322, S. A320 ff.
- 12 Siehe: Sonja Hnilica/Frank Schmitz, Universität als Großstruktur. Interview mit Fritz Eller, in: Richard Hoppe-Sailer/Cornelia Jöchner/Frank Schmitz (Hg.), Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, S. 79–86, S. 85.
- 13 Gerd Fesel, Planungsirrtümer, in: Bauwelt (1978), H. 23, S. 867–868.
- 14 Eberhard Schulz, Der gebaute Numerus Clausus. Die Kompakt-Universität am Beispiel von Dortmund, Bielefeld und Bochum, in: FAZ, 19.4.1974, S. BuZ1.
- 15 Ebd.

DIE UNIVERSITÄTEN IM RUHRGEBIET HOCHSCHULBAU ZWISCHEN REFORM- UND MASSEN- UNIVERSITÄT SONJA HNILICA, MARKUS JAGER

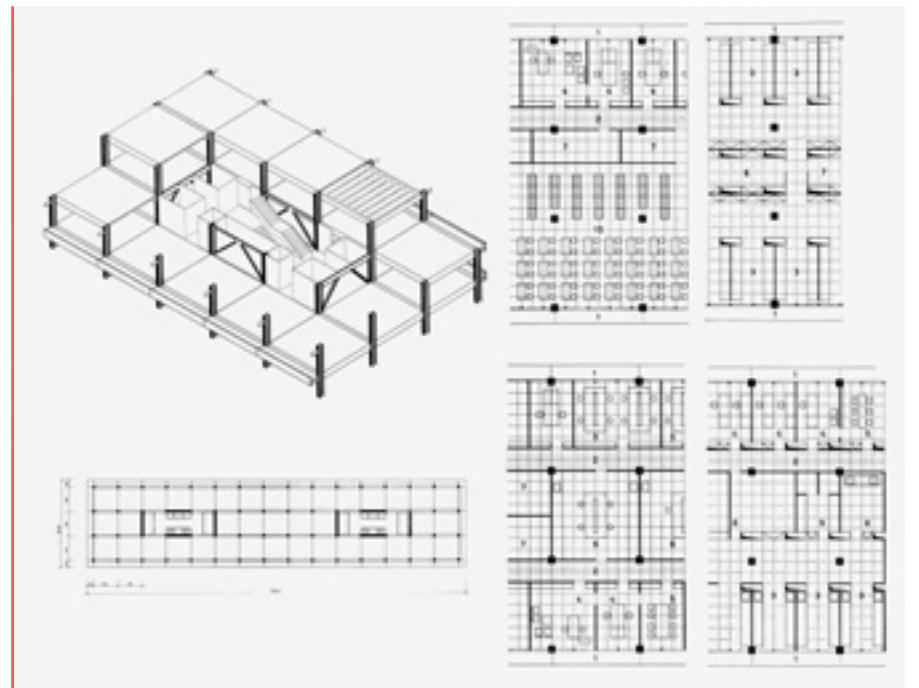
1

Ruhr-Universität Bochum.
Luftbild von Osten, 1972.
Fotografie: Heinz Lohoff,
entnommen aus: Tilemann
Grimm (Hg.), Materialien
zur Geschichte der Ruhr-
Universität Bochum.
Bauidée und Baugeschehen,
Bochum 1972.



2

Ruhr-Universität Bochum.
Konstruktionsschema
und Systemgrundriss der
Institutsbauten, Grundriss-
varianten für Geistes-
wissenschaften, Natur-
wissenschaften, Ingenieure
und Mediziner, 1965.
Entnommen aus: Minister
für Landesplanung,
Wohnungsbau und öffent-
liche Arbeiten des Landes
Nordrhein-Westfalen (Hg.),
Die Ruhruniversität Bochum.
Baudokumentation,
Düsseldorf 1965.



3



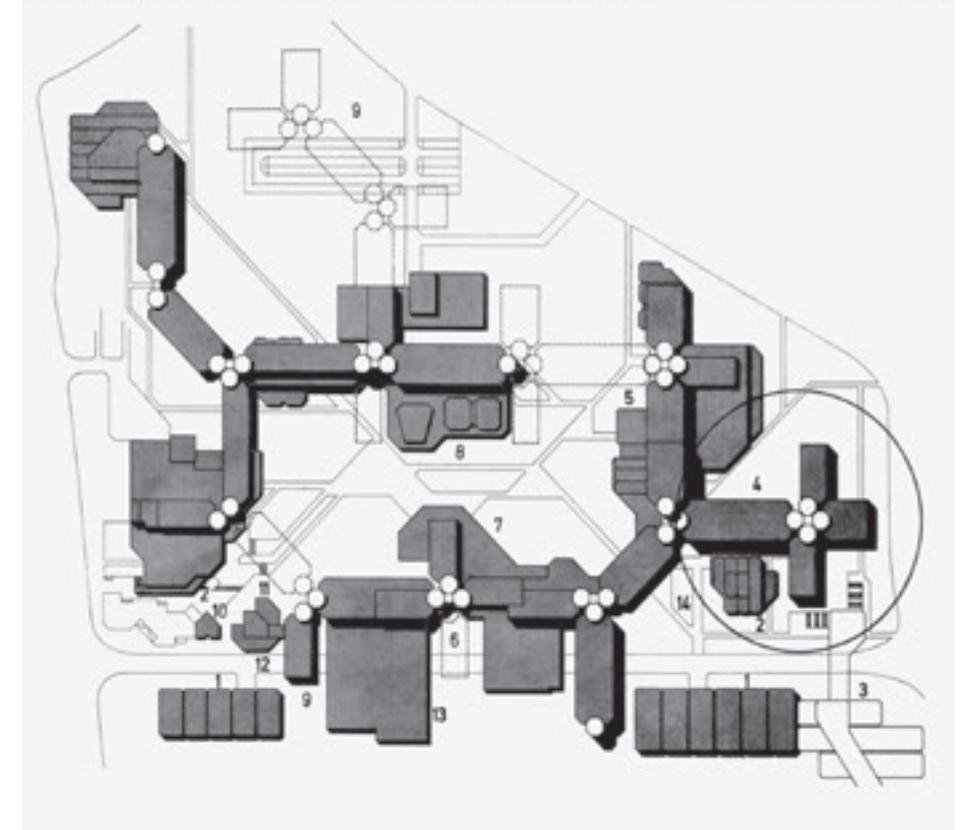
Universität Dortmund. Aufbau- und Verfügungszentrum am Campus Süd, 1968.
 Fotografie: unbekannt, entnommen aus:
 Bernhard Schaub, Universitätsstadt Dortmund. Informationen, Dortmund 1968.



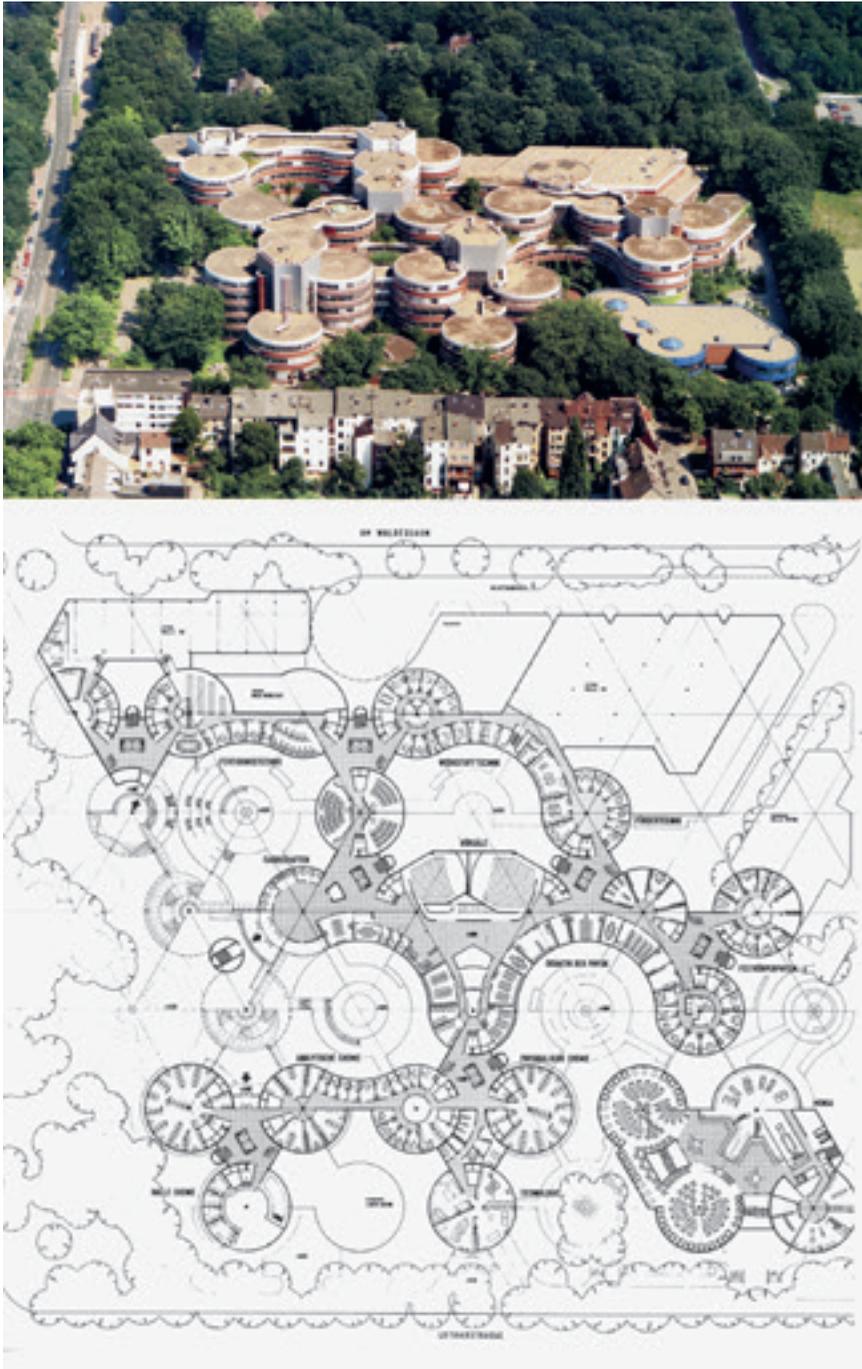
4

Hauptcampus Universität Dortmund. Luftbild, 1977. Oben das Gebäude der ehemalg Pädagogischen Hochschule, in der linken Bildhälfte das Gebäude der Chemietechnik, unten und rechts die nach dem NRW-Hochschulbausystem errichteten Gebäude. Fotografie: unbekannt, entnommen aus: Karl Neuhoff, Dortmund heute, damals, anno dazumal, Dortmund 1977.

5



Gesamthochschule Essen. Blick über den Campus, 1989 und Situationsplan, 1975. Fotografie: unbekannt, entnommen aus: Baukultur (1989), H. 3, S. 35 und Bauverwaltung (1975), H. 1, S. 10.



Gesamthochschule Duisburg. Luftbild, 1997 und Grundriss Obergeschoss, 1978. Fotografie: unbekannt, entnommen aus: Claus Bussmann/Holger Heith, Chronik. Die ersten 25 Jahre der Gesamthochschule Duisburg..., Duisburg 1997 sowie Baumeister (1978), H. 2, S. 113.

»Das Baugelände der Ruhruniversität [sieht] wie eine Schiffswerft aus, in der drei supermoderne Ozeanriesen kurz vor dem Stapellauf auf dem Trockendock liegen. [...] Man sagt, es handle sich um Europas größte Baustelle. Und selbst, wenn es nur die drittgrößte wäre: sie ist gigantisch. [...] Drei stattliche Universitätsschiffe sind außen und innen im Rohbau fertig. Am 30. Juni ist Stapellauf in Bochum. Dann beginnt die Jungfernfahrt. Aus tiefstem Herzen möchte man wünschen: Zu neuen Ufern!«¹ Hildegard Hamm-Brücher

Als sich das Ruhrgebiet im 19. Jahrhundert zu einem Zentrum der Montanindustrie entwickelte, ging damit keine Aufwertung der Bildungslandschaft einher (#Essay Strukturwandel und Bildung). Die alte, 1655 gegründete Universität Duisburg war 1818 sogar zu Gunsten von Bonn aufgelöst worden, und auch die um 1900 betriebenen Bemühungen zur Ansiedlung einer Technischen Hochschule in Dortmund waren in Berlin auf Vorbehalte gestoßen. Diese Situation sollte sich für das Ruhrgebiet erst nach 1945 entscheidend ändern. Innerhalb eines Jahrzehnts wurden vier neue Universitäten gegründet. In keiner anderen Region Deutschlands entstanden auf so engem Raum so viele neue Universitäten wie im Ruhrgebiet. Unter ihnen ist die Ruhr-Universität Bochum (1962) als erste bundesdeutsche Hochschulneugründung deren bekannteste. Gemeinsam mit ihren Schwestern in Dortmund (1968), Essen (1972) und Duisburg (1972) zählt sie zu den markanten Symbolen des Umstrukturierungsprozesses der Montanregion in einen Forschungs- und Dienstleistungsstandort.² Die Boomphase des Hochschulbaus fiel in eine Zeit bildungspolitischer Reformen. Hinter der Idee der höheren Bildung für breite Teile der Bevölkerung standen einerseits volkswirtschaftliche Überlegungen im Sinne der Mobilisierung von »Bildungsreserven«.

176 Zum anderen erwuchs sie aus der demokratischen Überzeugung, dass grundsätzlich alle Menschen Zugang zu Bildung haben sollten. So konnten in einem gewaltigen Kraftakt die Studierendenzahlen in NRW zwischen 1960 und 1977 verfünffacht werden.³ Dabei kamen die neuen Hochschulstandorte Bochum, Dortmund, Essen und Duisburg den Studierenden im Ruhrgebiet bewusst räumlich entgegen. In allen Fällen handelt es sich jedoch um autonome Großstrukturen, die auf die grüne Wiese vor die Stadt gesetzt wurden.⁴

Monumentale Bildungsmaschine – Die Ruhr-Universität Bochum. 1961 fiel die Entscheidung, die erste bundesdeutsche Hochschulneugründung in Bochum zu realisieren. Als Standort wurde ein Areal im Süden der Stadt gewählt, abseits der Innenstadt, mit Blick auf das grüne Ruhrtal. Hier sollte ein Uni-Campus in Anlehnung an amerikanische Vorbilder entstehen. 1962 schrieb man einen Wettbewerb aus, zu dem auch internationale Büros eingeladen wurden, darunter W. Gropius, A. Jacobsen und Bakema & van den Broek. Viele Projekte waren weitläufig in die Landschaft gebettet. Neben Vorstellungen der aufgelockerten Stadt wurden Ideen der Metabolisten aufgegriffen.⁵ Den 1. Preis gewann das Büro HPP. Für die Realisierung wurde deren Entwurf allerdings stark verändert. Außer Konkurrenz hatte nämlich auch das Staatshochbauamt einen Entwurf vorgelegt, der in einem zweifelhaften Verfahren mit dem Siegerprojekt verschmolzen wurde. Erst dadurch erhielt das Ensemble jene Dichte, die die Ruhr-Universität prägt. In seiner strengen Reihung sowie in seiner Höhenentwicklung bekam der realisierte Entwurf einen Zug ins Monumentale (Abb. 1). Der Komplex besteht aus zwei Reihen längsrechteckiger Hochhäuser auf einem großen Sockel von einem Kilometer Länge, der die Erschließung und Parkplätze aufnimmt. Die dreizehn nahezu identischen Institutsgebäude sind je 110 Meter lang und haben acht bis dreizehn Geschosse.

Das Bauvorhaben war von serieller Fertigung geprägt: »Selbstverständliche Voraussetzung für eine kurze und auch wirtschaft-

liche Durchführung ist«, so die Worte der Bauherren 1965, »die Beachtung der Gesetze der Serie und die Anwendung industrieller Baumethoden«. ⁶ Errichtet wurden die Institutsbauten in verschiedenen Fertigbausystemen, die man fortlaufend optimierte. Die Bauteile wurden in einer Feldfabrik hergestellt. Das System basierte auf einem Raster von 7,50 × 7,50 Metern (Abb. 2). Sämtliche Gebäude wurden in kürzester Zeit geplant und realisiert.

Die Architekten der Ruhr-Universität Bochum versuchten nicht, die industrielle Herkunft des Baus zu verschleiern. Fritz Eller, der als Partner im Büro von HPP maßgeblich an Planung und Bau der Ruhr-Universität beteiligt war, unterstrich rückblickend, man habe den industriellen Charakter bewusst betont, um »eine Universität für junge Menschen [zu schaffen], die aus dem Ruhrgebiet kommen und die in der Industrielwelt leben«. ⁷ Bei aller Würdigung der technischen Leistung sahen manche schon bald genau dies als Problem an. Die Bauten wurden als schematisch und unwirtlich empfunden. Der Architekt Ulrich von Altenstadt kritisierte 1976 die Ruhr-Universität als »das letzte universitäre Häuserdickicht im schlechten Geist des Idealismus [...]. Schon die Vorstellung nimmt einem den Atem, hinter den immer gleichen Türen könnte irgendwo ein Seminar über [Adalbert] Stifter stattfinden.« ⁸

Dessen ungeachtet war die Ruhr-Universität als erste bundesdeutsche Universitätsneugründung ein baulich sehr ambitioniertes Projekt. Als technisch und ökonomisch optimiertes Großprojekt eröffnete sie in einem gewaltigen Kraftakt die Bildung den breiten Massen, die dazu bislang keinen Zugang hatten. Entstanden ist eine rational organisierte Großform, deren zeichenhafte Architektur gleichermaßen als selbstbewusstes Bildungsschiff einer Gesellschaft im Aufbruch oder als technokratische Riesenmaschine gelesen werden kann.

Systemvergleich – Die Universität Dortmund. Die Gründung der Universität Dortmund, die 1962 von der Landesregierung beschlos-

178 sen wurde, vollzog sich in Konkurrenz zu Bochum. Auch in baulicher Hinsicht ist Dortmund ein Alternativmodell. Während die Ruhr-Universität auf einem strengen Raster basiert und als Großform durchkomponiert wurde, ist die TU Dortmund eher ein Arrangement von Einzelbauten. Im Unterschied zu Bochum wurden in Dortmund auch verschiedene Systeme erprobt. Die daraus resultierende Vielfalt unterscheidet den Dortmunder Campus von den anderen neu gegründeten Hochschulen in NRW.

Ihren baulichen Ursprung hatte die Universität am heutigen Campus-Süd, wo ein so genanntes »Aufbau- und Verfügungszentrum (AVZ)« entstand. Errichtet wurden zunächst drei identische Bauten als Stahlbetonskelettkonstruktion im Hubdeckenverfahren, mit Fassaden aus Fertigteilelementen (Abb. 3). Von den prämierten Entwürfen eines 1968 durchgeführten Wettbewerbes für den Hauptcampus wurde keiner umgesetzt. Das erste realisierte Gebäude am Hauptcampus (Abb. 4) war die ehemalige Pädagogische Hochschule (heute »EF 50«; #Miniatur Pädagogische Hochschule Dortmund). Errichtet wurde es 1970–1973 nach dem UNIPLAN-System der Firma IMBAU, das zuvor beim Bau von Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg erprobt worden war. Zeitgleich mit der Pädagogischen Hochschule, die 1980 institutionell in die Universität integriert wurde, vollzog sich der Bau des benachbarten Gebäudekomplexes für die Chemietechnik. Der Komplex besteht aus einem weitläufigen Hallenteppich, aus dem drei achtgeschossige Bürohäuser emporragen. Die Hallen basieren auf einem quadratischen Grundmodul, das zu Hallengrößen in unterschiedlichen Zuschnitten kombiniert werden konnte. Der Gebäudekomplex wurde vom Leiter des Staatshochbauamtes für die Universität Dortmund (Gunther Lorf) individuell entworfen und berücksichtigte die spezifischen Bedürfnisse der Nutzer.

Bekanntlich erfolgten zu jener Zeit in NRW weitere Hochschulgründungen. Um das gigantische Bauvolumen organisatorisch zu bewältigen, gründete das Land NRW eine »Zentrale Planungsstelle

für Hochschulbauten« (#Miniatur NRW 75). Diese ZPH erarbeitete ein landeseigenes Hochschulbausystem. Die 1971 entwickelten Prototypen dieser Reihe wurden in Aachen (Campus Melaten) und in Dortmund realisiert. In Dortmund entstand auf Basis dieses Systems ab 1972 das Mathematikhochhaus (»Mathetower«), ab 1973 das achtgeschossige Chemiegebäude sowie das Physikgebäude mit vorgelagerter Werkstatt und Experimentierhalle.

In der Stadt und im NRW-System – Gesamthochschule Essen. Die periphere Lage der Universitäten in Bochum und Dortmund wurde schon früh kritisiert. Man beklagte die fehlende Urbanität, die weiten Wege und die Absonderung von der nicht-akademischen Stadtbevölkerung. Diese Fehler wollte man bei der Gesamthochschule Essen nicht wiederholen. Die dritte neu gegründete Hochschule im Revier sollte urbaner werden und mit der Stadt verzahnt sein. Die Standortüberlegungen fielen daher zugunsten eines Areals nördlich der Essener Innenstadt aus.

So klug diese Standortentscheidung gewesen war, so enttäuschend wirkte sich dort die Baupolitik aus. Zur Anwendung kam ausschließlich das in Dortmund erprobte Hochschulbausystem des Landes NRW. Das Bauvolumen wurde dann – wie schon in Dortmund – in mehrere Abschnitte unterteilt, die zur Ausführungsplanung an freischaffende Architekten übergeben wurden. Statt zu gestalten, hatten diese nach vorgegebenen Schemata lediglich Ausschreibungen zu erstellen und Bauabwicklung zu betreiben. Mit dieser Strategie konnte zwar der Essener Uni-Campus 1972–1977 in nur fünf Jahren geplant und realisiert werden, doch das Ergebnis war abermals eine anonyme Großstruktur ohne Bezug zur Umgebung (Abb. 5). Die Chance, die der innerstädtische Standort geboten hätte, blieb in vielerlei Hinsicht ungenutzt.

Mit den Ruhrgebietsuniversitäten in Bochum, Dortmund und Essen sowie den weiteren Hochschulbauten in Wuppertal, Paderborn und Siegen gelang das logistische Kunststück, in kurzer Zeit eine bauli-

180 che Hülle für die vielen neuen Studienplätze zu schaffen. Doch die typisierten Hochschulbauten erwiesen sich als direkter Schritt in die anonyme Massenuniversität, wie schon zeitgenössische Kommentatoren bald anmerkten. Was im Zeichen von Reform und Chancengleichheit begonnen hatte, wurde durch die von Effizienzgedanken bestimmte Baupolitik ad absurdum geführt.⁹ Heute fordern die politisch Verantwortlichen von den Hochschulen individuelle Profilbildung, überregionale Unterscheidbarkeit und Exzellenz in der Standortentwicklung. Es sind Ziele und Leitbilder, die sich grundlegend von denen unterscheiden, mit denen die Hochschulen einst aufgebaut wurden.

Individuelles System – Gesamthochschule Duisburg. Das kritische Urteil über den zur Infrastrukturplanung reduzierten Hochschulbau jener Jahre ist keine Bilanz aus der Perspektive rückblickender Betrachter:innen, sondern schon von den Zeitgenossen geäußert worden. Dies zeigt sich anschaulich am Beispiel des Uni-Campus in Duisburg, den man durchaus als gebaute Systemkritik auffassen kann. Hier wurde lediglich ein einziges Institutsgebäude nach dem Schema des NRW-Hochschulbausystems errichtet (Gebäude LE, 1973). Danach verwarf man die bereits vorliegenden Pläne. Die Universität und die Bürger:innen der Stadt Duisburg waren unzufrieden mit dem Standardentwurf. Gründungsrektor Werner Schubert wollte keinen Systembau, sondern setzte sich für einen individuellen Entwurf ein. »Er wollte nicht das haben, was alle anderen auch haben«, betonte Fritz Eller rückblickend.¹⁰

Die Planungsphase erstreckte sich über mehr als drei Jahre, ein Zeitrahmen, in dem in Essen bereits der halbe Campus realisiert war. Darüber hinaus wurden die Pläne im diskursiven Verfahren entwickelt, in dem künftige Nutzer:innen wie auch Quartiersnachbarn einbezogen wurden. Das hatte es im Hochschulbau in NRW bis dato nicht gegeben. Als die Gebäude (aufgrund der schlechten Konjunktur erst nach zehnjähriger Bauzeit) 1991 fertig gestellt waren, hat-

te die Universität Duisburg eine Heimat gefunden, die sich deutlich von den Nachbaruniversitäten unterscheidet (Abb. 6). Fritz Eller und Herbert Finger entwarfen drei- bis fünfgeschossige Rundbauten, die sich in der Höhenentwicklung und Materialwahl an der umliegenden Bebauung orientierten. Die Bauten gruppieren sich um Höfe mit altem Baumbestand. Statt langer Flure sollten kreisrunde interne Plätze zu Treffpunkten und Foyers werden, um auch die Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden offener zu gestalten. Formales Leitbild waren so genannte primitive Rundlingsdörfer, in denen die Hütten dicht an dicht stehen, aber nicht die anderen überragen. Durch die kleinmaßstäbliche Gliederung und organische Formen sollte dem Eindruck einer anonymen Massenuniversität bewusst entgegengewirkt werden. Gleichwohl kann die faszinierende Plangrafik mit ihren betörenden Kurven nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Kreis als konstituierendes Modul gewisse Grundrisprobleme nach sich zieht. Obwohl noch immer dem Strukturgedanken verpflichtet, ist dieser Entwurf als Reformschritt zu werten. Der zwischenzeitlich durch »totale Typisierung«¹¹ gekennzeichnete Hochschulbau wurde von einer Strukturplanungsmaßnahme wieder zum Gegenstand architektonischen Entwerfens.

Fazit. Die Universitäten des Ruhrgebiets spiegeln die Entwicklung der bundesdeutschen Architektur und Bauwirtschaft der 1960er und 1970er Jahre wider. War Bochum ein Auftakt, der der reformorientierten Bildungspolitik mit innovativer industriell gefertigter Architektur symbolischen Ausdruck gab, so folgte mit der zunehmend auf Strukturen fixierten Planung sowie auf Effizienzsteigerung bedachten Produktion bald ein architektonischer Niedergang. Oberste Prämisse beim Bau der neuen Hochschulen wurde es, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Raum zu produzieren – und das bei möglichst niedrigen Kosten. Das schien nur auf dem Wege gleichzeitiger »Zentralisierung«, »Rationalisierung« und »Standardisierung« möglich.

Die neue Ausrichtung im Hochschulbau hätte ein Reformmotor für die Institution Universität sein können. Die neu gegründeten Hochschulen des Ruhrgebiets hätten sich in ihrem hochschulpolitischen Anspruch neu strukturieren können. Im Unterschied zu den etablierten Universitäten mussten sie sich nicht erst von den Traditionen der alten »Ordinarien«-Universitäten »befreien«. Tatsächlich waren sie im Bauprozess mit hierarchischen und streng auf Effizienz bedachten Planungsstrukturen konfrontiert. Die staatlichen Stellen planten »für« die Universitäten statt »mit« ihnen. Der bauliche Planungsprozess wurde vom Prozess der akademischen Reform und Selbstfindung entkoppelt. Die im NRW-Hochschulbausystem errichteten Hochschulbauten sind daher gerade nicht als in Architektur gegossene Reform zu begreifen.

Die neuen Universitäten wurden als Großstrukturen geplant. Die räumliche Konzentration und Optimierung der Funktionsabläufe im Inneren vollzog sich jedoch um den Preis mangelnder Vernetzung mit der äußeren Umgebung. Fridolin Hallauer, der die Baupolitik des Landes NRW für die Universitäten maßgeblich mitgestaltet hat, wertete rückblickend den Städtebau als ernstes Problem.¹² Die Errichtung der neu gegründeten Hochschulen erfolgte zudem unter der Prämisse, dass sie ausnahmslos in Neubauten unterzubringen seien. Von der Möglichkeit, den immensen Raumbedarf zumindest in Teilen durch bereits vorhandene Altbauten zu decken, hat man nirgends Gebrauch gemacht. Den Strukturwandel durch Nachnutzung ausgedienter Industrie- und Gewerbebauten zu gestalten, dieser Gedanke erschien den staatlichen Baubehörden in den 1970er Jahren noch nicht akzeptabel.

Anmerkungen

- 1 Hildegard Hamm-Brücher, Stapellauf in Bochum. Die erste neue Universität, in: DIE ZEIT, 15.6.1965.
- 2 Dieser Text ist eine komprimierte Variante früherer und ausführlicher Beiträge des Autorenteam zu dem Gegenstand, siehe insbesondere: Sonja Hnilica/Markus Jäger, Die Universitäten im Ruhrgebiet. Hochschulbau zwischen Reform- und Massenuniversität, in: Richard Hoppe-Sailer/Cornelia Jöchner/Frank Schmitz (Hg.), Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 99–110 – dort auch ausführliche Literaturhinweise; dies., »Strukturwandel« unter dem Paradigma der Innovationen. Hochschulbau im Ruhrgebiet nach 1945, in: Irmy Koziny (Hg.), Sztuka i przemysł. Paradygmat innowacji - dziedzictwo kulturowe na obszarach przemysłowych Niemiec i Polski/Kunst und Industrie. Das Paradigma der Innovationen – Das Kulturerbe in den Industriegebieten Deutschlands und Polens, Katowice 2013, S. 261–277; dies., Competing Building Systems. Post-war University Architecture in the Ruhr Area, in: Robert Carvais et al. (Hg.), Nuts & Bolts of Construction History. Culture, Technology and Society Bd. 3, Paris 2012, S. 463–470.
- 3 Fridolin Hallauer, Der Bau der Gesamthochschulen in Nordrhein-Westfalen, in: Hochtief-Nachrichten 2 (1978), S. 2–39, S. 2. Das Land errichtete für die Neugründungen rund 1,5 Mio. Quadratmeter Universitätsneubauten. Siehe: Silke Langenberg, Bauten der Boomjahre. Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre, Diss. Universität Dortmund 2006, S. 97 f.
- 4 Zu Großstrukturen siehe: Sonja Hnilica, Der Glaube an das Große in der Architektur der Moderne. Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre, Zürich 2018.
- 5 Sonja Hnilica, Systeme und Strukturen. Universitätsbau in der BRD und das Vertrauen in die Technik, in: Wolkenkuckucksheim 19 (2014), H. 33, S. 211–233, S. 220.
- 6 Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Die Universität Bochum. Gesamtplanung (Monographien der Ruhr-Universität Bochum, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 18.
- 7 Sonja Hnilica/Frank Schmitz, Universität als Großstruktur. Interview mit Fritz Eller, in: Hoppe-Sailer/Jöchner/Schmitz, Ruhr-Universität Bochum, S. 79–86.
- 8 Ulrich S. von Altenstadt, Bauplanung und Verhaltensforschung – Ein Dialog, der nicht stattfindet, in: Der Architekt 26 (1976), S. 228–230, S. 230. In eine ähnliche Richtung zielt zum Beispiel auch Gerhard Ullman, Die deutsche Massenuniversität – Ein kritischer Rückblick, in: Deutsche Bauzeitschrift 26 (1978), H. 3, S. 24–25.
- 9 Zum Beispiel: Ullman, Die deutsche Massenuniversität, S. 24–25.
- 10 Hnilica/Schmitz, Interview mit Fritz Eller.
- 11 Gunther Lorf, Planen und Bauen für die Universität Dortmund 1964–1993, Dortmund 1994, S. 43.
- 12 Fridolin Hallauer, Stadt in der Stadt. Die Campusuniversität, in: Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW (Hg.), Gaudeamus... Das Hochschulland wird 50, Düsseldorf 1996, S. 194–216, S. 214 f.

STADTBAUSTEIN IN DER CAMPUS- LANDSCHAFT DAS IBZ DER TU DORTMUND WOLFGANG SONNE

»In einer sich wirtschaftlich globalisierenden Welt gelangt der ›Ort des Zuhauses‹, jener Ort, mit dem wir uns identifizieren, an dem wir uns wohl fühlen, der uns Geborgenheit und Halt vermittelt, zu immer größerer Bedeutung. Ein solcher ›Ort des Zuhauses‹ ist für die Studierenden auch die Universität.«¹

Christoph Mäckler

A

Wettbewerbsmodell, Holz und Gips, 110 × 36 × 7 cm, Technologiepark Dortmund, Oswald Mathias Ungers, 1986.

B

Lageplan 1:500, Tusche auf Transparent, 122 × 88 cm, Technologiezentrum Dortmund, Josef Paul Kleihues, 1988.

C

Modell, Messing und Holz, 40 × 36 × 160 cm, Technologiezentrum Dortmund, Josef Paul Kleihues, 1988.

D

Städtebaulicher Masterplan der Universität Dortmund, 32 × 42 cm, entnommen aus: Christoph Mäckler, Städtebaulicher Masterplan der Universität Dortmund, Werkheft des Lehrstuhls Städtebau, Nr. 6, Dortmund 2004, S. 32.

E

Modell, Holz, 132 × 105 × 6 cm, Städtebaulicher Masterplan der Universität Dortmund, Christoph Mäckler, 2004.

F

Skizze in Skizzenbuch, 18 × 14 cm, IBZ, Christoph Mäckler, 2006.

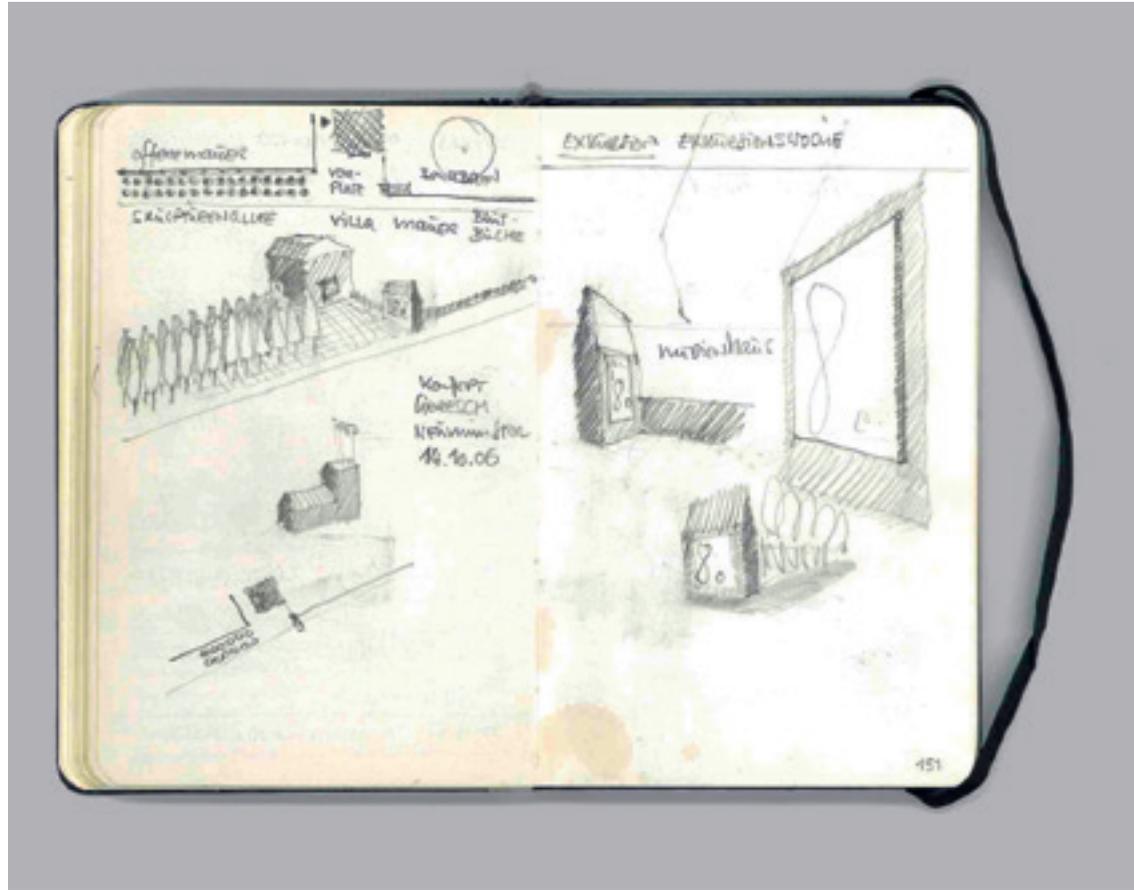
G

Modell, Holz, Metall und Papier, 22 × 7 × 9 cm und Visitenkartenhalter, Holz, 10 × 4 × 4 cm, IBZ, Christoph Mäckler, 2008.

H

Internationales Begegnungszentrum (IBZ) der TU Dortmund, Christoph Mäckler, Martin Cors, Imke Woelk. Fotografien von Detlef Podehl, 2021.



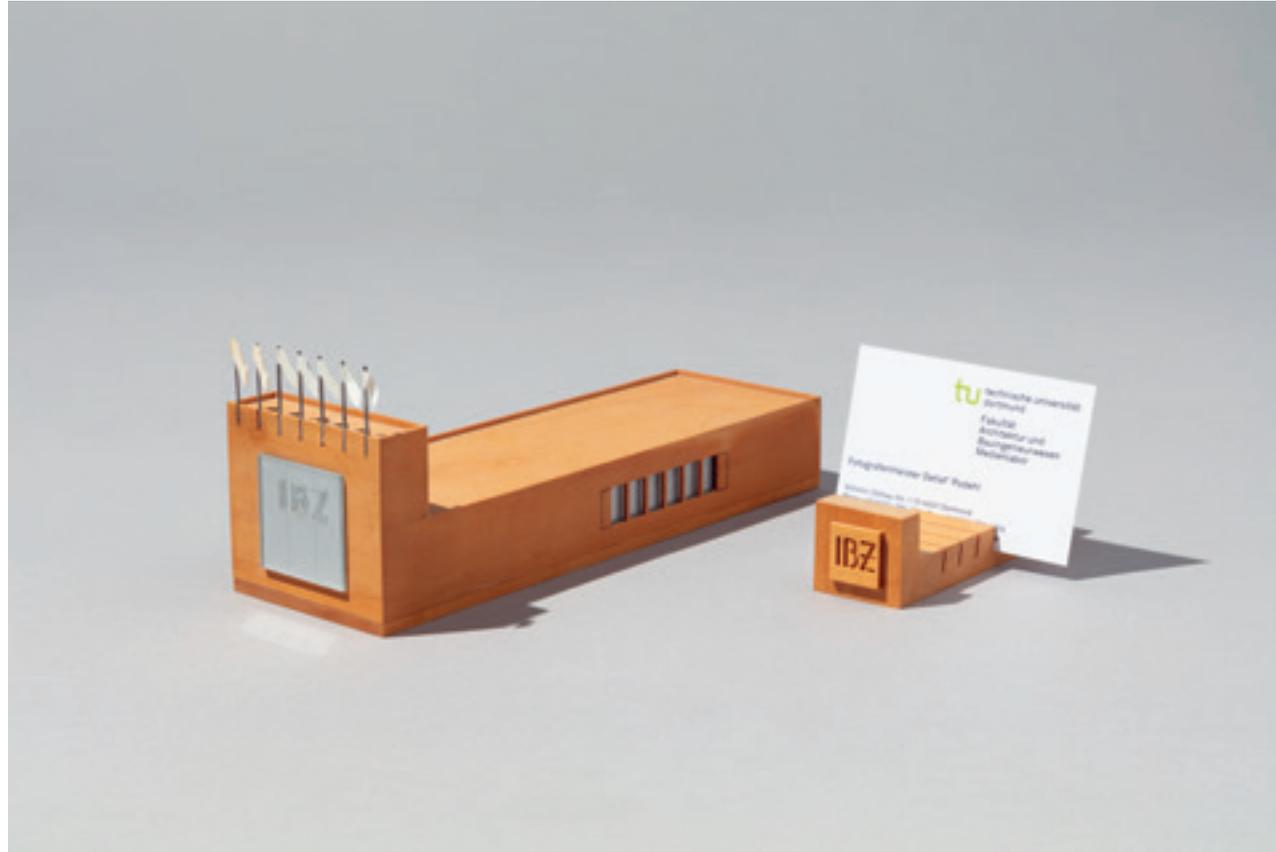


F

E



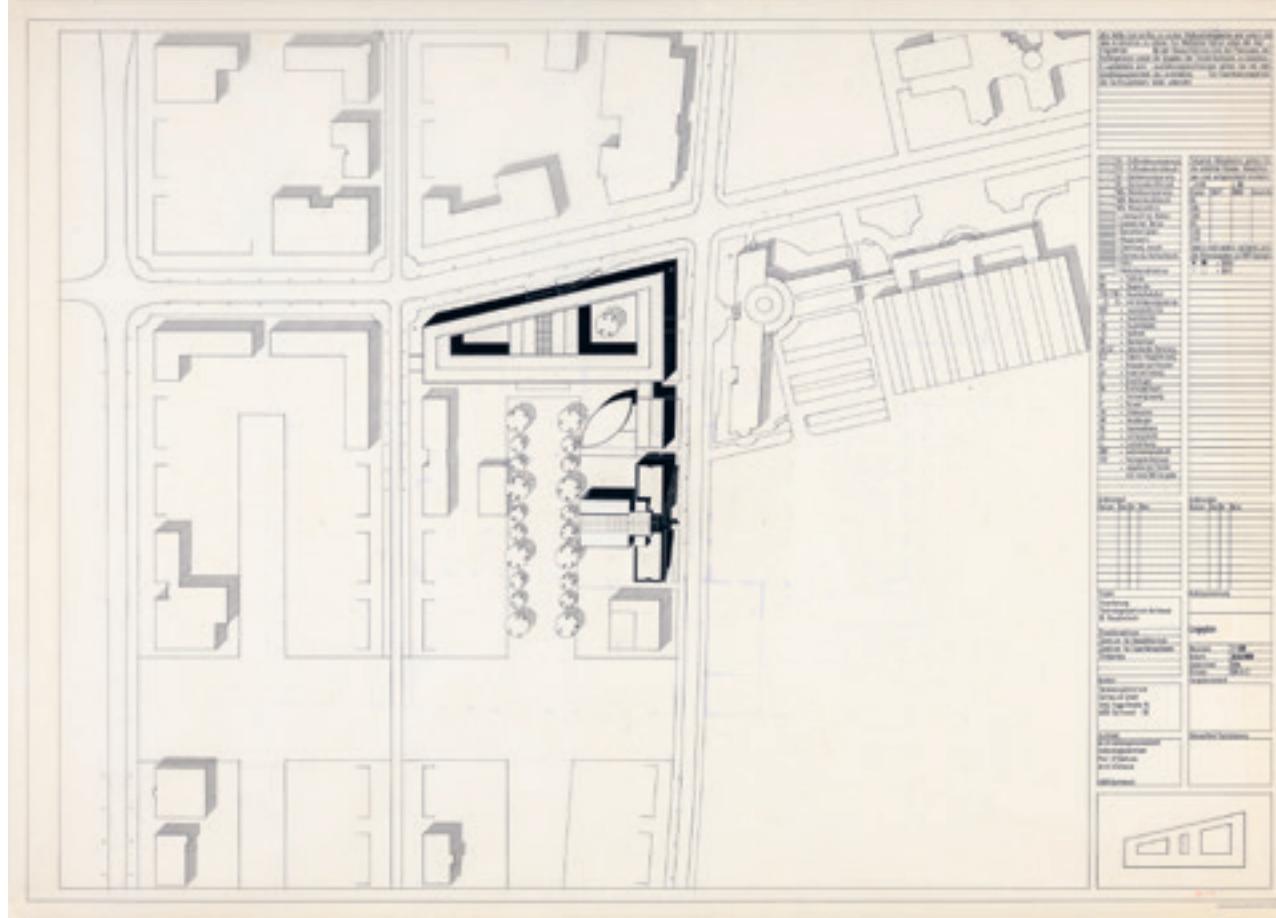
D



G

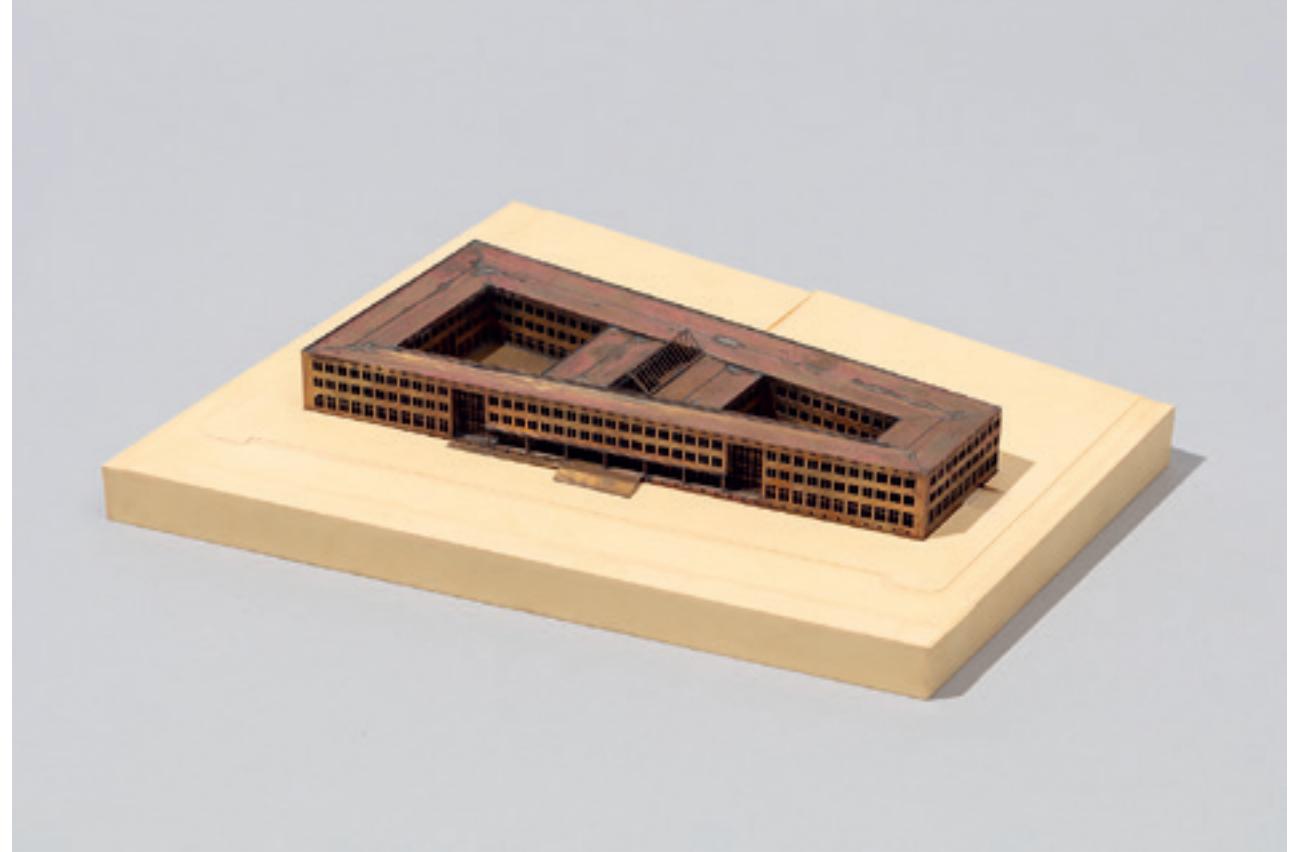


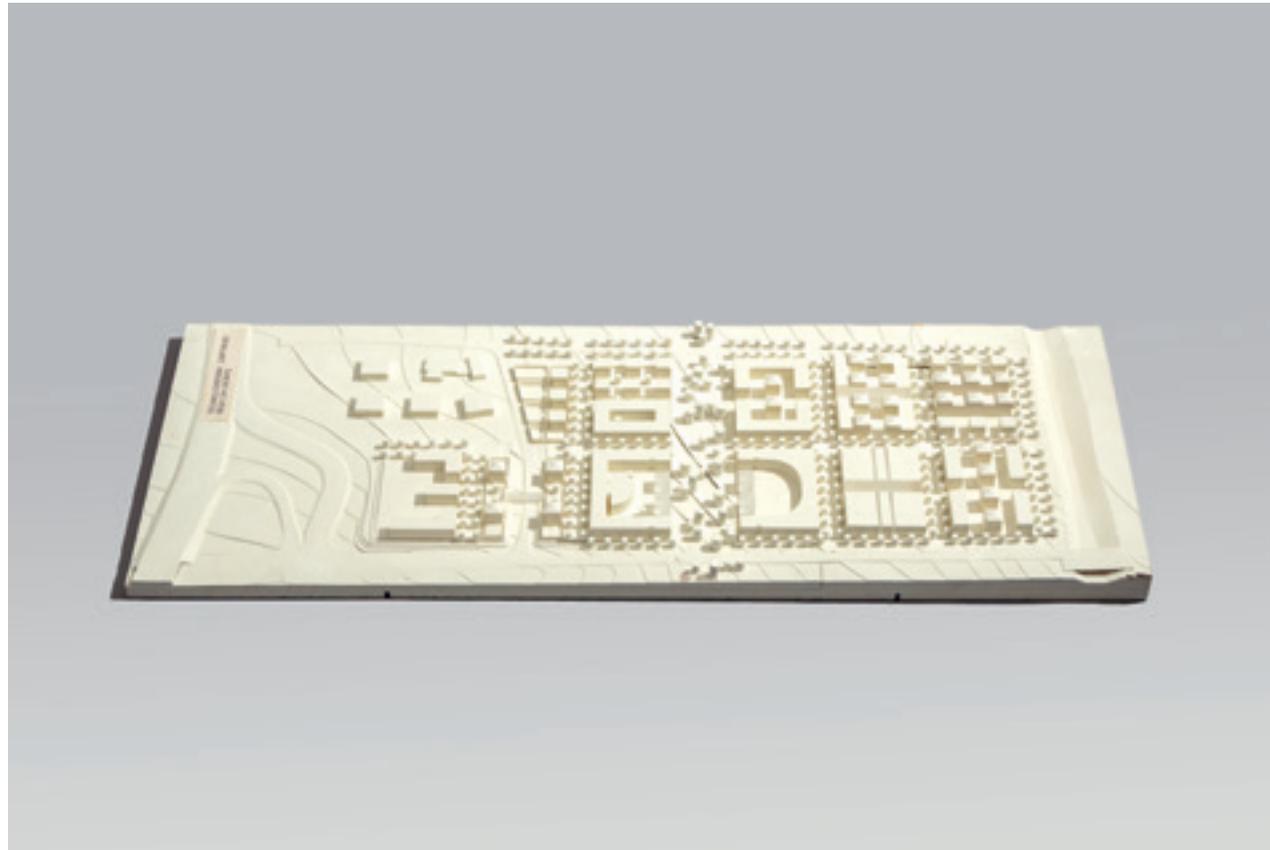
H



B

C





A

Ein Schaufenster zur Straße, eine Fassade zum öffentlichen Raum, ein Haus, das Flagge zeigt: Um die Radikalität des IBZ, des Internationalen Begegnungszentrums der TU Dortmund, von Christoph Mäckler zu erklären, muss man ganz weit ausholen. Unsere heutigen Universitäten sind eine Errungenschaft des europäischen Mittelalters, genauer: der mittelalterlichen Städte und ihrer Stadtgesellschaften. Nach Jahrhunderten des klösterlichen Exils – oft programmatisch abgeschieden in der Einsamkeit des Landes gelegen – kehrte das Wissen ab dem 12. Jahrhundert Stück für Stück in die Mitte des Lebens der sich ausbildenden Städte zurück, in denen es einst in der Antike beheimatet war. Die Universitätsbauten von Bologna, Paris oder Oxford lagen und liegen noch heute mitten in der Stadt und geben ihren Quartieren ein eigenes Gepräge. Diese enge Verbindung von Stadt und Universität blieb europaweit lange das vorherrschende Modell und führte zum Phänomen der Universitätsstädte mit ihren in das Stadtgewebe eingebundenen Universitätsbauten. Als Gegenmodell entstand im 18. Jahrhundert in Amerika die Idee der Campus-Universität, paradigmatisch realisiert in der University of Virginia von Thomas Jefferson: ein eigenes universitäres Gelände, abgeschieden vom Trubel und den Gefahren der Stadt, ländlich gelegen und deswegen »campus«, also »Feld«, genannt; eine Rückkehr des Klostermodells im Zeitalter der Aufklärung. In den USA ohne eine entsprechende städtische kulturelle Tradition fand dieses Modell schnell große Verbreitung. In Europa dagegen spielte es bis ins 20. Jahrhundert keine Rolle, denn Universitäten waren in einem städtischen Kontext vorhanden. Erst im Rahmen der funktionalistischen Stadtplanung mit ihrem Ideal der Nutzungstrennung fiel das Campus-Modell auch in Europa auf fruchtbaren Boden. Bereits die Nationalsozialisten träumten von einer monofunktionalen Universitätsstadt im Westen von Berlin – abgetrennt vom vielfältigen

und potentiell beunruhigenden und unkontrollierbaren Leben der Großstadt. Im Zuge der autogerechten Stadt der 1960er Jahre wurden dann von Autobahnen erschlossene, abseits der Städte gelegene Campusuniversitäten Wirklichkeit: Bochum (#Miniatur Wettbewerb Ruhr-Universität Bochum) und Bielefeld sind die markantesten Universitätsmaschinen, die unberührt von den Anfechtungen städtischer Zumutungen auf dem freien Feld errichtet werden – und auch Dortmund gehört dazu. Paradigmatisch zeigt der Dortmunder Campus die Eigenschaften einer solchen Planung (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet): getrennt von der Stadt gelegen und nicht fußläufig, sondern nur mit Auto oder Bahn erreichbar; ausschließlich universitäre Nutzungen, keine Funktionsvielfalt wie in der Stadt; Trennung von Auto- und Fußgängererschließung und damit Verlust einer Eingangsseite der Gebäude zum Straßenraum; im Gelände freistehende Baukörper und damit keine Ausbildung eines öffentlichen Raums. Mit all diesen Defiziten ist städtebaulich geradezu vorprogrammiert, dass Dortmund keine Universitätsstadt werden kann.

Das IBZ nun ist in allem davon das Gegenteil: Es steht direkt an der Straße, es bildet eine Fassade zu dieser Straße, damit gestaltet es wiederum den öffentlichen Raum. Mit diesem öffentlichen Raum tritt es in urban angemessener Weise in Kommunikation: Ein Schaufenster erlaubt Einblicke in das vielfältig-öffentliche Geschehen in seinem Inneren; zugleich erlaubt dieses Schaufenster – hinter der Bühne des Veranstaltungssaals angeordnet – Ausblicke aus dem Haus in den Straßenraum. Mit diesem Bühnenausblick in die Stadt erinnert das IBZ an die berühmten Renaissance-Bühnenbilder eines Serlio oder Palladio, bei denen der Bühnenprospekt als perspektivisch verjüngter Stadtraum gestaltet ist. Von solch bedeutungsreicher Schönheit ist der Ausblick in Dortmund zwar noch etwas entfernt, doch vermag vielleicht das nun ge-

schaffene Fenster das Anspruchsniveau der Gestaltung der Emil-Figge-Straße etwas anzuheben.

So konträr das IBZ zu den Baustrukturen (#Miniatur Pädagogische Hochschule Dortmund; #Miniatur NRW 75) des Campus der TU Dortmund steht, so sehr ist es doch eingebettet in eine umfassendere Strategie zur Europäisierung, Urbanisierung, ja, man kann sagen: Zivilisierung des Campus-Geländes. Die Abkehr vom Ideal der autogerechten Stadt mit seiner Trennung von Auto- und Fußgängerverkehr, wie sie den Campus prägt, fiel mit der Anlage des Technologieparks direkt westlich der TU Dortmund. Aus einem Wettbewerb der Stadt Dortmund 1986, an dem unter anderem der Architekt Oswald Mathias Ungers teilnahm und von dem drei Wettbewerbsmodelle im Baukunstarchiv NRW aufbewahrt werden (Abb. A), ging ein Entwurf hervor, der ein klassisches rasterförmiges Straßennetz mit Alleebäumen und mit Bauten am Blockrand vorsah. Mehr noch: Der Plan verlangte eine einheitliche Positionierung dieser Gewerbebauten hinter einem Vorgarten, eine einheitliche Höhe sowie eine einheitliche Gestaltung in rotem Backstein. Es waren gerade diese strengen städtebaulichen und architektonischen Vorgaben, die den Erfolg dieses Technologieparks beförderten. Entgegen der landläufigen Meinung, dass nur ein größtmögliches gestalterisches laissez-faire der Wirtschaft entgegenkäme, bewies sich hier, dass die Sicherheit zu wissen, in welchem Kontext der eigene Bau in Zukunft stehen würde, die Investitionen der einzelnen Unternehmen eher unterstützte als behinderte. Trotz diesem sichtbaren Erfolg mit dem vielleicht schönsten Gewerbegebiet Deutschlands erscheint den meisten Kommunalpolitikern heute noch immer die Vorstellung von Gestaltungsregeln für Gewerbeparks als undenkbar.

Diese Hinwendung zu den Regeln eines klassischen Städtebaus mit Straßennetz, Blockrandbebauung und der Bildung von öf-

fentlichem Raum durch Straßenfassaden im Dortmunder Technologiepark hatte wiederum keineswegs im luftleeren Raum stattgefunden. Mit weltweiter Wirkung war sie durch die ab 1978 geplante Internationale Bauausstellung (IBA) Berlin 1987 vorangetrieben worden, deren Protagonisten zugleich eng mit der Dortmunder Planung verbunden waren. Ungers, dessen Wettbewerbsbeitrag prägend für den Ausführungsplan des Dortmunder Technologieparks wurde, war zunächst als einer der Direktoren der Berliner IBA vorgesehen. Kleihues wiederum erhielt diese Position und prägte mit seiner Strategie der »Kritischen Rekonstruktion« die urbane Philosophie der IBA Berlin. Die Ideen hierzu hatte er bereits als Professor an der TU Dortmund seit 1974 entwickelt – nicht zuletzt bei den Dortmunder Architekturtagen im Museum am Ostwall, dem heutigen Baukunstarchiv NRW, zu denen er namhafte internationale Architekten eingeladen und mit ihnen grundlegende Gestaltungsprinzipien von Architektur und Städtebau diskutiert hatte. Geradezu folgerichtig erscheint es, dass aus dieser Dortmund-Berliner Koproduktion auch ein Gebäude von Kleihues, dessen Nachlass sich ebenfalls im Baukunstarchiv NRW befindet, im Dortmunder Technologiepark hervorging. Der Bau des Technologiezentrums (1988–1992) zeigt paradigmatisch mit seinen straßenraumbildenden Fassaden in Backstein und seiner adressbildenden Säulenordnung in Stahl die neue Ausrichtung an klassischen Städtebauprinzipien mit lokalem Kolorit (Abb. B, C). Diesen »urban spirit« nahm wiederum der Masterplan für die Campuserwicklung der TU Dortmund auf, den Christoph Mäckler im Auftrag der Universitätsleitung 2004 an seinem Dortmunder Städtebaulehrstuhl erarbeitete. Festigung der Raumkanten an der zentralen Fußgängerplanade, vor allem aber Schaffung von stadtraumbildenden Bebauungen an den umliegenden Straßen waren der revolutionäre Schritt dieses Plans, der den Campus gleichsam vom Kopf der autogerechten Planung auf die Füße

des kompakten Städtebaus stellte (Abb. D, E). Auch die Gestaltung des angrenzenden Technologieparks nahm er zum Vorbild und empfahl für die Errichtung von Neubauten die Verwendung von rotem Backstein oder rotem Putz an den Fassaden. Seitdem wurde der Plan mehrfach von ihm überarbeitet und weiterentwickelt. So fiel etwa die schwungvolle Randbebauung der verkehrsgerecht geschwungenen Universitätsstraße fort, weil diese mittlerweile selbst – als stadtumgehende Tangentialstraße entworfen – aufgegeben wurde.

In diesen Plan nun fügt sich das IBZ markant und beispielhaft als urbaner Stadtbaustein ein. Als ein Geschenk der Gesellschaft der Freunde der TU Dortmund zum 40-jährigen Jubiläum der Universität wurde es 2008 bis 2009 errichtet. Die Ausarbeitung und Ausführung besorgten Martin Cors und Imke Woelk mit ihrem Architekturbüro in Berlin. Von Christoph Mäckler stammte die Entwurfsidee. Wunderbar zeigen seine Skizzen, dass es ihm bei diesem Entwurf eines Hauses, das die Welt an der TU Dortmund willkommen heißen sollte, nicht nur um eine funktional und konstruktiv zu lösende Bauaufgabe ging, ja, dass auch die Formung des Straßenraums nicht allein eine ästhetische Aufgabe war, sondern dass es auch um die Findung von signifikanten Formen ging: Das kleine Haus sollte zeigen können, dass es dem internationalen Austausch diene (Abb. F, H). Ausdruck der Internationalität ist eine Serie von Fahnen, die die Fassade zur Straße hin bekrönt. Nicht sprachliche Mittel, sondern ein architektonisch-gestalterisches Mittel, das durch die häufige Verwendung von Fahnenreihen bei internationalen Institutionen geläufig war, sollte die Botschaft verkünden. Die Geste der Einladung und zugleich die Geste der Öffnung wurden durch ein riesiges Schaufenster geleistet, das in seiner die praktische Funktion weit überragenden Größe seinen Symbolcharakter unmittelbar offenbart. Schon die zur Anbringung des Fensters

notwendige, das eigentliche Gebäude überragende turmartige Überhöhung des Baukörpers zur Straße hin zeigt an, dass es nicht allein um die Belichtung eines Raumes, sondern auch um das Zeigen eines Fensters geht: eines Fensters des Hauses zur Straße, eines Fensters der Universität zur Welt.

Dass dieses Haus, das so gänzlich aus seiner Fassade, seiner flächigen Begrenzung der Straßenwand entworfen scheint, zugleich auch ein schlüssiger Baukörper mit einer skulpturalen Form geworden ist, zeigen die an der Modellbauwerkstatt der TU Dortmund gefertigten Modelle (Abb. G). Das eine präsentiert das Haus als einen Baukörper, der wie der Baustein aus einem Baukasten vielfältig einsetzbar ist. Das andere macht aus dem Haus ein kleines Designobjekt, einen Einrichtungsgegenstand des alltäglichen Bürolebens. Das verkleinerte IBZ wird zum Halter von Visitenkarten, in dem der Architekt in seinem Büro mannigfaltige internationale Kontakte aufbewahren kann. Das kleine Haus mit seinem roten Kammputz, der die Farbigekeit des Technologieparks aufnimmt, und seiner massiven Ziegelkonstruktion, die ökologisch nachhaltig ist, erhielt 2010 prompt eine Auszeichnung des BDA Dortmund-Hamm-Unna für gute Bauten. Es ist ein gebautes Vorbild für die weitere Entwicklung und Gestaltung des Campus der TU Dortmund: weg von der autogerechten Verkehrsplanung hin zum verkehrskombinierenden Städtebau; weg von gestaltlosen Resträumen hin zu gestalteten Straßenräumen; weg von gesichtslosen Gebäudehüllen hin zu signifikanten Hausfassaden (#Miniatur Place in Transition). Denkt man dieses urbane Konzept weiter mit Funktionsmischung, einem stadtverbindenden Straßennetz und vielleicht gar eines Tages einem architektonisch markanten Auftritt der TU Dortmund als Stadteingang an der zu einer Stadtallee rückgebauten A40, dann könnte aus dem monofunktionalen Campus der TU Dortmund eines Tages ein lebendiges Stadtquartier werden – die Universitätsstadt Dortmund.

Literaturauswahl

Alexandra Apfelbaum/Silke Haps/Wolfgang Sonne (Hg.), JPK NRW. Der Architekt Josef Paul Kleihues in Nordrhein-Westfalen, Dortmund 2019.

Harald Bodenschatz/Vittorio Magnago Lampugnani/Wolfgang Sonne (Hg.), 25 Jahre Internationale Bauausstellung Berlin 1987. Ein Wendepunkt des europäischen Städtebaus, Bücher zur Stadtbaukunst, Bd. 3, Sulgen 2012.

Christoph Mäckler/Wolfgang Sonne (Hg.), Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt 8. Vorne – Hinten. Wie wird aus Wohnhäusern Stadt?, Berlin 2018.

Dieter Nellen/Wolfgang Sonne/Ludger Wilde (Hg.), Dortmund bauen. Masterplan für eine Stadt. Strategien und Perspektiven der Dortmunder Stadtentwicklungspolitik in den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts, Berlin 2018.

Anmerkungen

- 1 Christoph Mäckler, Städtebaulicher Masterplan der Universität Dortmund, Werkheft des Lehrstuhls Städtebau, Nr. 6, Dortmund 2004, S. 8.

EIN HALBES
JAHRHUNDERT
SPÄTER
**EF 50: PLACE IN
TRANSITION**
BARBARA WELZEL

»Raum, das heißt auch öffentlicher Raum, so können wir das Wandbild MURAL EF50 verstehen und erfahren, wird auf mannigfaltige Weise von uns produziert, konfiguriert und kulturell besetzt.«¹ Tillmann Damrau



A

Weg von der S-Bahnstation zum Haupteingang des Gebäudes, 2021. Fotografie: Detlef Podehl.

B

Rückseite des EF 50-Gebäudes. Fotografie: Detlef Podehl.

C

Rückseite des EF 50 Gebäudes mit Wortmarke »TU|50«. Fotografie: Detlef Podehl.

D

»MURAL EF50«, Wandbild von Kunststudierenden der TU Dortmund, 2018. Fotografien: Mareile Zimmermann.

E

Studierende bei der Arbeit an »MURAL EF50«. Fotografien: Mareile Zimmermann.

F

»MURAL EF50« mit vorbeifahrender H-Bahn, 2018. Fotografie: Mareile Zimmermann.



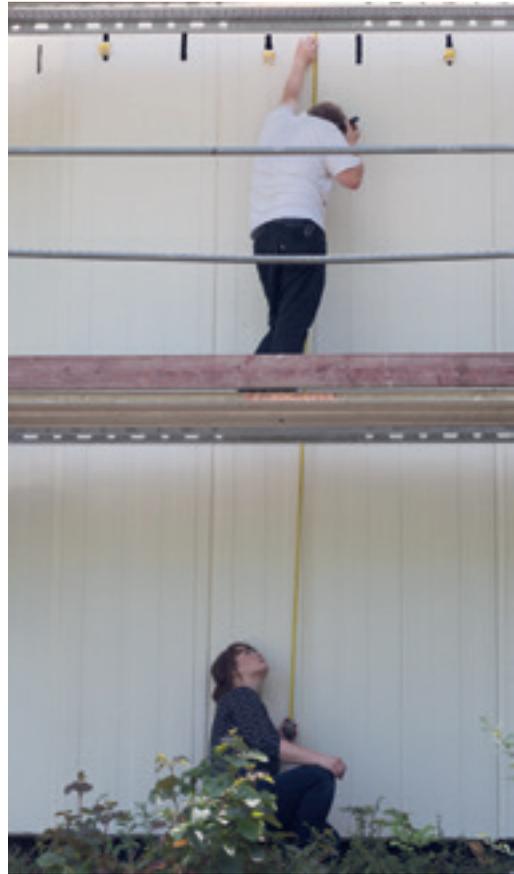
C



B



A



E



E



E



E



D



D



D



F

Es waren vor allem die Metropolen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, gerade auch mit ihren neuartigen Orten und Bauten, die neue theoretische Beschreibungen von Räumen und Orten provozierten.² Den Städten, die historische Bauten, Denkmale und Straßenzüge in ihre moderne Gegenwart integrierten, kontrastierten Erfahrungen an Flughäfen oder in Bahnhofshallen, Transiträumen, in Hotels großer Ketten etc., die andersartige Räume bildeten und nach neuartigen Beschreibungen verlangten. Und wer kennt sie nicht: die immer gleichen Plastikknöpfe der Bodenbeläge, die Flure und endlosen Gänge auf Flughäfen, deren Leitsysteme, egal auf welchem Kontinent zum Gate, zur Gepäckausgabe, zum Exit führen, Wartehallen etc. Aber auch Autobahnen, Autobahnkreuze, die Auf- und Abfahrten, U- und S-Bahnhöfe, unterirdische Bahnsteige etc.

Marc Augé hat 1992 für diese Räume den mittlerweile klassisch gewordenen Begriff der Nicht-Orte geprägt, der Non-Lieux, wie es im französischen Original heißt, oder der Non-Places im Englischen. »So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen läßt, einen Nicht-Ort.«³ In der Alltagswahrnehmung werden oft auch Großbauten, zumal wenn sie ein Material wie Beton sichtbar präsentieren,⁴ als Nicht-Orte empfunden und bewertet (#Essay »Verschwindend?«). Beschrieben werden Orte, die viele Menschen frequentieren, ohne dass diese eine persönliche Beziehung eingehen. Immer von Neuem entstehen solche Nicht-Orte auch in Zwischenräumen, in Durchgängen, an Rückseiten. Doch haben die Zeitläufte häufig die Orte verändert: Durch neue Straßen, neue Wegeachsen, veränderte Mobilität, bauliche Verdichtung rücken Orte in den Blick und in die verstärkte Nutzung, die zuvor am Rand, auf der Rückseite, neben den Routen gelegen hatten. Und schließlich sind diese Orte inzwischen selbst historisch geworden, Teil der Geschichte – im Ruhrgebiet oft zugleich Teil der Neufiguration der Städte nach dem

Zweiten Weltkrieg und des Strukturwandels (#Essay Strukturwandel und Bildung). Sie sind Schauplätze von Erinnerungen geworden – und damit eben auch in persönliche Beziehungen verwoben. In diesen ambivalenten Koordinaten finden zahlreiche Debatten über die Großbauten etwa unter den Bildungsbauten (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet; #Miniatur NRW 75), oft sogar über die Nachkriegsmoderne insgesamt, statt.⁵

Als das Hochschulgebäude an der Emil-Figge-Straße 50 in Dortmund gebaut wurde (#Miniatur Pädagogische Hochschule Dortmund; #Foto-Essay), entstand es auf der sprichwörtlichen grünen Wiese. Die Hochschule lag außerhalb des Stadtzentrums, aber auch außerhalb bestehender Ortskerne, war von Feldern umgeben. Mit einer repräsentativen Eingangshalle und einem Vorplatz war schließlich eine Empfangssituation nach Süden geschaffen worden, die sich zur S-Bahn hin ausrichtet (Abb. A). Hier ist Stück für Stück ein Campus-Ensemble mit der Universitätsbibliothek (#Essay Bibliotheken an der Ruhr), der benachbarten Fachhochschule, der Brücke zur Mensa, der Mensa, dem H-Bahnhof und weiteren Gebäuden gestaltet worden, ein Ort mit bestimmbar Funktionen und Begegnungsräumen, mit Identität und Relationen.

Wer mit dem Auto kommen wollte, kam den Berg hinauf, vorbei an der Margarethenkapelle in Barop, eine der vielen mittelalterlichen Kirchen in Dörfern auf Dortmunder Stadtgebiet, durch Felder, die je nach Jahreszeit die Farben des Weges bestimmten: das Braun der gepflügten Felder im Winter, das von Mohn und Kornblumen durchbrochene Grün des Getreides oder das laute Gelb von Raps. Das Gebäude zeigte sich von Norden als eine unörtliche Rückseite (Abb. B). Es wendet sich von der Straße ab, die lediglich als Verkehrsweg der autogerechten Stadt, nicht aber als öffentlicher und urbaner Raum verstanden ist. Die auskragenden Hörsäle bilden keine architektonische Schauseite aus, Zuwege dienen vor allem der Versorgung;

die Türen führen von hinten auf Flure, in Treppenhäuser, sind aber nicht als Eingänge mit Verbindung zur Eingangshalle konzipiert.

Inzwischen sind längst weitere Gebäude an diesem Straßenabschnitt hinzugekommen, die Bauten der Fachhochschule und neuerdings das HGÜ-Testzentrum. Auch das Technologiezentrum Dortmund sowie das Internationale Begegnungszentrum der Technischen Universität Dortmund (#Miniatur IBZ TU Dortmund) liegen an der Emil-Figge-Straße. Soeben wurde von der Technischen Universität ein großer Neubau auf der nördlichen Seite der Emil-Figge-Straße ins Auge gefasst. Seit wenigen Jahren (seit 2009) existiert eine eigene Autobahnabfahrt »Dortmund-Barop«, die die Emil-Figge-Straße zu einem zentralen Zuweg für die Technische Universität Dortmund gemacht hat. Lange schon liegen dem Gebäude auf der anderen Straßenseite große Parkplätze gegenüber. Aus der nördlichen Rückseite eines nach Süden hin ausgerichteten Gebäudes ist faktisch eine zweite Zugangsseite geworden.

Langsam nun beginnt der Ort auf diese veränderte Situation zu antworten. Die Hinweisschilder sind neu ausgerichtet, 2018 wurde mit dem Schriftzug »tu | 50« nicht nur die Wortmarke des Universitätsjubiläums am Gebäude angebracht, sondern Name und Hausnummer der Institution begrüßen nun auch diejenigen, die sich über die zunehmend wichtig gewordenen Wegeachsen im Norden nähern (Abb. C).

Die Außenwände der großen Hörsäle, die vom Foyer des Gebäudes mit Vorhalle nach den Regeln architektonischer Kunst erschlossen sind, strahlten mit den vorgelagerten Grünstreifen am Fußweg unter der H-Bahn allerdings weiterhin die Wirkung eines Nicht-Ortes aus. Das Jubiläumsjahr 2018⁶ bot die willkommene Gelegenheit, diese Wände in den Blick zu nehmen und durch ein Wandmalereiprojekt zu transformieren (Abb. D). Unter der künstlerischen Lei-

tung von Tillmann Damrau schufen Steffen Mischke, Florian Moritz, Katja Mudraya und Ulvis Müller das Wandbild »MURAL EF50« (Abb. E).⁷ Nicht leicht war die vielteilige Wandfläche, für die sich auch kein Betrachter:innenstandpunkt ausmachen lässt, gestalterisch zu bewältigen. Ergebnis ist eine sequentielle Bildfolge, die sich insgesamt in Bewegung – also nicht von einer Reihe wechselnder, gleichwohl fixierter Standpunkte aus – erschließt.⁸ Als nachgerade kongeniales Foto erweist sich daher eine Aufnahme, die dieses Werk mit der vorbeifahrenden H-Bahn zusammensieht (Abb. F).

Verstärkt wird durch MURAL EF50 die Mehrdeutigkeit des Ortes; deutlich wird, dass es neben dem Haupteingang auch andere Zugänge in die Technische Universität Dortmund gibt, die ihrerseits nun auf eine urbane Erschließung warten: Zu finden sind auf dem Campus nicht nur Orte, Lieux, und Nicht-Orte, Non-Places, sondern gerade auch Places in Transition.

Anmerkungen

- 1 Tillmann Damrau, MURAL EF50, in: Tillmann Damrau/Barbara Welzel (Hg.), MURAL EF50. Ein Wandbild von Kunststudierenden der Technischen Universität Dortmund, Dortmund 2018, S. 7–10; mit Verweis auf Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2009.
- 2 Eine erste Version dieses Textes: Place in Transition, in: Damrau/Welzel, MURAL EF50, S. 13–16.
- 3 Marc Augé, Nicht-Orte. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, München 2010 (französische Originalausgabe: Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité, Paris 1992), S. 83.
- 4 Klaus Jan Philipp, Beton. Anmerkungen zur Reputationsgeschichte eines Baumaterials, in: Thomas Erne/Jörg Probst (Hg.), Beton. Material und Idee im Kirchbau, Marburg 2014, S. 65–72; Christoph Hackelsberger, Beton. Stein der Weisen? Nachdenken über einen Baustoff (Bauwelt Fundamente 79), Braunschweig 1988; sowie #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Beton und Wiederaufbau (Ruppio).
- 5 Stellvertretend: Yasemin Utku/Christa Reicher/Jürgen Tietz (Hg.), Big Beautiful Buildings. Die Nachkriegsmoderne im europäischen Diskurs, Dortmund 2019. »Big Beautiful Buildings. Als die Zukunft gebaut wurde« war ein Kooperationsprojekt von StadtBauKultur NRW und der TU Dortmund im Rahmen des Kulturerbejahres 2018.
- 6 Technische Universität Dortmund (Hg.), 50 Jahre Technische Universität Dortmund, Dortmund 2017.
- 7 Als Dokumentation, auch mit zahlreichen Fotografien der Wandmalerei sowie ihres Entstehungsprozesses: Damrau/Welzel, MURAL EF50.
- 8 Damrau, MURAL EF50, S. 7.

BAUSTEIN MIT SYSTEM

DIE PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE IN DORTMUND VON BRUNO LAMBERT

ALEXANDRA APFELBAUM

»Die heilige Kuh der Scheinrationalität, einer indifferent bemühten ökonomischen Effizienz, beherrscht weithin das Denken und Handeln der für den Schulbau [...] Verantwortlichen.«¹ Felix von Cube

A

Fotografie, Wolfgang Eisele, Franz Jörissen, Bruno Lambert und Öner Özyar (v.l.n.r.) bei der Besprechung des Entwurfs für die TU Berlin im Büro Lambert + Partner, 1968.

B

Lageplan, Entwurf für die Pädagogische Hochschule Ruhr, 1966.

C

Ansichten von Süden und Osten, Entwurf für die Pädagogische Hochschule Ruhr, 1966.

D

Erdgeschoss-Grundriss, überarbeiteter Entwurf für die Pädagogische Hochschule Ruhr, 1970.

E

Lageplan, überarbeiteter Entwurf für die Pädagogische Hochschule Ruhr, 1970.

F

Das Marburger Bausystem. Ansicht des Fachbereichs Biologie der Philipps-Universität Marburg auf den Lahnbergen 2015. Fotografie: Antiope05411/CC BY-SA 4.0.

G

Broschüre, »imbau Projekt-Information« zur Pädagogischen Hochschule Ruhr, 1972.

H

Verwaltungsgebäude der Präfektur Kagawa in Japan, Kenzo Tange, 2006. Fotografie: Nakamura Yu/CC BY-SA 4.0.

I

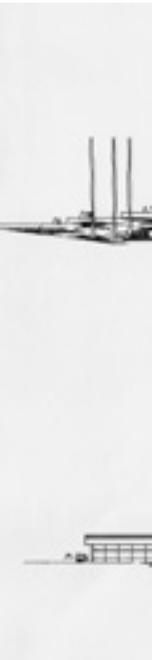
Ansicht des Gebäudes EF50 von Süden, 1973.

J

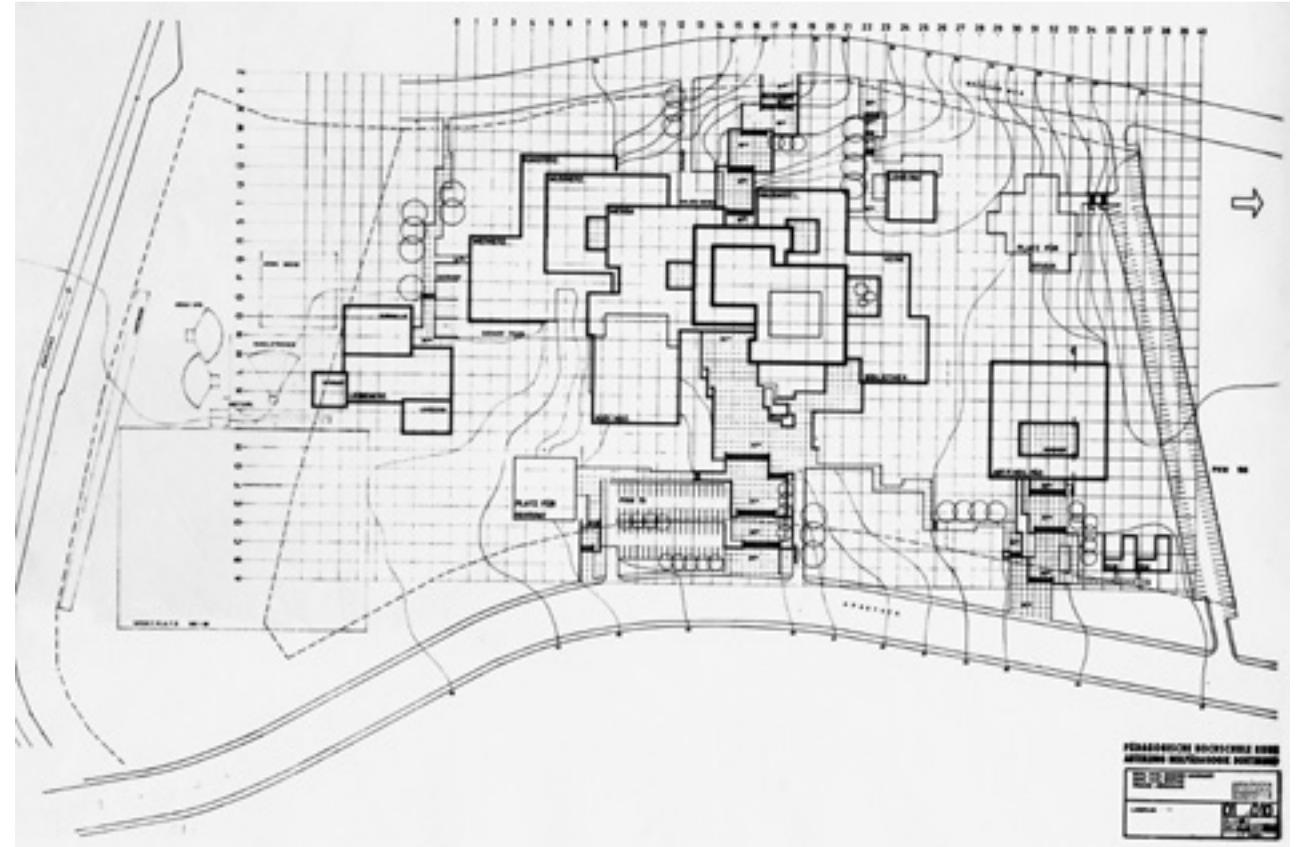
Finanzminister Hans Wertz und Ministerialdirigent Fridolin Hallauer vor dem Modell zum Aktionsprogramm für Hochschulbau '75, 1972.

K

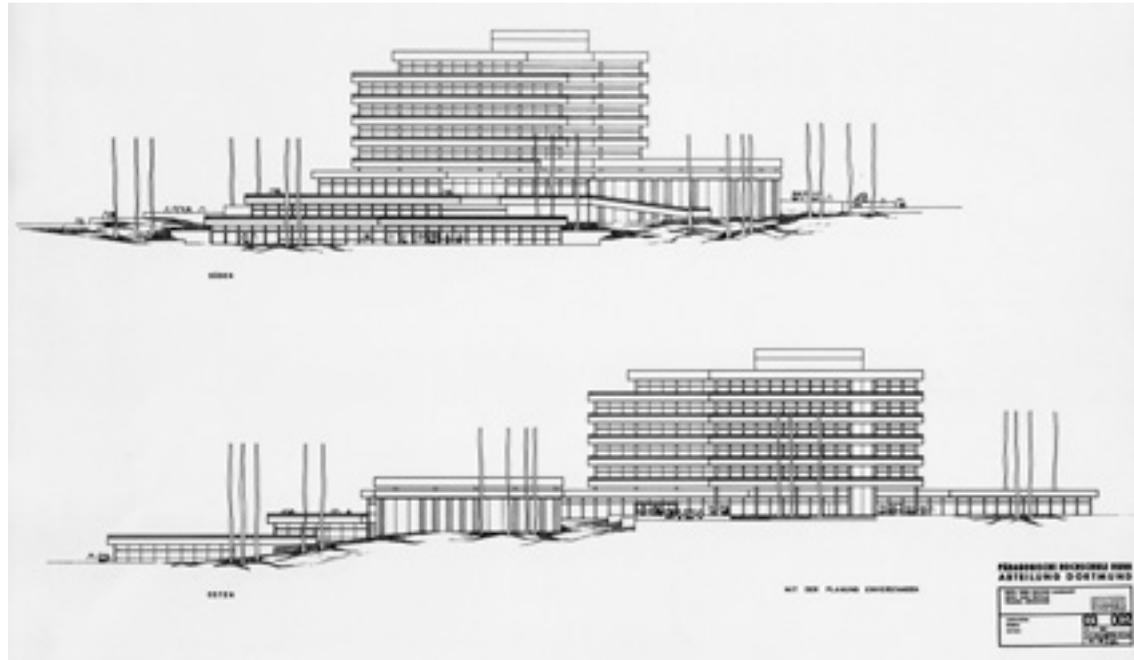
Ansicht des fertiggestellten Gebäudes EF50 von Südosten, 1972.



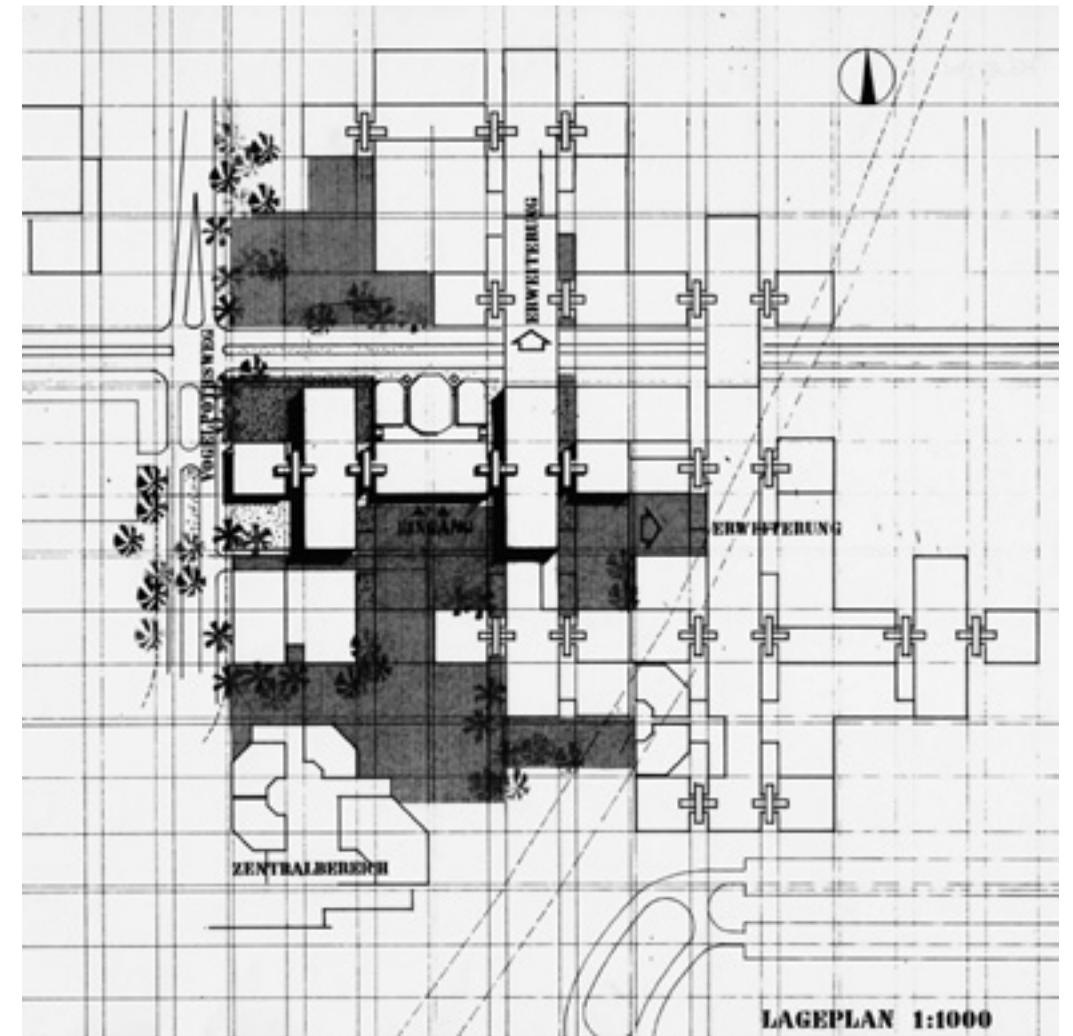
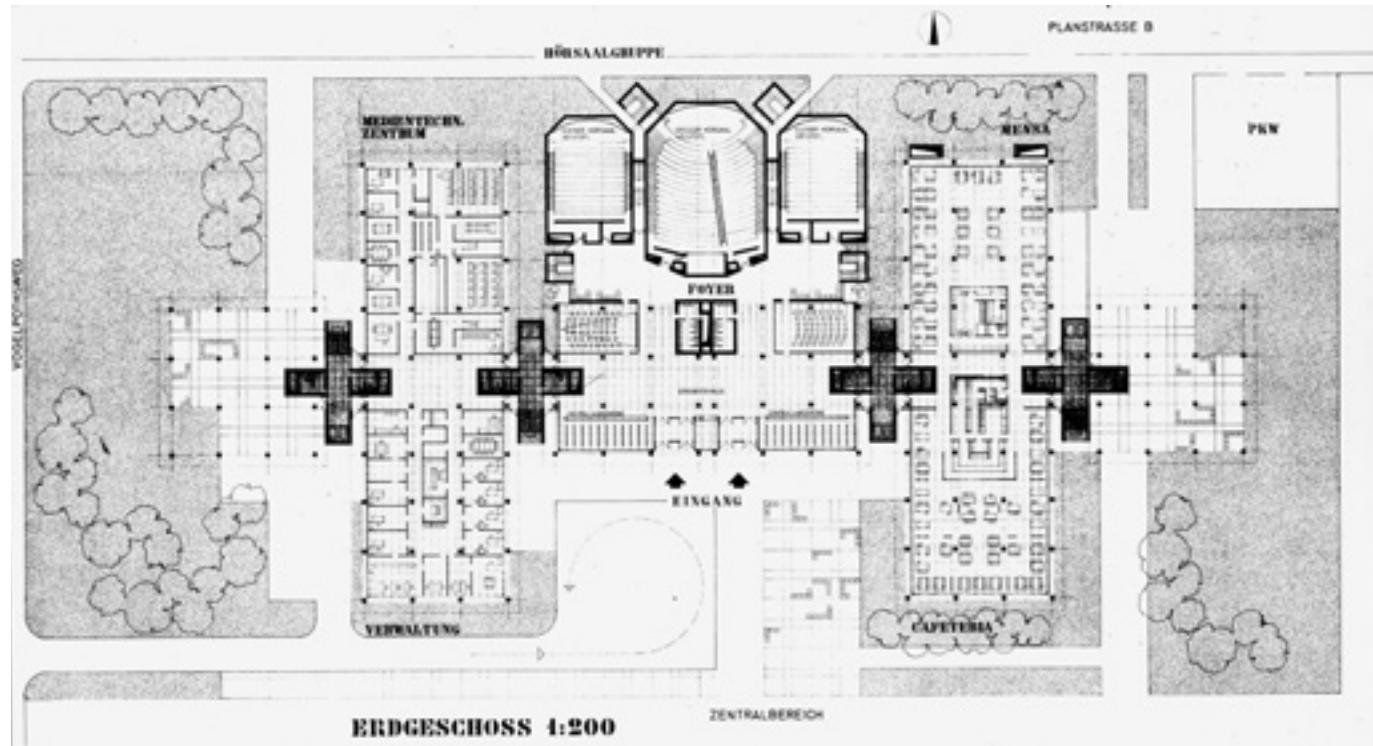
A



B



C



D

E



F



K



H





J

Der ursprüngliche Entwurf für die Pädagogische Hochschule Ruhr, später PH Dortmund, an der Emil-Figge-Straße 50 geht in seiner Grundkonzeption auf das Jahr 1962 zurück und stellt den ersten Baustein des Dortmunder Universitätskomplexes dar. Aus dem für den Neubau ausgeschriebenen Wettbewerb war der Ratinger Architekt Bruno Lambart (1924–2014) als erster Preisträger hervorgegangen. Geboren 1924 in Düsseldorf zählte Lambart zur ersten Architektengeneration der Nachkriegszeit (Abb. A). Nach seinem Architekturstudium in Stuttgart nahm er in Bürogemeinschaft mit Günter Behnisch an zahlreichen Wettbewerben vor allem auf dem Gebiet des Schulbaus teil. Mitte der 1950er-Jahre gründete Lambart in Düsseldorf ein eigenes Büro, mit dem er sich als regelrechter »Bildungsbau-Spezialist« einen Namen machte. Die Aufträge, nahezu vollständig aus Wettbewerbsteilnahmen hervorgegangen, umfassten neben einer großen Zahl an Schul- und Hochschulbauten unter anderem auch Bürgerzentren, Verwaltungsgebäude und Krankenhäuser. Neben dem Bau der Pädagogischen Akademie in Münster (1956–1958) folgte mit der Ingenieurschule in Ulm (1960–1963) der erste, in kompletter Vorfertigung errichtete Schulbau der Bundesrepublik. Lambarts Architektur stellte zu keinem Zeitpunkt eine »Spektakelbaukunst« dar, denn eine unbedingte Einmaligkeit hätte seiner Meinung nach die Ernsthaftigkeit seiner Arbeit in Frage gestellt. Statt einer offensichtlich signifikanten Handschrift wird in seinen Bauten vor allem die Fähigkeit deutlich, die eigene Entwurfshaltung immer wieder zeitgemäß zu verändern und weiterzuentwickeln ohne dabei die Grundsätze von Maßstäblichkeit und Umgebungsbezug aus den Augen zu verlieren.² Dies galt auch für die Planungen der Pädagogischen Hochschule in Dortmund.

Der zunächst für 1500 Studierende geplante Bau zeigte in einem ersten Entwurf den zu Beginn der 1960er-Jahre verbreit-

teten Trend zur Differenzierung und starken Bereichsbildung sowie zur starken Gliederung der Baukörper (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet). Im Laufe der folgenden Jahre bis zur Eröffnung des Gebäudes 1972 wurde der Entwurf mehrmals verändert. Der erste konkrete Ausführungsentwurf erfolgte im Jahr 1966 (Abb. B). Die Vielfalt des Programms, von der Bibliothek bis zur Mensa und vom Auditorium Maximum bis zum Tonstudio, legte eine stark differenzierte Gliederung des Gebäudes nahe, wobei Übersichtlichkeit und Maßstab gewahrt werden sollten. In diesem ersten Entwurf waren die Seminarräume in zwei sich durchdringenden, quadratischen Baukörpern gestapelt. Der Innenraum im südlichen Kubus war als Verkehrselement ausgebildet und enthielt die Treppenhalle. Die Mittelzone des anderen Baukörpers beinhaltete künstlich belichtete und belüftete Hörsäle. Den verschiedenen Spezialbereichen waren die erdgeschossigen Trakte vorbehalten. Durch diese Lösung konnten die geforderten kurze Verbindungswege und die funktionellen Zusammenhänge innerhalb der Abteilung gewährleistet werden. Die gesamte Planung sollte in großen Teilen vorgefertigt werden.³

Dieser erste Entwurf sah noch eine individuelle Form vor, die das Gebäude als selbstständige Hochschule an die Seite der Bauten der Universität stellen sollte (Abb. C). Doch die bildungspolitischen Entwicklungen und Reformen (#Essay Strukturwandel und Bildung) der folgenden Jahre brachten in der Architektur völlig neue Bautypen mit sich. Die neuen Leitsätze lauteten nun: Kompaktheit statt Transparenz und Einheitlichkeit statt Individualität. Gefordert waren bald große Bauvolumen in sehr kompakten Bauweisen und mit großen Raumtiefen sowie kurzen, schematisierten Erschließungssystemen. Zudem entwickelten sich neue Vergabe- und Fertigungsverfahren zur Erstellung derartiger Großbauten (#Miniatur NRW 75), die ein schnelleres und preiswerteres Bauen ermöglichen

sollten. Am Beginn dieser Entwicklung stand die Idee des Systembaus mit elementierten Fertigteilen. Diese Veränderungen führten auch in Dortmund zu einer Umstrukturierung des Bauvorhabens für die PH.

Der Neubau hatte sich seit Beginn der Planung um zehn Jahre verzögert, so dass der damalige Finanzminister Wertz schließlich in einem Kraftakt die Firma Imbau in Leverkusen beauftragte, innerhalb von 18 Monaten ein Gebäude mit 20.000 Quadratmetern Nutzfläche zu errichten. Lambart sollte nun auf Basis des von Imbau angebotenen Bausystems einen neuen Entwurf entwickeln.⁴ Der Baubeginn für den neuen, stark veränderten Entwurf fiel in den Mai 1971 (Abb. D). Statt der bisher ineinandergeschobenen Kuben unterschiedlicher Höhe, entschied man sich nun für zwei gleichmäßige Kreuztypen, die baulich und funktionell miteinander verbunden waren. In der Ost-West-Achse sind die Gebäude fünfgeschossig, in der Nord-Süd-Achse sechsgeschossig, wobei die Nutzungseinheiten dreibündig angelegt sind (#Foto-Essay). An der Nordseite des Gebäudes sind entlang der Emil-Figge-Straße die Hörsäle eingeschoben. Die gewählte Struktur bot die Möglichkeit einer Makroerweiterung nach Norden, Osten und Süden. Das Tragwerk besteht aus industriell gefertigten Stahlbetonelementen: Stützen, Unterzüge, Deckenplatten, Sandwich-Wandplatten und Fluchtbalkone. Die Montage erfolgte geschossweise, die Aussteifung wurde durch die Versorgungskerne gewährleistet. Diese Festpunkte fungieren als zwischengeschaltete Gelenke der Nutzungseinheiten. Durch die Addition verschiedener Gebäudetypen in Linien-, Winkel-, T- oder Kreuzform konnten zukünftig komplexe Netzstrukturen entstehen (Abb. E).

Streng genommen wird an der PH keine tatsächliche Fassade ausgebildet, sondern die Außenansicht aus sichtbaren Teilen der Konstruktion hergestellt. Der gesamte Baukörper ist in seiner Erscheinung von umlaufenden Galerien bestimmt, die

ihm eine starke Plastizität verleihen. Die sichtbaren Stützen und Kragbalken erzeugen die Fassadengliederung. Vergleichbar mit dem Marburger System von 1961 (Abb. F), das als flexibles und variables Bausystem entwickelt und zuerst beim Bau der Universität Marburg auf den Lahnbergen verwendet wurde, wird der Architektur ein vollkommen rationelles System zugrunde gelegt.⁵ Gekennzeichnet wird dieses System durch eine Skelettbauweise mit besonders ausgebildeten Knotenpunkten, die es ermöglichen, in alle Richtungen identisch anzuschließen. Ab Mitte der 1960er-Jahre sollte das Marburger System in der Bundesrepublik eine breite Verbreitung finden, so zum Beispiel auch beim Bau der Ruhr-Universität Bochum ab 1965 (#Miniatur Wettbewerbsbeitrag Ruhr-Universität Bochum). Für die PH Dortmund erfolgte die Ausführung mittels eines elementierten Fertigbausystems, dem »uniplan Hochschulbau 720« der Firma Imbau (Abb. G). Der Unterschied zwischen diesem Imbau-System und dem Marburger System besteht darin, dass die Galerien am Dortmunder Bau auf Kragbalken aufliegen, die sich vor der Fassadenhaut befinden, so dass die Stützen dahinter zurücktreten können. Auf diese Weise wird die Horizontale noch stärker betont, während das Marburger System mit seinen sichtbaren Stützen eine vertikal wie horizontal gegliederte Fassade aufwies.

Formal gesehen finden sich in diesem Entwurf Anklänge an die Architektur der japanischen Metabolisten, eine Architektengruppe, die in der Nachkriegszeit radikale Ideen entwickelten. Kennzeichnend für ihre Bauten war die Betonung bestimmter Anordnungsprinzipien, wie beispielsweise an dem Gebäude der Präfektur Kagawa in Takamatsu (1955–1958) des Architekten Kenzo Tange (Abb. H). Auch Lambarts Entwurf für die PH Dortmund zeigt in der additiven Zusammensetzung, der Fassadengestaltung und der Betonung der Konstruktionselemente vergleichbare Züge (Abb. I).

Für die Wahl eines Bausystems waren allerdings nicht gestalterische Gründe maßgebend. Begriffe wie Flexibilität, Variabilität und Multifunktionalität waren die Schlagworte der Zeit und prägten die neuen architektonischen Konzepte. Besonders im Bildungsbau wollte man unvorhersehbaren Entwicklungen zukünftig baulich entgegentreten können. Den sich ständig wandelnden Anforderungen, Reformen und Prognosen sollte mittels einer sofortigen Veränderbarkeit problemlos begegnet werden können. Daher musste die Nutzungsform so wenig wie möglich fixiert und eine Grundrissveränderung jederzeit möglich sein. Außerdem sollte ein nicht unerhebliches Volumen an Erweiterungsmöglichkeiten gegeben sein. Baumaßnahmen dieser Größenordnungen konnten nur von Großfirmen erstellt werden, die dazu vor allem wirtschaftlich in der Lage waren. Um möglichst effektiv arbeiten zu können, entwickelten viele Firmen eigene, unterschiedliche Bausysteme. Mit Hilfe des Imbau-Systems und den Mitteln der Vorfertigung hoffte man auch in Dortmund den immer komplexer werdenden und ineinander immer stärker verflochtenen Programmen des Hochschulbaus gerecht zu werden.

Anhand der Planungsgeschichte für die PH in Dortmund scheint die später einsetzende Kritik der Architektenschaft an derartigen Systembauten verständlich. Der zunächst differenziert gegliederte, maßstäbliche Entwurf von 1962 fiel einem, wie Lambart selbst sagte, »Fertigbaukasten« zum Opfer, der weder etwas für seine Nutzer noch für seine Umgebung bereithalte. Die Verwendung von Bausystemen hatte sich in den 1960er- und 1970er-Jahren derart etabliert, dass sich das Interesse im Bauwesen weg von architektonischen Fragen hin zu Bereichen verschob, die Begriffe wie Struktur, Prozess, Projektmanagement und Kostenplanung in den Vordergrund stellten.⁶ Diese Verschiebung des Interesses erzeugte auch eine Verschiebung in Bezug auf die Wertigkeit von Archi-

tektur, denn nicht mehr das reale Bauvorhaben, sondern der zugehörige Planungsprozess stand von nun an im Mittelpunkt. Der damalige Ministerialbaurat Fridolin Hallauer brachte es in seinem Referat auf der Tagung »Fertigbau 68« in Dortmund im August 1968 auf den Punkt: »Rationalisierung heute ist die Wirtschaftspolitik von morgen.«⁷

Lambarts größte Kritik in diesem Kontext galt aber dem auch für Dortmund zuständigen Minister Wertz, für den die Vorteile des normierten Systembaus darin lagen, dass etwa zusätzliche 50 Prozent des Bedarfs an Hochschulneubauten in nutzungsneutraler Fläche abgedeckt werden konnten (Abb. J). Damit sollten nicht nur die serielle Vorfertigung noch stärker begünstigt werden und die Möglichkeit rationalen Produkteinsatzes geboten werden, sondern auch individuelle Planungsvorstellungen entfallen.⁸ Ziel war es, statt mehrerer Einzelunternehmen einen Generalunternehmer für das gesamte Bauvorhaben zu beauftragen. Nach Lambarts Ansicht stellte dieses Vorhaben eine »gefährliche und nicht zu verantwortende Gleichmacherei« der Architektur dar, die in ihrer letzten Konsequenz »verheerende Folgen für die Nutzer« haben würde. Hier offenbart sich eine dem Systembau innewohnende Problematik. Während die individuelle gestaltete Großform auf den architektonischen Entwurf als eine in sich abgeschlossene Komposition abzielt, so birgt der Systembau die Herausforderung einer universellen Gestalt.

Allen kritischen Äußerungen zum Trotz funktioniert das Gebäude an der Emil-Figge-Straße 50 bis heute gut und findet eine breite Akzeptanz unter den Universitätsangehörigen (#Miniatur Place in Transition). Aufgrund der nicht weiter verfolgten Planungsabsichten, den gesamten Universitätskomplex im selben System zu errichten, erfährt der Bau eine ungewollte Singularität (Abb. K). Mit ihm ist auf dem Dortmunder Campus ein spezifischer Bau entstanden, der mit sei-

ner gesamten Planungsgeschichte die Phase des Systembaus im Hochschulbau eindrücklich dokumentiert und als erster Baustein der Universität heute darauf verweist, was damals alles hätte sein können.

Anmerkungen

- 1 Felix von Cube, Bildungsplanung und ihre baulichen Folgen, in: Bauwelt 64 (1973), H. 16, S. 687–691.
- 2 An dieser Stelle sei auf die umfassende Monografie zum Architekten verwiesen: Alexandra Apfelbaum, Bruno Lambart. Architektur im Wandel der Bonner Republik, Dortmund 2017. Eine erste Version dieses Textes: Baustein mit System. Das Hochschulgebäude EF50 von Bruno Lambart, in: Tillman Damrau/Barbara Welzel (Hg.), MURAL EF50. Ein Wandgemälde von Kunststudierenden der Technischen Universität Dortmund, Dortmund 2018, S. 18–27.
- 3 Pädagogische Hochschule Dortmund, in: Deutsche Bauzeitung 101 (1967), H. 7, S. 578–580.
- 4 Gunther Lorf, Planen und Bauen für die Universität Dortmund 1964 bis 1993, Dortmund 1994, S. 36–37.
- 5 Silke Langenberg, Das Marburger Bausystem. Offenheit als Prinzip, Salenstein 2013, S. 28.
- 6 Daniel Blömer wies diese Entwicklung anhand von Aufsätzen in Architekturzeitschriften nach, siehe: Daniel Blömer, Topographie der Gesamtschule, Bad Heilbrunn 2011, S. 66.
- 7 Typoskript des Referates von Fridolin Hallauer auf der Tagung »Fertigbau68« am 20.6.1968 in Dortmund (Nachlass Bruno Lambart, Baukunstarchiv NRW).
- 8 Zu diesem Thema wurde eine breite Debatte geführt, wie verschiedene Zeitungsartikel belegen. Siehe beispielsweise: Neue Wege beim Bau von Universitäten, in: FAZ, 30.1.1969; Hochschulen billiger und schneller, in: Westfälische Rundschau, 12.5.1971; Universität schlüsselfertig, in: Die Welt 12.5.1971; Uni-Baute im Baukastensystem, in: Düsseldorfer Stadtpost, 12.5.1971.

UNIVERSITÄT
ALS KONTINUUM
WETTBEWERBS-
BEITRAG RUHR-
UNIVERSITÄT
BOCHUM VON
ECKHARD
SCHULZE-FIELITZ
CHRISTIN RUPPIO

A

Stäbe und Verbindungselement des MERO-Stabsystems, System M12, Stablänge: 40 cm, Durchmesser Knotenpunkt: 4 cm.

B

Schwarz-Weiß-Fotografie, 17,5 x 13 cm, Wettbewerbsmodell, um 1962.

C

Schwarz-Weiß-Fotografie mit Filzstiftzeichnung, 18 x 22 cm, Wettbewerbsmodell, um 1962.

D

Cover, 29,9 x 20,9 cm, Erläuterungsbericht Wettbewerbsentwurf Universität Bielefeld, 1969.

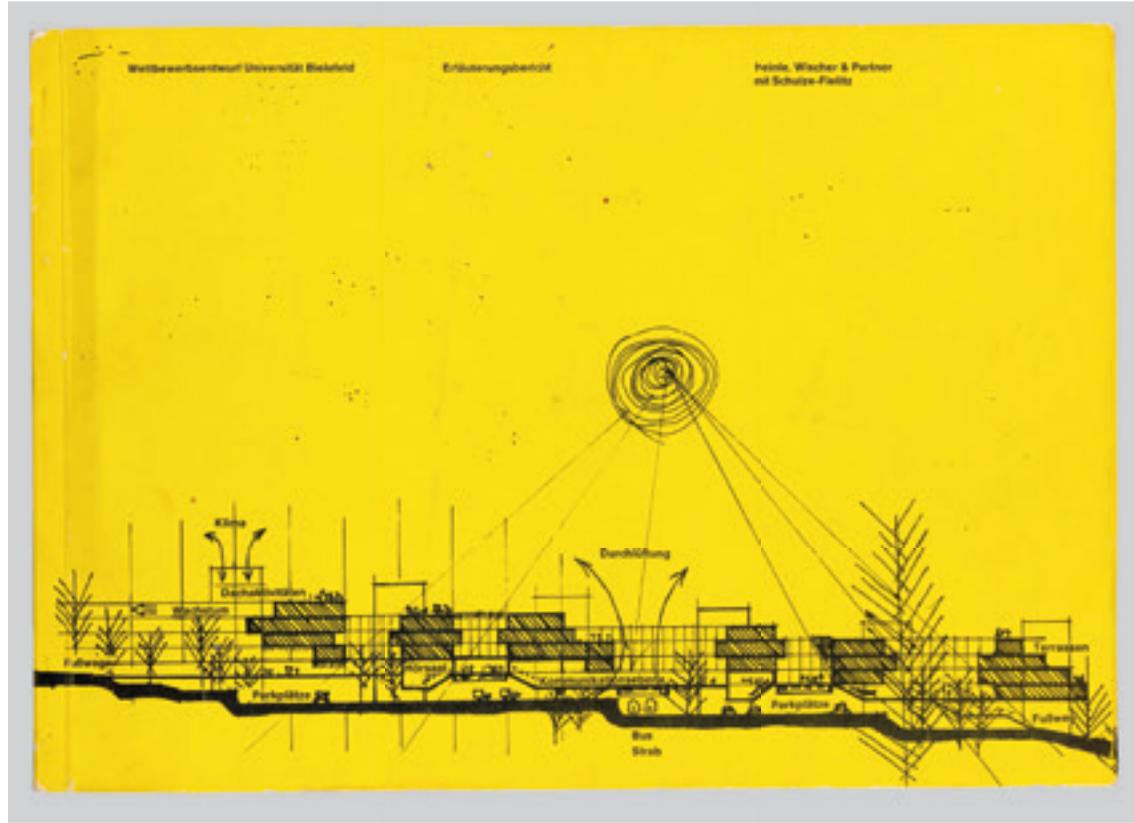
E

Campus der Ruhr-Universität Bochum, Hentrich, Petschnigg & Partner, Fotografien von Detlef Podehl, 2021.

»Wir haben nicht nur eine Vergangenheit zu bewältigen, sondern auch eine Zukunft. Die beste Möglichkeit dazu ist immer noch, sie ins Auge zu fassen, mit Phantasie und ohne Furcht.«¹ Eckhard Schulze-Fielitz



D



B



E



E

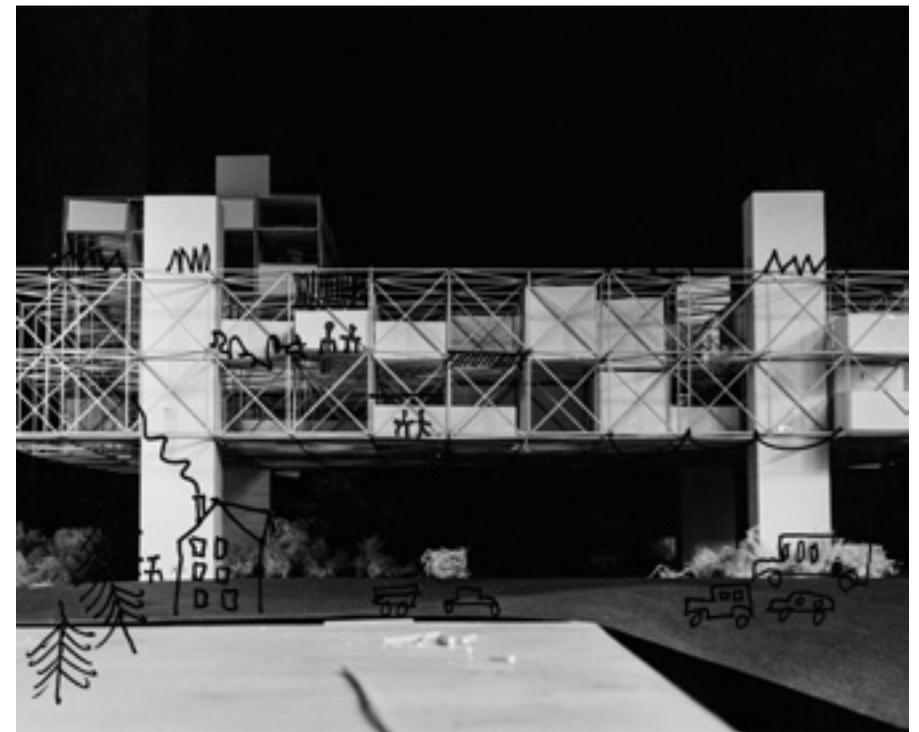




E



A



C



E

Als Eckhard Schulze-Fielitz 1962 auf der Deutschen Bauausstellung (Deubau) in Essen einem breiteren Publikum sein Raumstadt-Konzept anhand eines Pavillons aus MERO-Stabsystem² (Abb. A) vorstellte, häuften sich in den Berichterstattungen – so lässt sich in einigen vom Architekten selbst archivierten Zeitungsbeiträgen nachvollziehen – Begriffe wie »utopisch«, aber auch »bizarr«. Dies zeigt, wie gänzlich ungewöhnlich und neu seine Idee einer unendlich erweiterbaren Architektur erschien, wenngleich sie auch vorangegangene Konzepte, unter anderem von Buckminster Fuller und Yona Friedmann, aufnahm. Im Baukunstarchiv lässt sich in dicken Ordnern mit archivierten Zeitungsartikeln, Leserbriefen und Antworten auf diese ablesen, dass Schulze-Fielitz einen Nerv traf und sich rege an den Diskursen seiner Zeit beteiligte. Zwei Jahre später wurde seine Jakobuskirche³ (1962/1963, Zerstörung durch Brandstiftung 1980) in Düsseldorf, die ebenfalls mit dem MERO-System errichtet wurde, mit dem Deubau-Preis für »Das Bauen der Zukunft« ausgezeichnet. Berichte aus dieser Zeit verwiesen nun immer wieder auf die Jakobuskirche als Beweis der Machbarkeit von Schulze-Fielitz' Visionen. Selbst die BILD-Zeitung interviewte den jungen Architekten für einen Beitrag zum Thema »Ist das Ruhrgebiet noch zu retten?« und wies seine Ideen für die Überwindung von Höhenunterschieden und Dichte in der Vertikalen als zukunftsweisend für den Ballungsraum an der Ruhr aus.⁴

Bereits 1959 hatte Schulze-Fielitz erste Überlegungen zum Bauen mit vorgefertigten Tragwerkstrukturen im Wettbewerb um das Essener Musiktheater⁵ eingereicht, wo dies zumindest mit einem Ankauf honoriert wurde. 1962 nahm er dann erneut an einem für das Ruhrgebiet maßgeblichen Ideenwettbewerb teil.⁶ Mit der Ruhr-Universität Bochum sollte die erste Universität im Ruhrgebiet (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet) und die vierte Landesuniversität⁷ entstehen. Im Mittelpunkt der Überlegungen zu dieser neuen Universität stand der Anspruch, einer großen Menge von Studierenden

Zugang zu akademischer Bildung zu ermöglichen und diese »Massenuniversität« außerhalb der Stadt auf der grünen Wiese zu errichten. Die Ausschreibung sah explizit vor, dass »die Gesetze der Serie und die Anwendung industrieller Baumethoden«⁸ (#Miniatur NRW 75) Berücksichtigung finden sollten, was Schulze-Fielitz zu einem idealen Teilnehmer machte. Die bereits bei dem Deubau-Pavillon (#Essay »Verschwindend?«) und der Jakobuskirche erprobten Stahlrohr-Elemente, die an Verbindungsköpfe mit zwölf Anschlussstellen geschraubt werden können, sollten hier nun in einer Großstruktur Anwendung finden. Die Erläuterung seines Beitrags beginnt Schulze-Fielitz mit dem Satz: »Die Universität ist im großen und ganzen ein Kontinuum.«⁹ Diese Sicht von Architektur und Städteplanung wendet sich letztlich gegen die klare Funktionstrennung und erlaubt das Verschwimmen und Durchdringen.¹⁰ Auch hier scheint Schulze-Fielitz' Ansatz nah an die detaillierten Vorgaben der Ausschreibung heranzureichen, in der mehrfach auf die Bedeutung von »Verflechtung«¹¹ als Merkmal der Universität als Lebens- und Wissensraums hingewiesen wurde. Gleichzeitig geht Schulze-Fielitz mit seinem Entwurf aber so weit, die durch die traditionelle Organisation der Universität vorgegebenen Funktionstrennungen, zum Beispiel in Fakultäten, aufzulösen – was sicher einer der Gründe war, warum der Entwurf nicht platziert wurde. Ein Blick auf Fotografien des Wettbewerbsmodells (Abb. B) von Schulze-Fielitz stellt zunächst vor allem die hohe Verdichtung heraus, die der Architekt durch horizontale Schichtung innerhalb einer Tragwerkstruktur erreichen wollte. Schulze-Fielitz' Überzeugung war: »Große Verdichtung an der einen Stelle erlaubt größere Öffnung an der anderen.«¹² Erst Detailaufnahmen von Modellen (Abb. C) zeigen, wie die variable Füllung der vorgefertigten Raumtragwerke eine durchlässige und anpassbare Struktur ergibt, die der Idee der »Verflechtung« Rechnung trägt. Schulze-Fielitz sprach von einer »Neutralstruktur«, die sich immer wieder adaptieren lasse, was eine Anpassung an die sich stetig wandelnden Bildungsansprüche und Lehrkonzepte

ermöglichen sollte. Die Tragwerke dieser »Neutralstruktur« dienen dabei einerseits zum Abführen der Lasten, andererseits beherbergen sie alle Versorgungsleitungen für Strom und Wasser. Durch die ideale Verteilung der Last sollte das Tragwerkssystem große Flächen überspannen können, was für das in der Dimension ausufernde und landschaftlich bewegte Planungsareal der zukünftigen Universität von großer Bedeutung war. Gleichzeitig schuf die Aufständigung unter dem Tragwerk Raum für großzügige Verkehrsführung. Die Universität sollte also von unten nach oben erschlossen werden, Anreise und Parken erfolgen auf der unteren Ebene, bevor man sich zum Kontinuum hinaufbewegt. Schulze-Fielitz beschreibt allerdings, dass ebenfalls dem »bewegten Gelände« Rechnung zu tragen und daher an einigen Stellen auch eine waagerechte oder diagonale Erschließung denkbar sei.¹³ Gelände und umgebende Natur waren weitere ausschlaggebende Faktoren in Schulze-Fielitz' Argumentation für Verdichtung in der Horizontale. Denn diese Konzentration aller für die Universität wichtigen Elemente auf einer geringen Fläche war für den Architekten auch eine Frage des Naturschutzes. Ein Aspekt, der Schulze-Fielitz' Architekturvisionen umso relevanter auch für die heutige Zeit macht.

Es blieb nicht die letzte Beteiligung von Schulze-Fielitz an einem Wettbewerb für einen Universitätsbau. 1967 nahm er am Wettbewerb um die Universität Bremen teil, zeigte sich im Anschluss jedoch zunehmend desillusioniert von den nach seiner Ansicht schlecht nachvollziehbaren Entscheidungen in solchen Prozessen.¹⁴ Bei seiner nächsten Beteiligung an einem Universitäts-Wettbewerb in Bielefeld ging Schulze-Fielitz daher nur noch in beratender Funktion mit Erwin Heinle und Robert Wischler ins Rennen.¹⁵ Die von Schulze-Fielitz stammende Zeichnung auf dem Cover des Erläuterungsberichtes zeigt, dass er seine radikale Umsetzung des Kontinuums für diese Zusammenarbeit zurückstellte, dennoch blieben Ideen wie die Schichtung in Ebenen für Verkehr und andere Nutzun-

gen erhalten (Abb. D). In einem Vortrag fasste Schulze-Fielitz die Atmosphäre der 1960er Jahre zusammen: »Die Utopien stehen vor der Tür.«¹⁶ Die nur kurz nach der Ruhr-Universität Bochum erfolgte Gründung der Universität Dortmund (1968) bestätigt, wie sehr dieser Ausspruch für die Bildungslandschaft im Ruhrgebiet galt (#Essay Strukturwandel und Bildung).¹⁷

Anmerkungen

- 1 Zitat aus einer Rede, die Schulze-Fielitz auf der Deubau 1966 hielt und die hier zitiert wurde: N.B. (Autorenkürzel), Deubau mehr als nur eine Leistungsschau, in: NRZ an Rhein und Ruhr, 19.9.1966.
- 2 Es handelt sich dabei um ein Stahlrohr-Baukastensystem des Herstellers Mero-TSK International, das unter anderem für Raumfachwerke auf Messen und Ausstellungen, aber auch für große Tragwerkstrukturen genutzt werden kann.
- 3 Stephan Strauß, Eckhard Schulze-Fielitz und die Raumstadt, Dortmund 2014, S.144 f.
- 4 Es handelt sich um einen Zeitungsausschnitt im Bestand des Architekten im Baukunstarchiv NRW, der sich im Zuge der Recherche nicht datieren ließ. Aufgrund der Erwähnung eines neuen Entwurfs für Haldenbebauung ist davon auszugehen, dass es sich um einen Beitrag aus der Zeit um 1963 handelt, als Schulze-Fielitz mit solchen Entwürfen an die Öffentlichkeit trat, siehe: Eckhard Schulze-Fielitz, Haldenbebauung, in: Bauwelt 54 (1963), H. 29, S. 822–823.
- 5 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Das Aalto-Theater (Ruppio).
- 6 Bereits die Liste der geladenen Teilnehmer verrät, wie prestigeträchtig das Bauvorhaben war. So waren unter anderem Walter Gropius, Johannes H. van Broek und Jacob B. Bakema sowie Arne Jacobsen dabei, während zum Beispiel Alvar Aalto und Mies van der Rohe der Einladung nicht nachkamen, siehe: Alexandra Apfelbaum/Frank Schmitz, Universitas durch Dichte. Der Ideenwettbewerb zur Ruhr-Universität 1962/63, in: Richard Hoppe-Sailer/Cornelia Jöchner/Frank Schmitz (Hg.), Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S.59–77, S.60.
- 7 Die RWTH Aachen zählte zu diesem Zeitpunkt als Technische Hochschule noch nicht als vollwertige Universität. Die anderen drei waren die Rheinische Friedrich-Wilhelm-Universität (1818), Westfälische Wilhelms-Universität Münster (1902) und die Universität zu Köln (1919, zuvor bereits 1388–1797).
- 8 Der Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Die Universität Bochum. Gesamtplanung, Stuttgart 1965, S.18.
- 9 Eckhard Schulze-Fielitz, Wettbewerbsprojekt für die Universität Bochum, in: Bauwelt 54 (1963), H. 37, S.112–114, S.112.
- 10 Schulze-Fielitz beschreibt diesen Ansatz selbst in: Die Zukunft der menschlichen Umwelt, in: National-Zeitung Basel, 21.11.1967.
- 11 Kulturministerium des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Empfehlungen zum Aufbau der Universität Bochum. Denkschrift des Gründungsausschusses, Bochum 1962.
- 12 Schulze-Fielitz, Wettbewerbsprojekt für die Universität Bochum, S.112.
- 13 Ebd.
- 14 Strauß, Eckhard Schulze-Fielitz und die Raumstadt, S.212 f.
- 15 Ebd., S.214 f.
- 16 N.B., Deubau mehr als nur eine Leistungsschau.
- 17 Neben den idealistischen und reformerischen Ansprüchen standen natürlich ebenso handfeste politische und infrastrukturelle Überlegungen hinter den Hochschulgründungen im Ruhrgebiet: Timo J. Celebi, Universität als Steuerungsinstrument, in: Hoppe-Sailer/Jöchner/Schmitz, Ruhr-Universität Bochum, S.21–30; Jörg Lorenz, Universitätsstandort im Parteistreit, in: Ebd., S.15–20.

ORTE IN
BILDUNGS-
RÄUMEN
BIBLIOTHEKEN
AN DER RUHR
JOACHIM
KREISCHE

1



»Herz der Universität«: Der geplante Neubau der Universitätsbibliothek Dortmund. Rendering: Max Dudler Architekten.

2



Rendering zur Stadtbücherei Bochum im neuen »Haus des Wissens«.
Rendering: Stadt Bochum/Cross Architekten.

3



Innenraum des Dokk 1 in Aarhus.
Fotografie: Zorro212, 2016/CC BY-SA 4.0.

4



DOK Delft als weiteres Beispiel einer Bibliothek mit Raum für
Begegnung und Aktivität. Fotografie: Michael Mönnich, 2019.

5

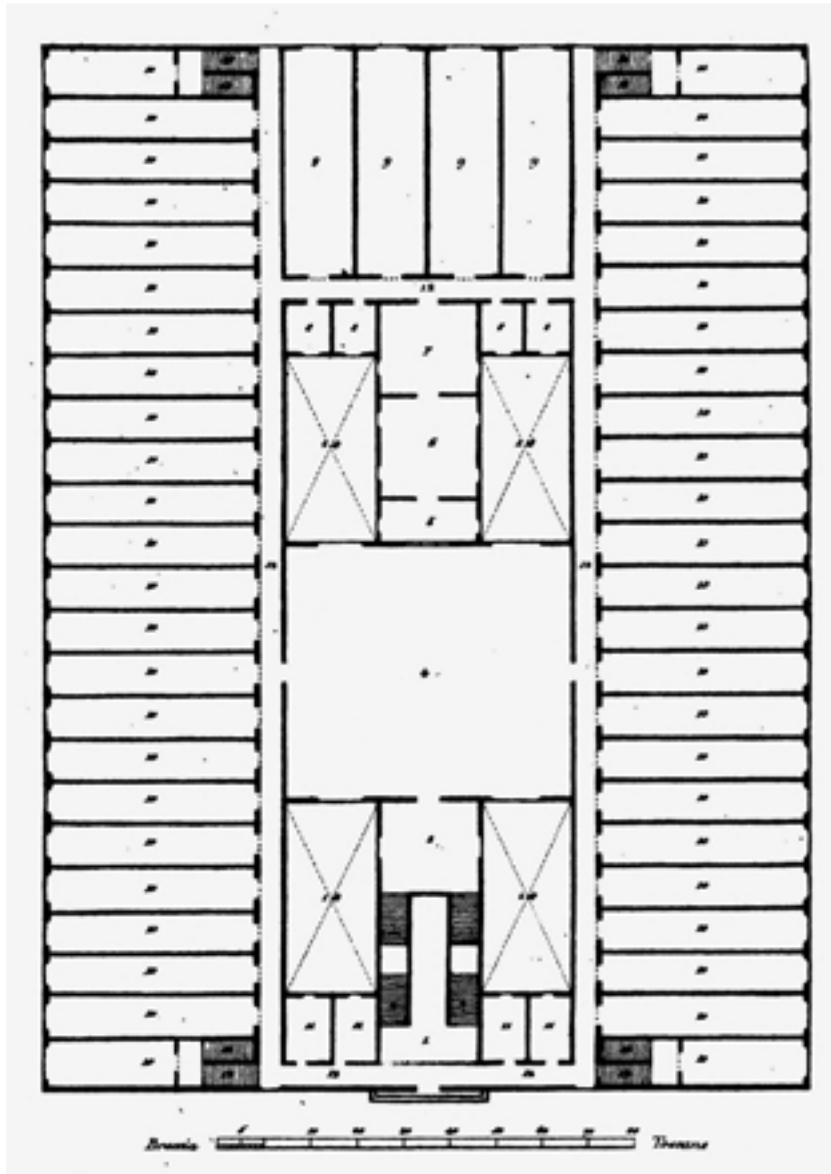


Wilhelm-Auguste-Viktoria-Bücherei Dortmund mit Sparkasse im Erdgeschoss um 1910. Fotografie: Stadt- und Landesbibliothek Dortmund.

6



Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Mario Botta, 1999. Fotografie: Stadt- und Landesbibliothek/Stefanie Klemann.



Idealplan einer Bibliothek im Magazinsystem von Leopoldo Della Santa (1816).

»In ähnlicher Weise verzeichnen Leonhard Christoph Sturm und Nikolaus Goldmann in ihrem enzyklopädischen Kompendium der ›Civilbaukunst‹ den Raumtypus der Bibliothek zusammen mit den Galerien, den Wandel- und anderen Gesellschaftsräumen. Diese Räume fassen sie unter dem Oberbegriff der ›Schwatz-Säle‹ zusammen. Die Bibliothek ist hier gleichermaßen zeremoniell reglementierten wie auch informell bestimmten Sphären des Hofes zugeordnet. Das Wort von den ›Schwatz-Sälen‹ ist dabei weniger kurios oder gar abschätzig gemeint.«¹ Dietrich Erben

Das Fehlen erhaltener Kloster-, Adels-, Forschungs- oder Staatsbibliotheken und die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beginnende Hochschulentwicklung mit ihrer massentauglichen Architektur (#Essay Strukturwandel und Bildung) haben im Ruhrgebiet den Blick auf vorbildliche Bibliotheken und ihre Bauten bis in die Gegenwart verstellt. Im Projekt »Big Beautiful Buildings«, in dem Beispiele innovativer Architektur des Wiederaufbaus im Ruhrgebiet dokumentiert werden, ist mit der von Bruno Lambert entworfenen Universitätsbibliothek Bochum eine Bibliothek aufgeführt (#Miniatur Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum).² Der 2011 erschienene Band »Ruhrgebiet Architektur: Architekturführer Gegenwart und Zukunft« nimmt mit dem 1999 fertiggestellten Bau der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund von Mario Botta auch nur eine einzige Bibliothek auf. Viel mehr exzeptionelle Beispiele und geradezu eine Typologie von Bibliotheksbauten wären zu finden, wenn nicht ein Bibliotheksbegriff in Anschlag gebracht würde, der durch die Vorstellung von Büchersammlungen in baulichen Solitären geprägt ist, die unser Bild von Bibliotheken nachhaltig geprägt hat. Nur über Rekonstruktion und Kritik dieser

252 klassischen Definition der Bibliotheksarchitektur eröffnet sich der Blick auf die Bibliotheken im Ruhrgebiet mit einer erstaunlich langen und durchgängigen Tradition.

Die Romantisierung der Bibliothek. Als »Kathedralen des Wissens, Tempel der Weisheit, Oasen der Stille« beschreibt der Waschzettel von Candida Höfers bekanntem Fotoband die darin abgebildeten Bibliotheken.³ Diese Sakralisierung lässt sich mit Charles Taylor als »Resonanzerfahrung« beschreiben und ist in der Wirklichkeit des Erscheinungsjahres 2005 die Ästhetisierung eines Erfahrungsraumes im digitalen Zeitalter. In dieser Romantisierung sind Bibliotheken Wohlfühl- und Rückzugsorte sowie Bastionen eines traditionellen Bildungskonzeptes, das als »digitale Diät« oder »analog ist das neue Bio« schon wieder cool wirkt.⁴ Der Raum Bibliothek ordnet sich in diesem Konzept der Präsentation des Buchbestandes unter. Historisch betrachtet nahm dieser Bibliothekstyp in dieser idealisierten Sichtweise seinen Anfang im Barock; diese Epoche dominiert auch Höfers Bildband.⁵ Die Bibliotheken des Barock waren aus der Tradition der adeligen Wunderkammern heraus zum Staunen und Bewundern vor allem der Macht ihrer Stifter gedacht. Machtattribute waren sie durch die Illusion, als Buchbestände eine universelle Ordnung sowie die Aneignung und Verfügbarkeit dieses Wissens zu repräsentieren. Daran knüpfen die katholischen Klosterbibliotheken im Propagandakrieg des Reformationskonflikts unmittelbar an. Das Lustwandeln war Privilegierten vergönnt, eine pädagogisch orientierte Öffnungsperspektive kein Widerspruch dazu. Es waren aber nur geduldete Besucher, die den Eindruck der Macht und der Ehre der Sammler mitnehmen und verbreiten sollten. Noch im 18. Jahrhundert hat Hans Sloane testamentarisch verfügt, dass seine Sammlung als Basis des neuen British Museum nicht mit denen anderer Provenienzen vermengt werden dürfe.⁶ Zur wirklichen Nutzung standen diese Büchersammlungen nur denen zur Verfügung, die sich im Dunstkreis der Trägereinrichtung

oder ihrer Netzwerke befanden.⁷ Wer einen Blick auf die berühmten Bilder des Lesesaals der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel wirft, des ersten profanen Bibliothekssolitärs in Europa, sieht wenige, die in der Bibliothek arbeiten, und einige, deren Körpersprache eher an das Wandeln moderner Touristen in lokalen Kirchen erinnern.⁸ Aus den bestaunten Bibliotheken des Barock erwuchsen die Magazinbibliotheken, in denen der Bücherschatz vor Schaden durch unsachgemäßen Zugriff geschützt wurde. Das berühmte und hundertfach angewandte Gebäudekonzept der Magazinbibliothek nach Della Santa (Abb. 7) gab der Priorität des Bestandsschutzes bis weit ins 20. Jahrhundert ihre funktionale Form. Mindestens für Bibliotheken, die maßgeblich der Sicherung des kulturellen Erbes dienen, hat dieses Konzept noch immer seine Leitfunktion. Avantgardistische Architekturen kommen nur noch dann zustande, wenn ein Gebäude eine Repräsentationswirkung erzeugen kann, wie zum Beispiel die Bibliothèque Nationale in Paris.

Arbeitsbibliotheken als baulicher Solitär: Der verkürzte Bibliotheksbegriff. Baulich spektakulär wurden die Magazinbibliotheken dann durch ihre Lesesäle, der Reading Room der British Library wurde hier zum häufig kopierten Vorbild. Der primäre Zweck war die zentrale Bereitstellung magazinierten Bücher unter kontrollierten Bedingungen. Nicht umsonst erinnern die runden Lesesäle an ein »Panopticon«. Die Lesesäle waren aber auch Ort für immer größere Bestände an Referenz- und Nachschlagewerken, die frei zugänglich aufgestellt wurden. Damit waren die opulenten Lesesäle die mehr oder weniger komfortablen Zentren, die nicht nur den praktischen Zugang zu frei zugänglichen Präsenzbeständen und Leseplätzen bereitstellen sollten, sondern zugleich auch wieder der Sakralisierung des abgeschiedenen Rückzugsorts als kollektiver Klausur dienten. Ihre bis heute anhaltende Faszination⁹ war sicher für die Staatsbibliothek Berlin ein wichtiger Grund, auch im 21. Jahrhundert am Konzept des zentralen Lesesaals festzuhal-

253

254 ten.¹⁰ Seine Renaissance wurde in Mitteleuropa durch den Neubau der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek eingeläutet, seine ikonische Wirkung erhält er aktuell durch den Forschungslesesaal im Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität.¹¹ Funktional wäre ein zentraler Lesesaal in dieser Freihandbibliothek nicht nötig gewesen, so dass es hier eindeutig um die Sekundäreffekte der alten Lesesäle geht, konzentriertes Arbeiten zu ermöglichen und *uno acto* eine ästhetische wie leistungsmotivierende Gemeinschaft zu stiften.

In diesem Narrativ steht der Lesesaal als Signum und Funktion für die Bibliothek, die sich zu den lesenden und schreibenden Menschen hinwendet, die hier mit den Medien arbeiten und an deren Bedürfnisse sich die Bibliotheksbauten mehr und mehr anpassen.¹² Doch dieser historisierte Bibliotheksbegriff blendet entscheidende Phänomene und lange historische Zeiträume aus. Unter deren Berücksichtigung entsteht ein anderer Bibliotheksbegriff, der die aktuelle Entwicklung von Bibliotheken zu sozialen Kommunikationsorten, sogenannten dritten Orten, und ihre Integration in andere kulturelle und soziale Komplexe viel besser erklären kann. Die Bibliothek für die Menschen zu denken, hat nämlich nicht erst mit der Einrichtung von Lesesälen in solitären Magazinbibliotheken begonnen. Bibliotheken waren im Begriffssinne nicht ursprünglich abgeschlossene Orte, wie die Klosterbibliothek in Umberto Ecos »Il nome della rosa« (»Der Name der Rose«), sondern Medienbestände als Werkzeuge in Bildungs-, Kultur- und Forschungseinrichtungen, in denen gelesen, gearbeitet, gebetet, geforscht und kommuniziert wurde. Sie waren, was in der Norm der Bibliothek als Solitär durchaus pejorativ bestimmt wird, Teil von Orten, Einrichtungen und Gebäuden.

Diese Konstellation ist schon in der Antike nachzuweisen, in denen Solitäre eher die Ausnahme, die Eingliederung in Akademien, Paläste oder sakrale Orte eher der Normalfall war. Auch die berühmte Bibliothek von Alexandria lag als Forschungsinfrastruktur für die Gelehrten am »Museion« von Alexandria im Tempelbezirk. Dass

255 sie gleichzeitig die Macht der Ptolemäer repräsentieren sollte, ist dazu überhaupt kein Widerspruch. Da es keine Überreste gibt, kann über das Gebäude nur spekuliert werden. Durchaus belegbar ist die These, dass es gar kein eigenes Bibliotheksgebäude gab.¹³ Auch in Klöstern waren Bibliotheken oft nur Material in Armatorien, in denen Bücher und andere Gegenstände vornehmlich für liturgische Zwecke verwahrt wurden.¹⁴ Dass diese Bibliotheken auch Leseorte waren, verdeutlicht schon der Begriff der Pultbibliothek. Die Hofbibliotheken waren seit der Renaissance auch Werkzeuge für die praktische Politik;¹⁵ gleiches gilt erst recht für die Amts- und Verwaltungsbibliotheken der freien Reichsstädte als Vorläufer der uns vertrauten öffentlichen Bibliotheken. Auch die Papstbibliothek in Avignon und die aus ihr erwachsene Vatikanbibliothek sind keine streng reglementierten Verschlussbibliotheken, sondern freigiebig zu nutzende Ausleihbibliotheken, in denen selbst Fremde Wertgegenstände als Pfand für Ausleihen hinterlegen können.¹⁶

Bibliotheken an der Ruhr: Bei den und für die Menschen. Die Medien waren also schon immer bei denen, die sie genutzt haben. Vor allem waren die Bibliotheken Arbeitsorte, die nicht nur von stiller Klausur, sondern von Kommunikation, Austausch und, wie es der aristotelische »Peripatos« (Wandelhalle) schon im Namen trug, sogar von Bewegung geprägt waren. Die Tendenz, dass die mit der Buchproduktion wachsenden Bibliotheken zu bestandssichernden Lagern wurden, war also kein Ursprung, sondern eine historische Etappe, aus der erst der bauliche Solitär als Signum der Bedeutung der Wissensorte hervorging. Die Rückbesinnung besteht dann nicht nur darin, die Gestaltung von Bibliotheken wieder an der Präsenz und den Bedürfnissen der Lesenden und Arbeitenden auszurichten, sondern sie auch in die Kontexte der Einrichtungen, Areale und Szenarien zu integrieren, für die sie schon lange Zeit Ressourcen und Infrastrukturen waren. Genau diese Ideen finden sich im Ruhrgebiet seit Beginn des 20. Jahrhunderts, teilweise früher und ziemlich sicher häufiger als anderswo.

256 In Dortmund war die Wilhelm-Auguste-Viktoria-Bibliothek 1908 ein deutschlandweit beachteter Neubau,¹⁷ der die Forderung der Bücherhallenbewegung aufnahm, die Bibliotheken für breite Bevölkerungsschichten zu öffnen und einen Weg zwischen bildungsdidaktischer Bevormundung und Informationsfreiheit zu finden. Das erforderte auch neue Gebädefunktionen, denn zum ersten Mal sollten die Massen an wissenschaftlicher und populärer Literatur und die Menschen räumlich zusammenkommen. Was zunächst wie ein historisierender Gründerzeitbau daher kommt, zeigt bei genauem Blick (Abb. 5) einige spektakuläre Kniffe. Die neue Stadtbibliothek wird im Zentrum am Markt platziert und reiht sich in die Architektur und die Reihe der repräsentativen Bauten wie das Rathaus ein, soll aber dennoch kein Solitär sein: Im Erdgeschoss befindet sich die Sparkasse, baulich ist die Bibliothek im Obergeschoss mit dem Rathaus verbunden, um den Lesesaal für Feiern mitnutzen zu können. Das für die Zeit sehr moderne Bibliothekskonzept wird auch als Gebäude als »besonders prächtig gebaut« angesehen.¹⁸ Besonders bemerkenswert ist, dass die Kombination mit der Sparkasse und die Verbindung zum Rathaus keine Notlösungen waren, sondern mit dem Neubau bewusst angestrebt wurden. Die Bibliothek ist Teil der kommunalen Daseinsvorsorge.

Bibliotheken werden im 20. Jahrhundert wieder als integrale und damit baulich integrierte Elemente von Bildungs- und Kulturkomplexen geplant, im Ruhrgebiet auffällig häufig (#Miniatur Haus der Bibliotheken Dortmund). In Bochum teilt sich die Stadtbibliothek das Gebäude mit der Volkshochschule, in Gelsenkirchen befindet sich die kommunale Bibliothek im Bildungszentrum (#Miniatur Bildungszentrum Gelsenkirchen). Hier waren die Buchbestände schon seit 1949 frei zugänglich, in Essen ist dies seit 1956 der Fall. Die Informationsfreiheit als Bedingung von Demokratie fand auch damit ihren Ausdruck in den neuen Stadtbibliotheken, die nach dem Zweiten Weltkrieg konzipiert und gebaut wurden. Die Stadtbibliothek in Duisburg war 1952 die erste in Westdeutschland. Das in

Deutschland neue Ansinnen, Bücher gezielt für Kinder und Jugendliche anzubieten, wurde hier mit Nachdruck umgesetzt, die Kinder- und Jugendbibliothek wurde als UNESCO-Modellbücherei anerkannt.¹⁹ Das Gebäude steht in bewusster Bauhaustradition (Karl Rene Specht) und wurde später mit der Cube-Kunsthalle als Museum genutzt. Ein nordamerikanisches Bibliothekskonzept, dessen Umsetzung bundesweite Aufmerksamkeit auf sich zog, war in Duisburg durch den Bezug eines ehemaligen Kaufhauses möglich.²⁰ Das Ruhrgebiet fing an, stolz auf seine Bildungsarbeit und seine Bibliotheken zu sein, und gab ihm auch in Dortmund einen Ort, so exponiert ein kommunales Gebäude überhaupt lokalisiert werden kann. Der Bau von Mario Botta hat ganz explizit das Ziel verfolgt, Bildung durch den öffentlichen Ort eine repräsentative Bedeutung mitten in der Stadt Dortmund, geradezu als ihr Eingangsportal zuzusprechen (Abb. 6).²¹ So wie die Wilhelm-Auguste-Viktoria Bibliothek 1908 ist der Neubau der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund 1999 Emblem und Element einer sich bildungspolitisch selbstbewusst positionierenden Metropole.

Dass Bibliotheken sowohl als Solitär als auch als Gebäudesegment integraler Bestandteil eines funktionalen Ensembles sein können, hat der Hochschulbau der 60er- und 70er-Jahre verdeutlicht, im Ruhrgebiet besonders eindringlich und mit modernen Konzepten verbunden (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet). Es wurden ausnahmslos Freihandbibliotheken errichtet (#Miniatur Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum), in denen eine möglichst enge Verzahnung von Beständen und Arbeitsplätzen intendiert war. Im ebenso bildungsaufgebrochenen Hessen war das nicht so. In Bochum (1974)²² und in Dortmund (1976) wurden diese Zonen über zentrale Treppenhäuser transparent erschlossen. Die freischwebend konstruierte Treppe (»Weg zum Wissen«) von Lambart fand auch in der Architektur eine späte Würdigung, wie zum Beispiel durch die Ausstellung, die im Dezember 2015 im Baukunstarchiv NRW unter Nutzung des dort deponierten Nachlasses eröffnet wurde.²³ Angestrebt

258 war insgesamt eine »Liberalität in der Bibliotheksbenutzung«.24 Was diese egalisierten Bildungsräume mit den Bibliotheken vieler anderer Reformuniversitäten teilen, war ihre bewusst zentrale Positionierung auf dem Campus. Dieses Konzept wurde in Essen, wie zum Beispiel auch in Bielefeld, Siegen oder Regensburg, konsequent weitergeführt, indem die Bibliotheken funktional in Gebäudekomplexe integriert wurden, um als Ressource so nah und verbunden wie möglich mit allem und allen zu sein. Ob im Solitär, im Bibliothekssegment oder als Teil des Campus: Die Bibliothek wurde jetzt immer mehr zum Lernort für die wachsenden Studierendenzahlen. Diese historisch schon im Ruhrgebiet nachzuweisende Entwicklung setzt sich gerade weltweit deutlich sichtbar durch spektakuläre Bibliotheksbauten fort, die als soziale Kommunikationsorte, als Küchen statt Gemüseläden25 und »Learning Resources Center« entstehen, die keine Notlösung nach Verlust des Informationsmonopols, sondern konsequente Weiterentwicklung eines wiederentdeckten Bibliotheksbegriffs sind, der Bibliotheken mitten in veränderte Lebenswelten der Menschen platziert.26 Wie schon in Dortmund Anfang des 20. Jahrhunderts wird gerade beim Neubau der Stadtbücherei in Bochum exemplifiziert, wie ein »Haus des Wissens« in einem innenstädtischen Quartier mit einer Markthalle räumlich verbunden werden soll (Abb. 2). Es entsteht also ein Areal für Aktivitäten, die eine Lebenswelt mit Aufenthaltsqualität und Begegnungsort generieren. Der Marktplatz ist beim Flanieren und Stöbern auch ein Raumkontinuum, das bewegend erschlossen werden will.27 Dem Konzept dient das Dokk 1 in Aarhus28 als Vorbild (Abb. 3, 4), in Deutschland wird damit Neuland betreten. Die Bibliothek im Haus des Wissens ist für die Stadt ein sichtbares Signal für den Wandel von der »Industrie- zur Universitätsstadt«.29 An der Technischen Universität Dortmund wird der geplante Neubau die Verschränkung der Universitätsbibliothek mit ihrer Träger Einrichtung und ihrem Campus als Ressource und Infrastruktur doppelt denken. Das Gebäude wird weiterhin das Kopfgebäude

259 der strukturierenden Magistrale auf dem Campus bleiben. Auch als baulicher Solitär ist und bleibt die Bibliothek ein systemrelevantes Element auf dem und für den Campus. Gerade durch die zentrale Position ist hier die Konzentration von Infrastrukturen, Services und Ressourcen möglich, da sie leicht erreichbar und sichtbar sind. Letzteres ist für die komplexen Campusstrukturen deutscher Universitäten kein trivialer Punkt. Eben weil die Bibliothek mit dem Neubau noch viel mehr zum organischen Herz der Universität wird, können im Gebäude Integrationen stattfinden, die auch baulich zum Ausdruck kommen. Mitten auf der zentralen Achse der Universität wird sich im wahrsten Sinne des Wortes fußläufig ein Servicezentrum der TU befinden, das nicht nur nicht auf Bibliotheksdienste beschränkt sein wird, sondern in dem die Services von verschiedenen Einrichtungen integriert, also nicht mehr universitätstypisch segmentär angeboten werden. Als Gravitationszentrum wird dieses Gebäude auch baulich, zum Beispiel durch die Fassadengestaltung, eine solitäre, ja ikonische Stellung innerhalb der städtebaulichen Gestaltung des Campus erhalten (Abb. 1). Durch die Platzierung auf der Zentralachse des Campus ist die Bibliothek auch Passage und Marktplatz, in der dann sogar die Höhenunterschiede zwischen Mensabrücke und S-Bahn-Haltestelle überwunden werden: Die Bibliothek wird damit auch zum Transit- und Umschlagspunkt der TU Dortmund. Das Gebäude ist nicht nur funktionales Element des Campus, sondern integriert selbst möglichst viele Segmente des Campus und verweist als zentrale Anlaufstelle wiederum auf viele andere Gebäude, Einrichtungen und Angebote. Das Bibliothekskonzept, das Bibliothek schon begrifflich als integralen Bestandteil sieht, wird hier konsequent weitergedacht, vielleicht nicht ganz zufällig im Ruhrgebiet, das schon sehr lange reich ist an Beispielen für Bibliotheksbauten, in denen Konzepte für die Menschen in ihren Lebenswelten verfolgt wurden.

- 1 Dietrich Erben, Die Pluralisierung des Wissens. Bibliotheksbau zwischen Renaissance und Aufklärung, in: Winfried Nerdinger (Hg.), Die Weisheit baut sich ein Haus: Architektur und Geschichte von Bibliotheken, München 2011, S. 169–194, S. 189.
- 2 <https://bigbeautifulbuildings.de/objekte/universitaetsbibliothek-bochum> (21.9.2021).
- 3 Candida Höfer, Bibliotheken, München 2005.
- 4 Joachim Kreische, Von den bibliothekarischen Tugenden im 21. Jahrhundert, in: Raphael Bell (Hg.), Vernetztes Wissen. Online. Die Bibliothek als Managementaufgabe, Berlin 2015, S. 243–254, S. 245.
- 5 Umberto Ecos Positionierung der mittelalterlichen Klosterbibliothek als Kampfplatz zwischen freiem Denken und ideologischer Zensur in »Il nome della rosa« hat den historischen Anfang der romantisierten Bibliothek nochmals weiter nach vorne verlegt.
- 6 James Delbourgo, Collecting the World: Hans Sloane and the Origins of the British Museum, Cambridge M.A. 2017, S. 329.
- 7 Karen Latimer, Architektur für den Zugang: Bibliotheksräume im 21. Jahrhundert neu denken, in: Olaf Eigenbrodt/Richard Stang (Hg.), Formierungen von Wissensräumen: Optionen des Zugangs zu Information und Bildung, München 2014, S. 38.
- 8 »Kaum Leser, sondern Betrachter«. Ulrich J. Schneider, Die Geburt des Lesesaals, in: Robert Felfe/Kirsten Wagner (Hg.), Museum, Bibliothek, Stadtraum: Räumliche Wissensordnungen 1600–1900, Berlin 2010, S. 153–171, S. 157.
- 9 Hannah Bethke, Sehnsuchtsort Lesesaal, in: FAZ, 24.2.2021, S. 11.
- 10 Eine »dauerhafte Nutzung des baulichen Bestandes in Übereinstimmung mit den Charakteristika des Hauses«; Christa Grevesmühl/Jens Andreae/Barbara Schneider-Kempf, Licht, Luft, Raum – Bauen für Forschung und Kultur, in: ABI-Technik 41 (2021), H. 3, S. 142–158, S. 143.
- 11 Ulrich Brinkmann, Terrasierter Zentralraum, in: Bauwelt 38 (2009), S. 16–23. Online unter: https://www.bauwelt.de/dl/796678/17042678_b043f89461.pdf (21.9.2021).
- 12 Schneider, Die Geburt des Lesesaals.
- 13 Luciano Canfora, Die verschwundene Bibliothek. Das Wissen der Welt und der Brand von Alexandria, Berlin 1998, S. 83–86 und 134–138.
- 14 Zu den Bestandsgrößen deutscher Klosterbibliotheken siehe: Klemens Löffler, Deutsche Klosterbibliotheken, Bonn 1922, S. 20–21.
- 15 Vanina Kopp, Der König und die Bücher. Sammlung, Nutzung und Funktion der königlichen Bibliothek am spätmittelalterlichen Hof in Frankreich (Beihefte der Francia 80), Ostfildern 2016.
- 16 Christine Grafinger, Die Vatikanische Bibliothek. Von der päpstlichen Privatsammlung zum Ort der wissenschaftlichen Kommunikation, in: Andreas Speer (Hg.), Die Bibliothek – The Library – La Bibliothèque. Denkräume und Wissensordnungen, Berlin 2020.
- 17 Alois Klotzbücher, Von der Wilhelm-Auguste-Viktoria-Bücherei zur Stadt- und Landesbibliothek Dortmund (1907–1932), in: Ders. (Hg.), Von Büchern und Bibliotheken in Dortmund, Dortmund 1982, S. 9–99, S. 38 ff.
- 18 Gottlieb Fritz/Otto Plate, Volksbüchereien (Bücher und Lesehallen), ihre Einrichtung und Verwaltung, Berlin 1924, S. 17.
- 19 Jan-Pieter Barbian, Literatur als Herzenssache, in: Duisburger Forschungen. Schriftenreihe für Geschichte und Heimatkunde Duisburgs 16 (2016), S. 89–132, S. 113.
- 20 Ebd., S. 121 ff.
- 21 Ulrich Moeske, Die Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, in: Bibliotheksbau in Deutschland um die Jahrtausendwende, Sonderausgabe: Bibliothek 27 (2003), H. 1/2, S. 42–44.
- 22 Alexandra Apfelbaum, Bruno Lambert. Architektur im Wandel der Bonner Republik, Dortmund 2017, S. 258 und dies., Der Weg zum Wissen, in: Sonja Hnilica/Markus Jäger/Wolfgang Sonne (Hg.), Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen, Bielefeld 2010, S. 244–251.
- 23 <http://buero-epfelbaum.de/nur-kein-spektakel-bauten-von-bruno-lambart-2/> (21.9.2021).
- 24 Valentin Wehefritz/Gerhard Guggenberger, Der Neubau der Universitätsbibliothek Dortmund, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderheft 16: Bibliotheksarbeit heute. Beiträge zur Theorie und Praxis. Festschrift für Werner Krieg zum 65. Geburtstag am 13. Juni 1973 (1973), S. 256–271, S. 258.
- 25 Joyce Valenza, Library as domestic metaphor: <http://blogs.slj.com/neverendingsearch/2008/08/25/library-as-domestic-metaphor/> (21.9.2021).
- 26 Carolin Gasteiger, Lest nicht, begegnet euch!, in: SZ, 8.3.2018. Online unter: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/zukunft-von-bibliotheken-lest-nicht-begegnet-euch-1.3895378> (21.9.2021).
- 27 https://www.lokalkompass.de/bochum/c-politik/im-telekomblock-entsteht-der-spannendste-ort-der-stadt_a1081440 (21.9.2021).
- 28 Elif Tinaztepe, Designing for Evolution, in: Ines Miersch-Süß (Hg.), Libraries and Their Architecture in the 21st Century, Berlin 2021, S. 115–131.
- 29 <https://www.heinze.de/architekturobjekt/stadtbibliothek-bochum-neubau-der-zentral-buecherei-am-willy-brandt-platz/12691904/> (23.9.2021).

ZWISCHEN PLÄTZEN DAS HAUS DER BIBLIOTHEKEN IN DORTMUND

CHRISTIN
RUPPIO,
CHRISTOS
STREMMENOS

»An einer solchen Stelle begreifen wir auch die Worte des Aristoteles, der alle Grundsätze des Städtebaues dahin zusammenfasst, dass eine Stadt so gebaut sein sollte, um die Menschen sicher und zugleich glücklich zu machen. Zur Verwirklichung des letzteren dürfte der Städtebau nicht bloß eine technische Frage, sondern müsste im eigentlichen und höchsten Sinne eine Kunstfrage sein.«¹ Camillo Sitte

A

Postkarte Hansaplatz, 9 × 13,8 cm, nicht datiert, um 1930.

B

Postkarte Haus der Bibliotheken, 10 × 14,7 cm, nicht datiert, um 1965.

C

Ansichten, Maßstab 1:200, Bleistift auf Transparentpapier, 47,3 × 63,9 cm, nicht datiert.

D

Grundriss Erdgeschoss, Maßstab 1:200, Bleistift auf Transparentpapier, 46,8 × 62,4 cm, nicht datiert.

E

Wandabwicklungen Freihandbücherei, Maßstab 1:50, Bleistift auf Transparentpapier, 53,8 × 99 cm, 12.6.1957.

F

Ektachrome, 6 × 6 cm, Fotografien: Detlef Podehl, 1992.

G

Fotografien, 10 × 15 cm, 1995.

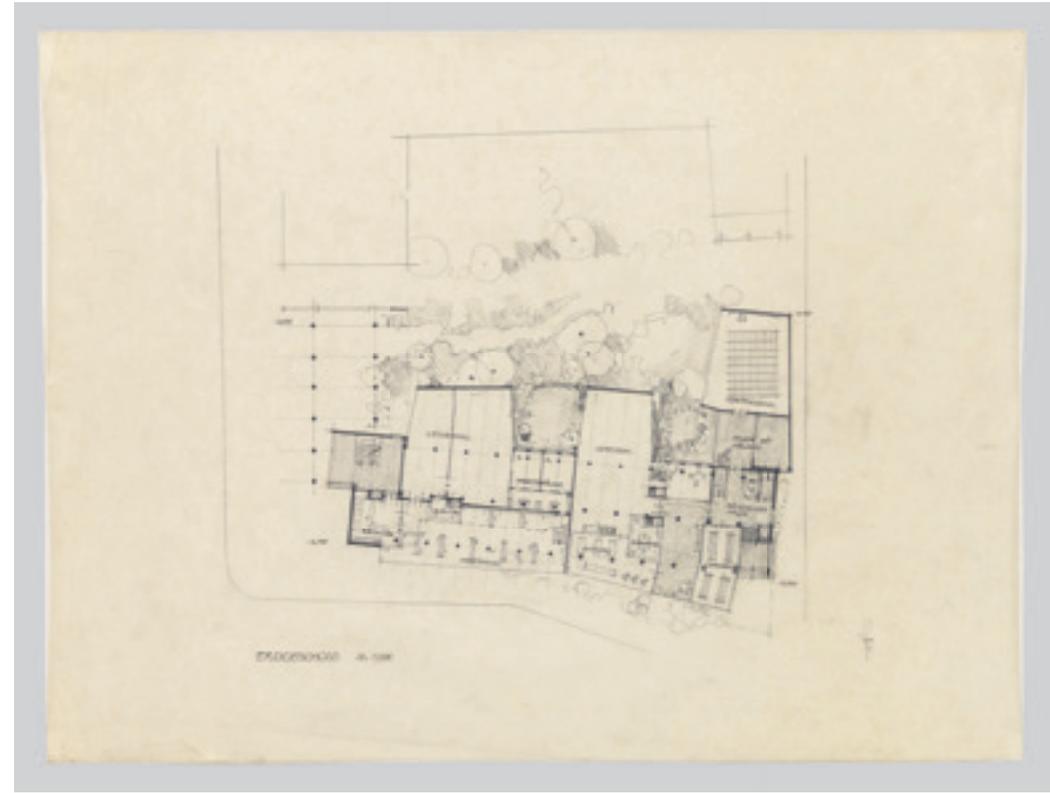
H

Hansaplatz, Foto: Detlef Podehl, 2021.

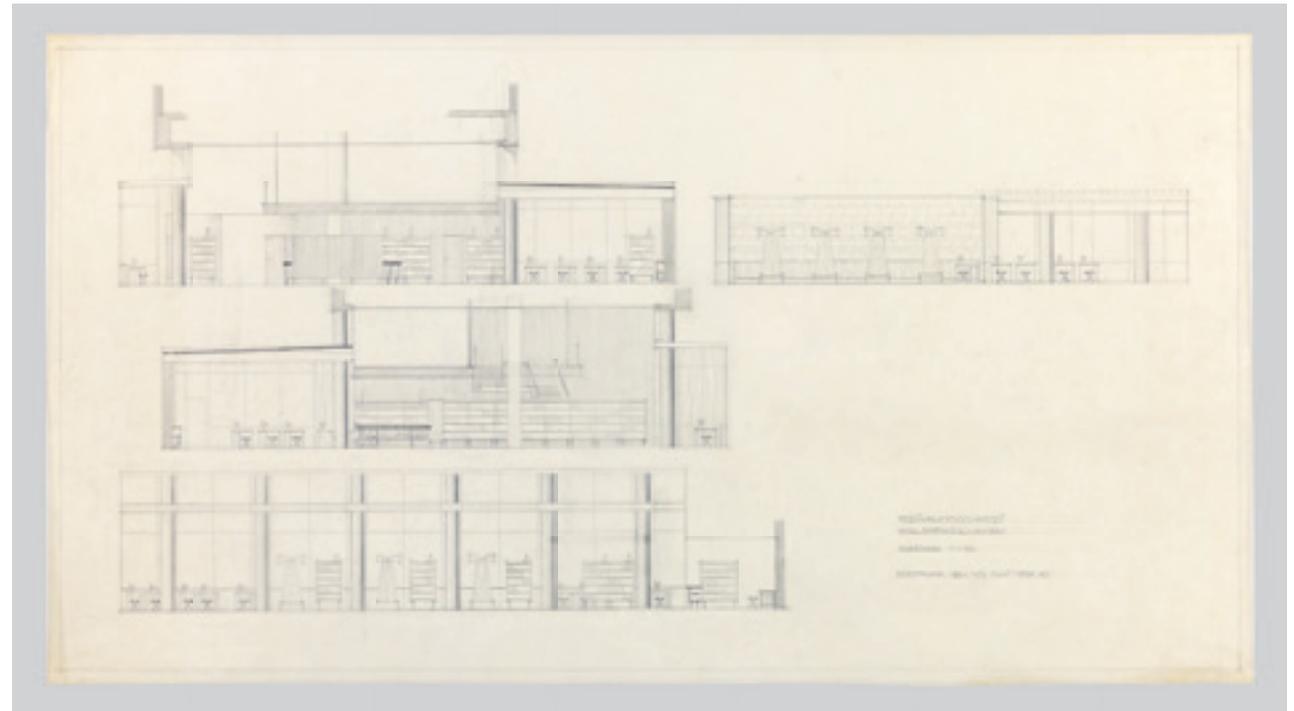




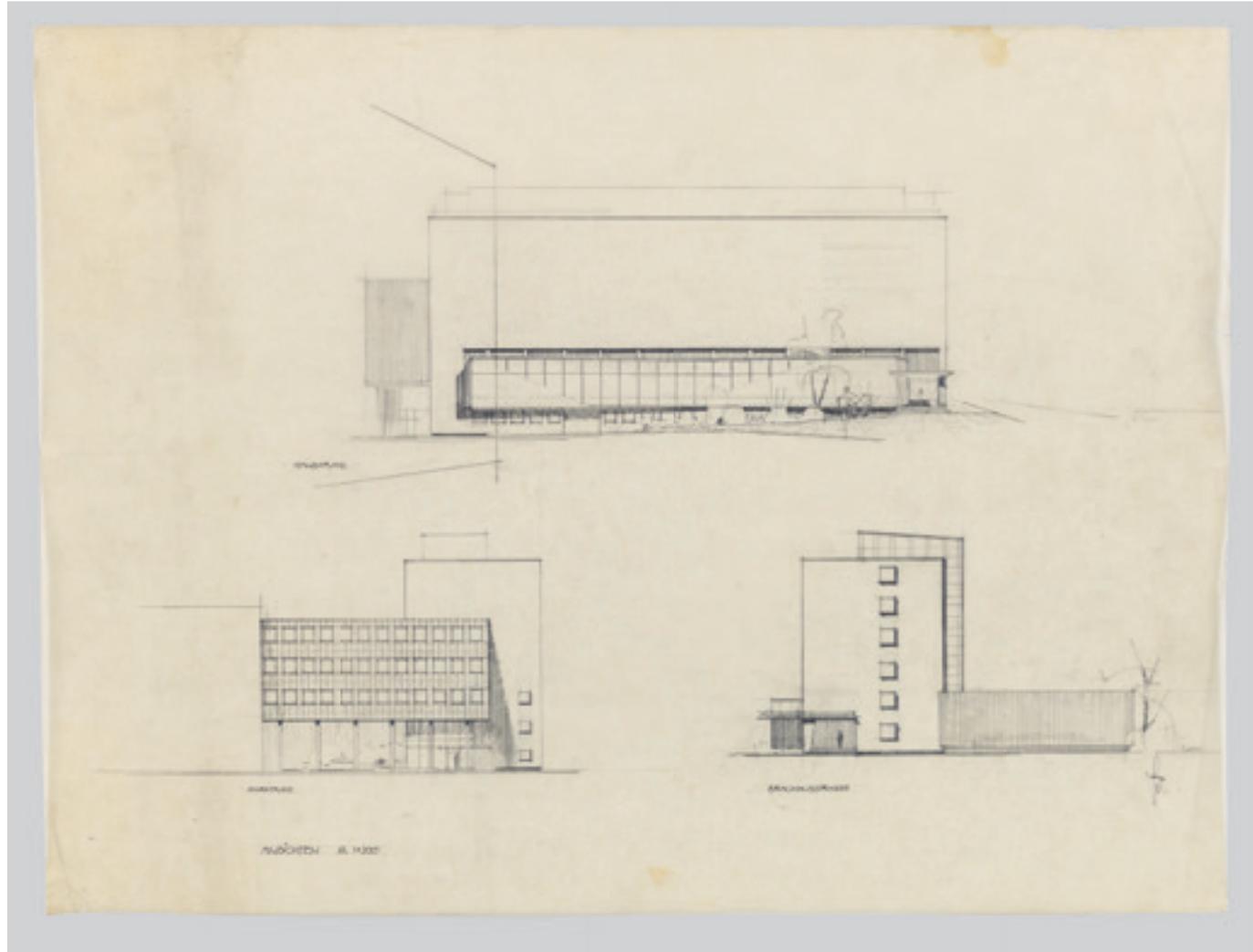
A



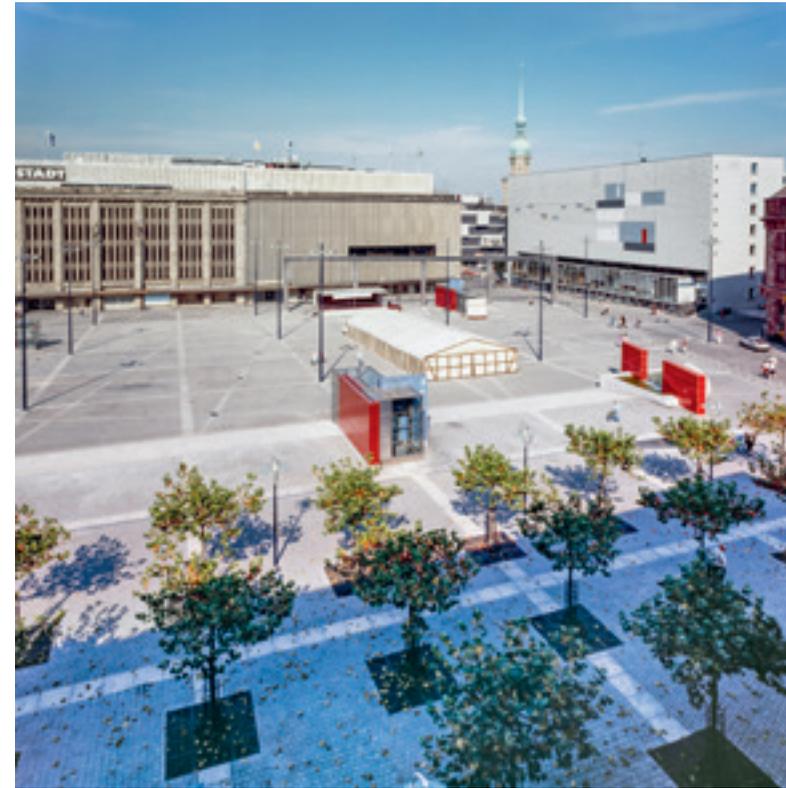
D



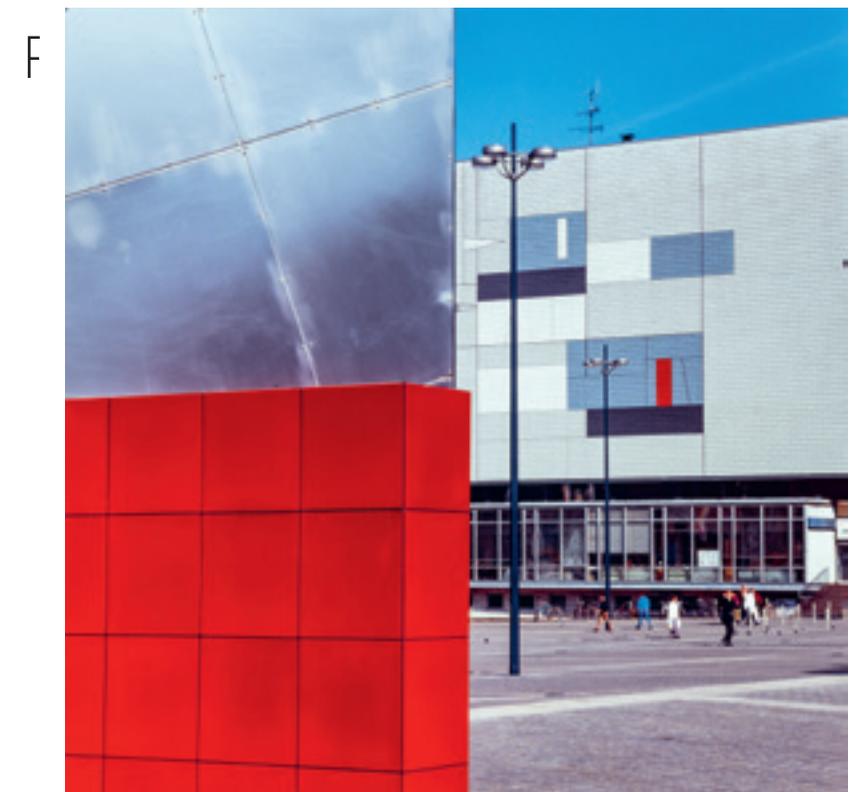
E



C



F



F



B



G



H

Der Hansaplatz in Dortmund ist der größte öffentliche Platz innerhalb des durch die ehemaligen mittelalterlichen Wallanlagen definierten historischen Stadtzentrums. Diese heutzutage stadträumlich erfahrbare Großzügigkeit des Ortes ist einem Transformationsprozess geschuldet, der mit Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzte (Abb. A). Der historische Marktplatz der Hansestadt – der angrenzende Alte Markt – wurde für die expandierenden Handelstätigkeiten zu klein. 1903 verlagerten als erste die Fleischhändler ihre Stände auf Flächen des heutigen Hansaplatzes,² welcher erst durch sukzessives Abreißen und Abtragen eines historisch gewachsenen Quartiers entstand. Der hauptsächlich durch die Anforderungen des Handels eingeleitete, in mehreren Etappen vollzogene Stadtumbau hatte nicht nur den Verlust historisch gewachsener Substanz zur Folge, sondern ging mit einer Begradigung der verwinkelten Straßen- und Platzkanten des historischen Stadtgrundrisses einher. Die Erstellung mehrgeschossiger Gebäude – wie die 1906 fertiggestellte National-Bank auf dem Eckgrundstück Wißstraße/Brauhausstraße oder der 1912 realisierte Erweiterungsbau des Kaufhauses Althoff – führten entlang des neuen großzügig gezogenen Platzperimeters den Maßstab des Großstädtischen ein. Die im Zuge dieses Transformationsprozesses sich ausweitende Freifläche bot Raum für Marktaktivitäten, die sich letztendlich vom Alten Markt auf den neu entstandenen Platz verlagerten. Somit definiert der Hansaplatz nicht nur den größten innerstädtischen Platz, sondern beherbergt seitdem den Hauptmarkt der Stadt. Doch diese zwei wichtigen städtischen Plätze sind nicht nur durch die Verlagerung der Hauptmarktaktivität verbunden. Auch das Nadelöhr, am Übergang vom einen Platz zum anderen, erfuhr im Zuge des Stadtumbaus eine bauliche Akzentuierung und verband die zwei Orte mit Institutionen von stadtübergreifender Relevanz (Abb. A). Das rechts neben dem Alten Rathaus Dortmunds 1908 durch Stadtbaurat Kullrich realisierte monumentale historistische Bauwerk an der Ecke Alter Markt/Hansastraße beherbergte im Erdgeschoss die

Stadtsparkasse.³ In die neu erbauten Räume des Obergeschosses zog – zusammen mit der Volksbücherei Mitte – die bereits 1907 gegründete Bibliothek ein (#Essay Bibliotheken an der Ruhr).

Für fast ein Jahrhundert sollte die Geschichte der Stadtbibliothek mit der Geschichte des Ortes als Mittlerin zwischen den zwei Plätzen eng verwoben sein. Das ehemalige Stadtsparkassengebäude wurde mit Auszug der Bank 1924 gänzlich der Bibliotheksnutzung überlassen. Die Bibliothek konnte von nun an als Institution auch mit einem prägnanten baulichen Repräsentanten in Verbindung gebracht werden. Das steinerne Bauwerk hat allerdings die Bombardierungen des Zweiten Weltkriegs – so wie viele andere umliegende Bauten – nicht überdauert. Mit ihm ist ein umfänglicher Buchbestand unwiederbringlich verloren gegangen.

Die Wiederaufbauplanungen nach den schweren Kriegszerstörungen im Zweiten Weltkrieg setzten vornehmlich auf die in der Vorkriegszeit gezogenen Konturen der Stadterneuerung. Zu den Akteuren der Wiederaufbauzeit zählt der Architekt Walter Höltje, der bereits zwischen 1948 und 1950 maßgeblich an der umfassenden Neuplanung für die Dortmunder Innenstadt beteiligt war.⁴ In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde auch daran gearbeitet, neue Buchbestände zusammenzutragen und auf einen neuen, zentralen Bibliotheksbau hinzudenken. Durch die Auslobung eines Wettbewerbs für ein neues Bibliotheksbauwerk konkretisierten sich 1954 diese Pläne. Walter Höltje und Karl Walter Schulze belegten den ersten sowie zweiten Platz und realisierten das Gebäude zwischen 1956 und 1958 gemeinsam.

Wenngleich Höltje später angab, sich nicht an früheren Entwürfen für die Stadterneuerung orientiert zu haben,⁵ lassen sich Ideen aus der Zeit zwischen 1914 und 1930 gleichwohl in den Wiederaufbau- und Umbauplänen der Zeit nach 1945 nachvollziehen.⁶ So entstand auch das Haus der Bibliotheken (Abb. B) am ehemaligen Standort der Stadtbibliothek an der Mündung der beiden Plätze Alter Markt und Hansaplatz und verweist somit auf die Geschichte des Ortes vor dem Zweiten Weltkrieg.

Ein undatiertes Blatt im Nachlass Walter Höltjes zeigt drei Ansichten des Gebäudes (Abb. C): oben die Westfassade zum Hansaplatz mit geschlossenem Magazinteil und verglastem Freihandbereich, unten links die Nordfassade dominiert vom dreigeschossigen, aufgeständerten Verwaltungsbau und unten rechts die Südfassade. Höltje und Schulze setzten in ihrem Entwurf vor allem auf die Wirkung des langen Riegels, der zum einen als Mittler zwischen den zwei Plätzen fungierte und zum anderen am Hansaplatz die Hauptfassade des Gebäudekomplexes entfaltete. Die Ansicht vom Hansaplatz aus sollte sich auch als stärkstes im Stadtgedächtnis eingprägtes Bild der Bibliothek erweisen: ein langer horizontal gegliederter mit einem Fliesenmosaik versehener massiver Riegel, aus dem auf Höhe des Platzes über die gesamte Gebäudelänge ein vitrinenartiger Glaskörper herausragt (Abb. B). Der Wechsel von massiven und transparenten Baukörpern lässt sich aus der Nutzung des Hauses ableiten: Während die geschlossenen Teile vor allem die konservatorisch angemessene Bewahrung der Buchbestände im Magazin gewährleisten, sorgte insbesondere der verglaste Freihandbereich mit Leseplätzen für eine Öffnung zum Hansaplatz und einen lichtdurchfluteten Aufenthaltsort.

Höltje und Schulze setzten jedoch nicht nur auf die Erzeugung dieses prägnanten Bildes. Sie versuchten darüber hinaus mit einer komplexen Gebäudestruktur auf die einzelnen städtebaulichen Situationen einzugehen und an den einzelnen Stadtkanten, die sie überbauten, Adressen zu schaffen. Der Grundriss des Erdgeschosses lässt die Zweiteilung des Gebäudes gut erkennen (Abb. D). Der vom Hansaplatz scheinbar durchgängige Glaskörper ist in seinem Inneren zweigeteilt. Ein Knickpunkt an der Glasfassade deutete die Teilung des Hauses in dezenter Weise an. Auf der Nordseite war die Volksbücherei angesiedelt, während sich auf der Südseite die Stadt- und Landesbibliothek befand. Die Zweiteilung erforderte auch zwei getrennte Zugänge zu den beiden Bibliotheken, die jeweils Adressen an den zwei benachbarten Plätzen schufen: die Volksbücherei mit

eigenem Zugang vom Alten Markt; die Stadt- und Landesbibliothek erschlossen über die Freitreppe angeordnet neben der »Glasvitrine« am Hansaplatz. Neben diesen beiden Bibliotheken nahm das Haus auch das Westfälisch-Niederrheinische Institut für Zeitungsforschung sowie die zu allen drei Institutionen gehörigen Verwaltungsorgane auf. In die durch die beiden Gebäuderiegel abgegrenzte innere Hofsituation kragten zudem die Lesesäle der beiden Bibliotheken. Diese in freierer Form aus der Orthogonalität des Hauptriegels heraustretenden transparenten Bereiche boten ruhige Arbeitsplätze mit Blick in einen begrünten Innenhof.

In den auf Transparentpapier mit Bleistift gezeichneten Wandabwicklungen (Abb. E) ist die Intention der Architekten, einen möglichst offenen und transparenten über zwei Ebenen sich erstreckenden Freihandbereich zu gestalten, deutlich ablesbar. Einrichtungsgegenstände wie Bücherregale, mit Architektenleuchten versehene Tische und dreibeinige Drehhocker wirken in ihrer funktionalen Schlichtheit und der leichten, den menschlichen Maßstab berücksichtigenden Bauweise wie Mobiliar des Alltäglichen und erzeugen eine Atmosphäre des zeitgenössisch Wohnlichen.

Die Monumentalität des siebengeschossigen Magazinteils wurde zum Hansaplatz hin darüber hinaus durch ein Fliesenmosaik des Künstlers Klaus Gerwin aufgelockert (Abb. B). Zwar nimmt auch das Mosaik durch seine konstruktivistische Komposition die Strenge und Klarheit des Bauwerks auf, doch lädt es durch dezente Farbakzente und Größenvarianz in den geometrischen Formen dazu ein, das Auge über die Fassade wandern zu lassen, anstatt vor einer geschlossenen Fläche gleichsam zu erstarren. Zwar bestimmte das Fliesenbild das charakteristische Gesicht des Bauwerks, doch sorgte es seit den 1980er Jahren zugleich dafür, dass das Gebäude zunehmend zur Diskussion gestellt wurde, da man ihm den Verfall deutlich ansah.

Auch der das Bauwerk hofierende Hansaplatz verlor nach dem autogerechten Stadtumbau Dortmunds in den Wiederaufbaujahren nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend an Attraktivität. Der größ-

te innerstädtische Platz verwandelte sich zur größten Stellfläche für parkende Automobile innerhalb des historischen Zentrums. Das Versprechen des Platzes, Aufenthalts- und Handlungsorte des fußläufig Zugänglichen zu generieren, wich einer Begeisterung der Automobilen Erschließung städtischer Orte. Die extensive Parkplatznutzung ließ den Platz in den 1980er Jahren wie segregiert von der ihn räumlich definierenden Bebauung wirken. Die transparente Gesetze des Hauses der Bibliotheken blickte auf ein Meer von Automobilen. Der fortschreitende Verfall der Fassaden wurde durch eine aufwendige Restaurierung des Hauses zwischen 1988 und 1990 durch die Architekt:innen Harald Meißner und Nicola Fortmann-Drühe behoben.⁷ Doch das Planer:innenduo rettete mit der Instandsetzung nicht nur das Gesicht des Hauses. Es trug auch zur Reaktivierung und Wiederentdeckung des Hansaplatzes bei. In ihrem 1987 eingereichten und 1991 realisierten Wettbewerbsbeitrag zum Umbau des Hansaplatzes erkannten sie die missliche Lage des Ortes und die Vernachlässigung seines öffentlichen Charakters. Ihr Entwurf sah die Rückgewinnung des Platzes für die Flanierenden und die Verlagerung der Parkfunktion in den Untergrund vor. Ein städtischer Teppich wurde über den weitläufigen Stadtraum bis zu den platzfassenden Stadthäusern ausgelegt, um die Segregate wieder zusammenführen. Unter Anwendung zweier sich überlagernder gepflasterter Rasterstrukturen wurde zudem der Versuch unternommen, die Orte durch den steinernen Teppich geometrisch zu verweben (Abb. F). So orientiert sich das Hauptraster an der durch den oben beschriebenen Transformationsprozess zu Beginn des 20. Jahrhunderts hervorgehobenen Rechtwinkligkeit des Hansaplatzes; ein zweites über den Platz gelegtes dezenter formuliertes Raster mit gleicher Maschengröße wirkt wie aus dem Hauptraster herausgedreht und bezieht sich auf verwinkelte historische Stadtkanten wie die in den Platz mündende Wißstraße oder das seinerzeit rautenförmige Pflaster des Alten Marktes.⁸ Die Bezugnahme auf den Ort wurde zudem auch an anderer Stelle sichtbar. Meißner und Fortmann-Drühe akzentuierten die Be-

deutung der Bibliothek für den Platz. Mit farbigen, scheibenartigen Elementen, die sie auf dem Platz verorteten und die sich auf die Flächenkomposition Gerwins bezogen, schufen sie nicht nur eine Gliederung der Weitläufigkeit und organisierten Aufenthaltsorte, sondern inszenierten damit die Zugänge zur Tiefgarage auf spielerische Weise. Die auf dem Platz versetzt positionierten farbigen Scheiben wirkten, als seien sie aus dem Fliesenmosaik der Bibliotheksfassade herausgelöst, um sich auf dem Platz zu verräumlichen. Durch Verwendung der gleichen Farbpalette wurde dieser Eindruck intensiviert (Abb. F). Kolonnaden in der Dimension des transparenten in den öffentlichen Raum hineinragenden Lesesaals deuten zudem eine Tor-situation vom Hansaplatz zum Alten Markt an und zitieren in post-moderner Manier die historische Verwebung der beiden Orte⁹.

Zu seiner Entstehungszeit wurde das Haus der Bibliotheken in Fachzeitschriften gelobt,¹⁰ da es besonders gelungen die praktischen Ansprüche einer Bibliothek und die Repräsentation des demokratischen Nachkriegsdeutschlands vereinte, doch mit der Zeit änderten sich die Ansprüche. Das Haus der Bibliotheken wurde zu klein für die neuen Anforderungen, und die bauliche Struktur erschwerte Installationen, die für einen modernen Bibliotheksbetrieb nötig wurden. Mit zunehmender Ansiedlung wissenschaftlicher Bibliotheken im Ruhrgebiet (#Essay Bibliotheken an der Ruhr), fielen die landesbibliothekarischen Aufgaben weg, und auch Rationalisierungen infolge von Sparmaßnahmen führten letztlich zu dem Entschluss, Volksbücherei und Stadt- und Landesbibliothek zusammenzulegen und in einem neuen Bau am Hauptbahnhof einen modernen Bibliotheksbetrieb zu etablieren.

Eine Umnutzung stellte sich als schwierig heraus, da das Haus der Bibliotheken auf die sehr spezifischen Ansprüche des Bibliotheksbetriebs ausgerichtet war und zum Beispiel die Bücherregale tragende Teile der Konstruktion darstellten. Fast vierzig Jahre lang war das Haus der Bibliotheken ein stadtbildprägendes Bauwerk und ein innerstädtischer Treffpunkt gewesen, doch der zunehmende Verfall

und starke Überformungen¹¹ hatten dazu geführt, dass auch viele Anwohnende den Erhalt nicht mehr unterstützen. Zwar gab es kurz vor dem Beschluss des Abrisses noch Proteste, doch konnte die Sprengung im Jahr 1996 nicht verhindert werden. Das große Interesse an diesem Abriss lässt sich auch in einem anderen Bestand des Baukunstarchivs nachvollziehen: Das Architektenpaar Mechtilid Gastreich-Moritz und Ulrich Gastreich – das mit den Pavillons am Hauptbahnhof selbst am Gesicht des »Neuen Dortmund« der Nachkriegszeit mitgewirkt und den Abriss dieser Bauten 1995 miterlebt hatte – fotografierte die Sprengung und bewahrte diese Fotografien auf (Abb. G).¹² Der Abriss der Pavillons am Hauptbahnhof machte letztlich Platz für einen Neubau von Mario Botta (#Essay Bibliotheken an der Ruhr). Am Standort des früheren Hauses der Bibliotheken erinnert heute nichts mehr an diesen stadtbildprägenden Bau. An seiner Stelle wurde ein Kaufhaus gesetzt (#Essay »Verschwindend?«). Lediglich die scheibenartigen Elemente aus der Platzkomposition Meißners und Fortmann-Drühes sind auf dem Hansaplatz zurückgeblieben und zitieren das Mosaik des Hauses der Bibliotheken (Abb. H).

Anmerkungen

- 1 Camillo Sitte, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*, Reprint der 4. Auflage von 1909, Braunschweig/Wiesbaden 1983, S.2.
- 2 Karl Prümer, *Der Marktplatz und sein Verkehr im Jahre 1903*, in: Ders., *Bilder aus Alt-Dortmund*, 2. Band, Dortmund 1926, S.22–24.
- 3 Stefan Mühlhofer/Wolfgang Sonne/Barbara Welzel (Hg.), *Dortmunder Passagen – Ein Stadtführer*, Berlin 2019, S.241–242.
- 4 Stephan Strauß, *Im Westen was Neues – Der Boulevard Kampstraße zwischen Petrikirche und Westentor*, in: Denkmalbehörde der Stadt Dortmund (Hg.), *Bausteine und Fundstücke – Dortmunder Denkmalhefte*, Dortmund 2017, S.3–23, S.8 f.
- 5 Ebd., S.9.
- 6 Ebd., S.13. Strauß geht hier auch kurz auf die Beteiligung von Pinno und Grund an den Umbauestrebungen der Zeit um 1929 ein.
- 7 Kaja Fischer, *Das neue Dortmund nach 50 Jahren. 25 Architekturbeispiele*, Dortmund 1999, S.38.
- 8 O.A., *Hansaplatz in Dortmund*, in: *Detail* 23 (1992), H. 4, S.387–392.
- 9 Ebd.
- 10 Fischer, *Das neue Dortmund nach 50 Jahren*, S.39.
- 11 Ebd.
- 12 Maik Ronz/Christin Ruppio (Hg.), *Verschwindend? Stadtbauten als utopische Modelle*, Dortmund 2021, S.11.

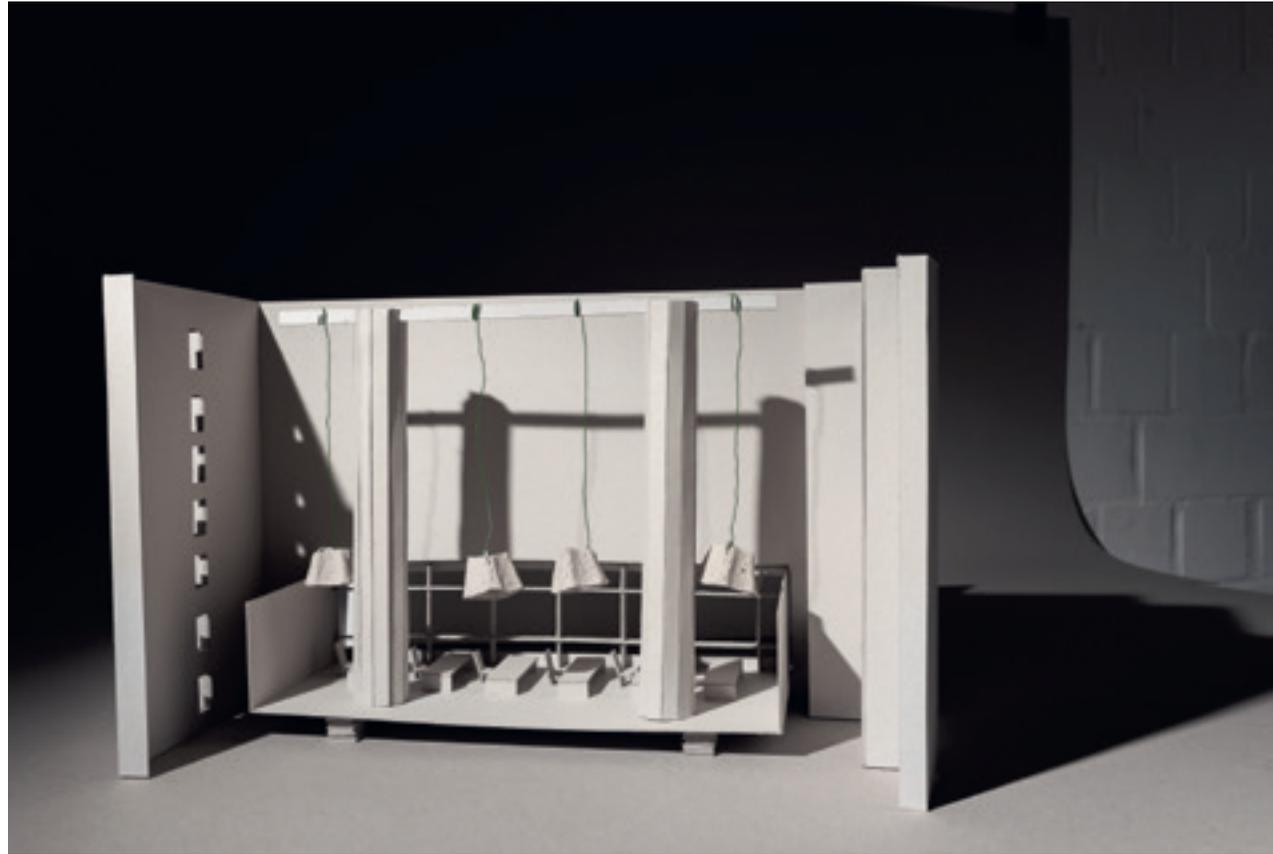
»VERSCHWIN-
DEND?«
EIN KOLLABO-
RATIVES
LEHRPROJEKT
ZUR UNSICHT-
BAREN STADT
CHRISTIN
RUPPIO

1



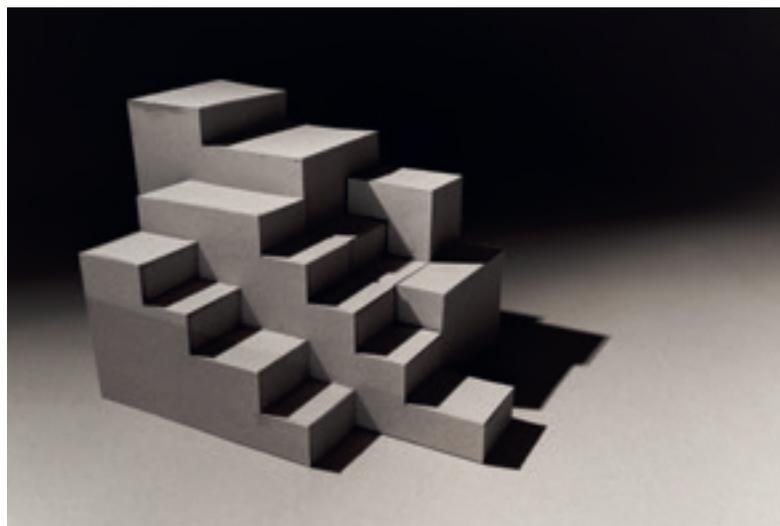
Modell Haus der Bibliotheken Dortmund von Alina Starostin,
Graupappe, Papier, Acrylglas, Eierkarton, 46 × 29 × 21,5 cm.
Fotografie: Lukas Höhler.

2



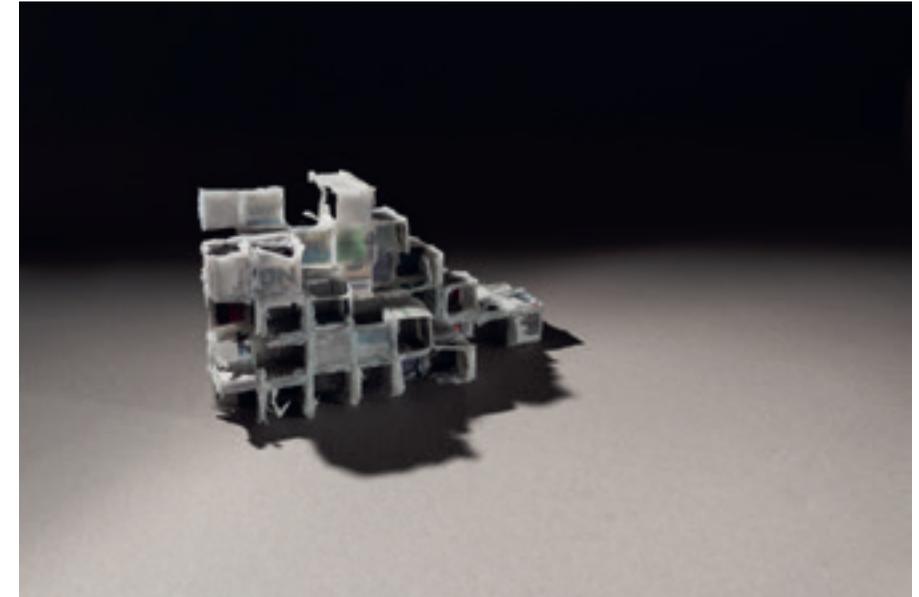
Modell Haus der Bibliotheken Dortmund von Alina Starostin, Graupappe, Papier, Acrylglas, Eierkarton, 46 × 29 × 21,5 cm. Fotografie: Lukas Höhler.

3



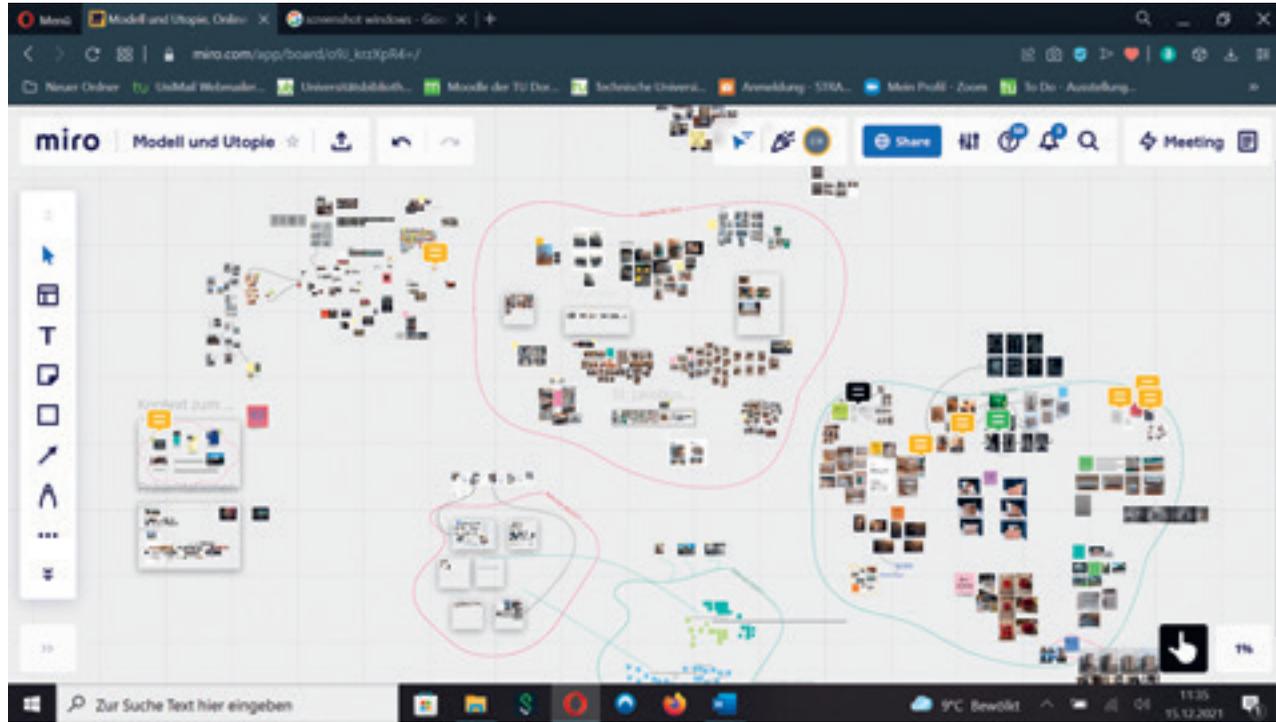
Modell Haus der Erwachsenenbildung Essen von Alexander Lange, Graupappe, 41 × 20,5 × 25 cm. Fotografie: Lukas Höhler.

4



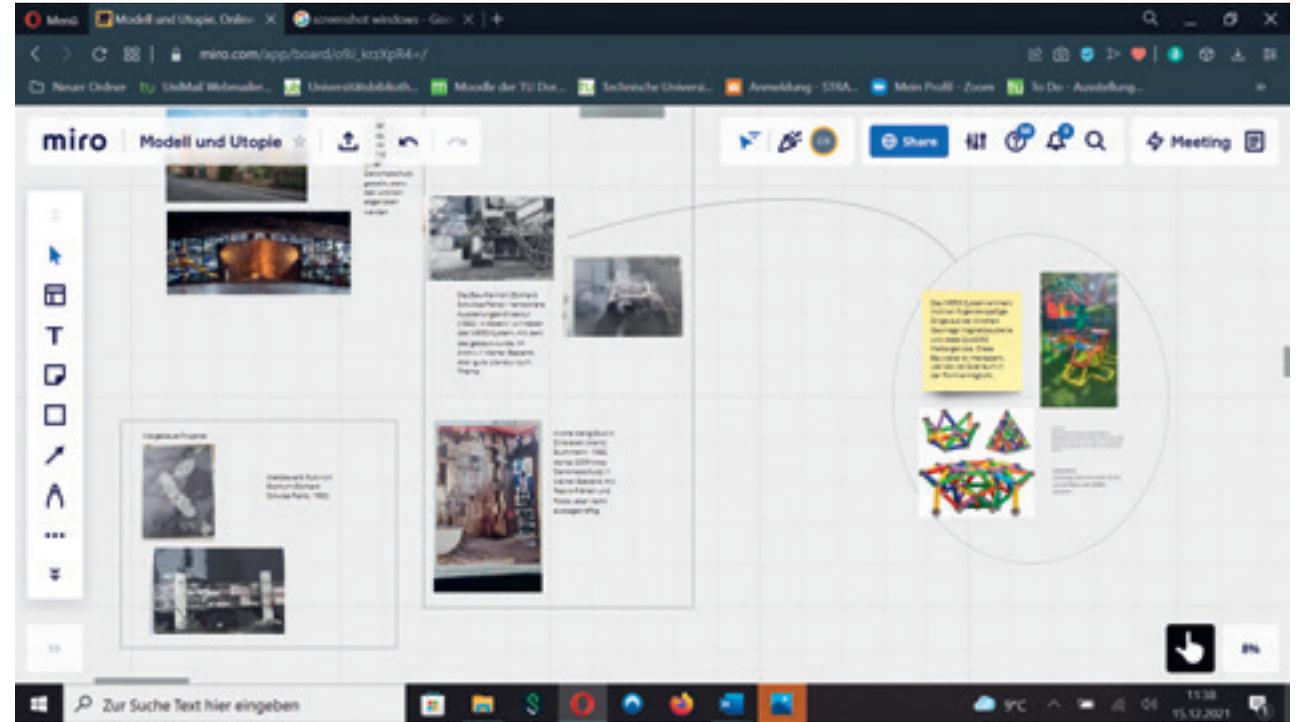
Modell Haus der Erwachsenenbildung Essen von Alexander Lange, Heißkleber, Zeitungspapier, 29 × 15 × 29 cm. Fotografie: Lukas Höhler.

5



Screenshot des Miro-Boards mit dem Titel »Modell und Utopie«.

6



Detail des Miro-Boards »Modell und Utopie«.



Kaleidoskop Südpark, Halle, 2019.
Fotografie: Michel Klehm.

»Aber die Stadt sagt nicht ihre Vergangenheit, sie enthält sie wie die Linien einer Hand, geschrieben in die Straßenränder, die Fenstergitter, die Brüstungen der Treppengeländer [...] schraffiert von Kratzern, Sägspure[n], Einkerbungen, Einschlägen.«¹
Italo Calvino

Was bleibt in einer Stadt, wenn Bauten abgerissen werden; eine Lücke, ein Palimpsest oder nichts? Wie können Archivalien dazu beitragen, Spuren zu finden und die Geschichte solcher Bauten fortzuschreiben (#Essay Schatten der Dinge)? Und wie können Kunstwissenschaft und künstlerisches Arbeiten zusammenwirken, um diese verschwundenen Ort wieder aufzurufen, zu beleben und mit neuer Geschichte anzureichern? Diese Überlegungen standen am Beginn des kollaborativen Lehrprojektes »Verschwindend?«, das ab Herbst 2020 über zwei Semester in den Arbeitsbereichen Kunstgeschichte und Plastik an der TU Dortmund durchgeführt wurde. Wie bereits die im Projekt »Stadt Bauten Ruhr« vorangegangenen fächerübergreifenden Lehrveranstaltungen mit Studierenden aus den Bereichen Geschichte und Theorie der Architektur sowie Kunstwissenschaft,² sollte auch »Verschwindend?« dazu beitragen, das vernetzte Themenfeld Archivwissen und urbaner Raum aus mehreren Richtungen zu beleuchten. Dieses Mal jedoch nicht im Spannungsfeld zweier theoretischer Geschichtswissenschaften, sondern im Austausch zwischen kunstwissenschaftlicher Theorie und künstlerischer Praxis.³

Aus der fortlaufenden Forschung im Projekt »Stadt Bauten Ruhr« und der Frage, was eigentlich nur noch im Archiv nachvollziehbar ist (#Essay Architektur der »Neustadt«), war eine erste Liste mit Bauten hervorgegangen, die entweder abgerissen oder nie realisiert wurden. Auswahlkriterien für die Aufnahme in das Projekt »Verschwindend?« waren unter anderem, dass es sich um stadtprägende

286 beziehungsweise regionsprägende Bauvorhaben und Bauten handelte sowie dass es eine öffentliche und/oder im Archiv nachvollziehbare Debatte um den Abriss gab. Zu Beginn des Projektes standen folgende mittlerweile abgerissenen Bauten im Fokus: das Haus der Bibliotheken (1956–1958 erbaut von Walter Höltje und Karl Walter Schulze; #Miniatur Haus der Bibliotheken Dortmund) sowie die Pavillons am Hauptbahnhof (1956–1959 erbaut von Mechtild Gastreich-Moritz, Ulrich Gastreich und Hans Georg Tebarth) in Dortmund, das Haus der Erwachsenenbildung (1968–1975 erbaut von Wilhelm Seidensticker; #Miniatur Haus der Erwachsenenbildung Essen) in Essen, die Kirche Heilig Blut⁴ in Dinslaken (1961–1965 erbaut von Heinz Buchmann; #Miniatur ND-Jugendzentrum Dinslaken) sowie das Hallenbad in Bottrop (1958–1961 erbaut von Heinz Kisler). Darüber hinaus wurden zwei Projekte von Eckhard Schulze-Fielitz aufgenommen: die temporäre Architektur des Deuba-Pavillons in Essen und der nie verwirklichte Wettbewerbsbeitrag für die Ruhr-Universität Bochum (#Miniatur Wettbewerbsbeitrag Ruhr-Universität Bochum). Diese Auswahl umfasste alle bisher im Projekt »Stadt Bauten Ruhr« eingehend behandelten Gebäudetypen – also Kultur-, Sakral- und Bildungsbauten – und eröffnete durch den Einbezug ephemerer beziehungsweise nie verwirklichter Architektur einen Zugang zu utopisch-künstlerischem Denken.

Im Fokus der künstlerischen Auseinandersetzung sollte die Erarbeitung von Modellen stehen, da die ausgewählten Bauten mit ihren epochentypischen skulpturalen Formen und Kompositionen sowie dem teils experimentellen Materialeinsatz vielfältige Ansätze dafür boten. Darüber hinaus drängte sich die Beobachtung auf, dass Modelle in den ausgewählten Beständen im Baukunstarchiv NRW gänzlich fehlten. Fotografien, Planmaterial und Schriften machen meist einen Großteil der Bestände im Archiv aus, Modelle haben hingegen Seltenheitswert. Präsentations- und Wettbewerbsmodelle bleiben oft nicht im Besitz der Architekturbüros,

gelangen über die Vor- und Nachlässe also gar nicht erst in das Archiv. Arbeitsmodelle werden häufig wieder auseinandergebaut, um Materialien weiterzuverwenden, oder gehen einfach über die Jahre verloren, da sie eher den Status von Zwischenständen und eben Arbeitsmaterial haben.⁵ Die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema Modell befasste sich also nicht nur mit dem Fehlen der Bauten im Stadtbild, sondern auch mit Leerstellen im Archiv. Jedoch war der Anspruch an die Modelle nicht, wie ein Präsentationsmodell den gesamten Bau möglichst detailliert zu zeigen, sondern vielmehr ein Verständnis für dessen besondere Qualitäten zu gewinnen und diese herauszuarbeiten. Als Ausgangsmaterial diente 1 Millimeter starke Graupappe. Sie ist kostengünstig, leicht beschaffbar, mit etwas Übung leicht zu bearbeiten und vielseitig einsetzbar – ein sehr demokratisches Material.⁶ Insofern es nicht wesentlich für die Gesamtaussage oder konzeptuell notwendig war, sollte auf Oberflächenbehandlung, den Einsatz von Farbe und Zeichnungen, auf der Pappe verzichtet werden. Dadurch traten die wesentlichen formalen wie architektonischen Elemente der Gebäude besonders hervor.

Da die Archivbestände in ihrem Umfang sehr variieren, luden besonders die weniger stark dokumentierten Gebäude zum Weiterdenken ein. Dadurch entstanden reizvolle Modellansätze, die den Archivbestand als Grundlage nutzten, aber daraus eigenständige Konzepte entwickelten. Neben den Archivbeständen, die den Kontext der Bauzeit belegen, flossen in viele der Modelle auch Beobachtungen des aktuellen Umfelds des einstigen Baus oder kritische Positionierungen zu dessen Abriss ein. So nutzte zum Beispiel Alina Starostin bei ihrem Modell vom Haus der Bibliotheken in Dortmund einen Teil der Fassade als Display für verkleinerte Reproduktionen von Fotografien aus der Bauzeit (Abb. 1) und holte so in gewissem Sinne einen Teil des Archivs in den Außenraum ihres Modells. Sehr detailliert gestaltete Alina Starostin in ihrem Modell die einstige Schauffassade mit dem Fliesenmosaik von Klaus Gerwin – eine Fas-

288 sade, die zur Zeit des Abrisses bereits in einem heruntergekommenen Zustand war und die so die Argumentation gegen den Erhalt erleichterte. Auch einer der über Archivalien gut rekonstruierbaren Lesesäle erhielt einiges an Detailgestaltung in diesem Modell (Abb. 2), der Rest hingegen bleibt Kulisse: eine Bühne in der Stadt. Alexander Lange führte die Auseinandersetzung mit dem 2014 abgerissenen Haus der Erwachsenenbildung zunächst hin zur formalen Ordnung der Baukörper (Abb. 3), wie sie auf einigen der Fotografien im Archiv besonders hervorstechen (#Miniatur Haus der Erwachsenenbildung Essen). In einem zweiten Schritt befasste er sich hingegen mit dem ruinösen Zustand des Gebäudes kurz vor seinem Abriss und wechselte zu diesem Zweck von der säuberlich verarbeiteten Graupappe zu einer selbst entwickelten Technik eines heißklebergeordneten Papiermachés (Abb. 4).

Wo Italo Calvino in seinem Werk »Die unsichtbaren Städte«⁷ eindringliche sprachliche Bilder schuf, um die zunehmend vom Verfall bedrohten, fiktiven Städte auf den Reisen seines Protagonisten Marco Polo festzuhalten, befasste sich das Lehrprojekt »Verschwindend?« mit bereits dem Verfall anheimgefallenen, realen Bauten, um für diese neue Bilder zu schaffen. Diese neuen Bilder entstanden im Dialog zwischen Faktischem des Archivs und Fiktion der Leerstellen. Die Bedeutung von Bildern für die Erinnerung und ebenso für künftige Erfahrung ist kaum zu überschätzen. Gesellschaftlich wirksam wird dieses Bildgedächtnis jedoch nur, wenn es durch eine kollektive Imagination am Leben erhalten wird.⁸ In diesem Verständnis werden die eigenen Erinnerungsbilder also stetig mit der kollektiven Imagination abgeglichen. Für die Beispiele aus dem Seminar »Verschwindend?« bedeutet dies aber auch: Wenn keine Angehörigen einer Gesellschaft mehr aktive Bilderinnerungen an ein Bauwerk haben und es keine kollektive Erinnerungskultur für dieses gibt, verschwindet es gänzlich.⁹ Ein gemeinsames kunstwissenschaftliches und künstlerisches Arbeiten mit Archivbeständen wirkt also einerseits darauf hin, neue Bilder und Erfah-

rungen im Bezug zu den verschwundenen Bauten zu erzeugen und gleichzeitig archivalisch bewahrtes Wissen neu zu aktivieren und zu kontextualisieren.

289 Da das Seminar unter Corona-Bedingungen stattfand,¹⁰ wurde von vorneherein so geplant, dass es Möglichkeiten zum Austausch und ein Gefühl des gemeinsamen Arbeitens geben konnte, ohne dass man sich dazu zwingend gemeinsam in einem Raum aufhalten musste.¹¹ Die Plattform »Miro«¹² schuf hier einen virtuellen Ort, an dem Austausch und individuelle Materialsammlung ermöglicht werden konnten (Abb. 5). Diese frühe Phase des Zusammenfindens, gemeinsamen Nachdenkens und Erprobens ermöglichte auch spielerische Überlegungen; so traf unter anderem das von Eckhard Schulze-Fielitz in den 1960er Jahren erprobte MERO-Stabsystem¹³ (#Miniatur Wettbewerbsbeitrag Ruhr-Universität Bochum) mit dem Magnetbau-Spielzeug GEOMAG zusammen (Abb. 6). Ausgehend von einem verbindenden Verständnis von baukultureller Bildung als »gesamtgesellschaftliche Basisaufgabe«,¹⁴ setzten sich Kunstwissenschaft und künstlerisches Arbeiten zum Ziel, gemeinsam ein Lehrformat zu entwickeln, das einerseits die Studierenden motiviert, sich mit Fragen der Baukultur zu befassen, und darüber hinaus Wege aufzeigt, wie sie – als größtenteils angehende Lehrer:innen – diese Motivation mit in ihren zukünftigen Beruf nehmen können. Denn obwohl bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen intrinsisches Interesse an Themen wie Architektur und Stadtraum vorliegt, wenn deutlich wird, welche Relevanz diese Themenfelder haben,¹⁵ finden diese Themen kaum Einzug in den Schulunterricht. Architektur erscheint nur zu oft entweder als etwas Alltägliches, das eben einfach gegeben ist, oder als etwas, das von Investoren, Firmen und großen Büros geplant wird und daher kaum als Einladung zur Teilhabe wirkt. Aufgabe baukultureller Bildung sollte es sein zu vermitteln, wie einerseits der architektonische Gestaltungsprozess funktioniert und ande-

290 rerseits das »Recht auf Stadt«¹⁶ in Anspruch genommen werden kann. Die Seminarleiter:innen des Lehrprojekts »Verschwindend?« konnten hier auf eine vielseitige Praxis zurückgreifen, die – wie auch »Stadt Bauten Ruhr« – Möglichkeiten der Teilhabe an Forschungsprozessen und Debatten erörtert sowie praktische Projektarbeit – wie zum Beispiel »Kaleidoskop Südpark«¹⁷ (Abb. 7). Neben dieser Ermutigung zur Mitgestaltung kann baukulturelle Bildung ebenso dazu beitragen, eine Meinung zu Fragen von Erhalt, Um- und Weiternutzung historischer Bauten zu entwickeln – ein Aspekt, der aus Perspektive des Projektes »Stadt Bauten Ruhr« von besonderer Bedeutung ist, befasst es sich doch an vielen Stellen mit Architektur, die keinen leichten Stand bei Fragen des Erhalts hat. Daher war es auch Anliegen des Lehrprojektes, Architektur in den Blick zu nehmen, die sich heute in besonderem Maße simplifizierten Geschmacksurteilen wie »schön« oder »hässlich« stellen muss, und darüber zu reflektieren, warum sie aus dem Stadtbild verschwunden ist und wie man diese Leerstellen durch Archivarbeit und künstlerische Interventionen erneut füllen kann. Die Aufteilung in sehr kleine Arbeitsgruppen, die sich mit jeweils einem der ausgewählten Bauten befasste, ermöglichte es, trotz der Pandemielage Archivbesuche und Arbeit mit den Beständen in den Seminarablauf einzubinden. Die haptische Erfahrung, die mit Archivarbeit einhergeht, konnte auf diesem Wege in den Arbeitsprozess einbezogen werden.

Durch das Verschwinden eines Bauwerkes, werden viele städtische Orte weiter hin zum »non-lieux«¹⁸ – also Nicht-Ort – getrieben (#Miniatur Place in Transition). Ein treffendes Beispiel ist der Standort des früheren Hauses der Bibliotheken in Dortmund: Die einstige Spezifik eines innerstädtischen Treffpunkts und demokratischen Bildungsortes löste sich in der austauschbaren Kaufhausästhetik eines Sportgeschäfts auf. Zwar ist die Stadt kein Museum, in dem jedes Objekt bewahrt und im besten Fall exponiert

291 wird – vielmehr unterliegt Stadt ständigem Wandel und Austausch –, dennoch stellten sich im Laufe des Seminars Fragen nach dem Wert der Bewahrung von Bauten, die auf den ersten Blick als nicht mehr zeitgemäß gelten. Nicht zuletzt ist dies in Zeiten von Klimakatastrophen nicht mehr allein eine Frage von Ästhetik und Funktionalität des urbanen Raums, sondern eine der dringend nötigen Nachhaltigkeit. Letztlich sind es Fragen, die bestimmen, wie wir in Zukunft in den Städten leben wollen und wie wir uns zum urbanen Raum ins Verhältnis setzen. Bereits 1931 – lange vor dem sogenannten Spatial Turn in den Geisteswissenschaften – befasste sich der Philosoph Ernst Cassirer mit der Bedeutung von Raum und Zeit für ästhetisches Handeln und sprach sich für ein relationales Raumverständnis aus. Im Gegensatz zu einem Verständnis von Raum als Entität sah Cassirer Raum als etwas, das erst durch Relationen und ständige Verschiebungen Gestalt annehmen kann. Zwar sah Cassirer Raum als Ordnungssystem, aber eines, das Pluralität zulässt, geradezu benötigt. Cassirers Kulturphilosophie kann hier einen sinnstiftenden Ankerpunkt bilden, vor allem auch, da er sich gegen eine strikte Trennung der Wissenschaften nach erklärenden (Naturwissenschaften) und verstehenden (Geisteswissenschaften) aussprach und so als ein wichtiger Wegbereiter für fächerübergreifende und kollaborative Forschung und Lehre gesehen werden kann. Explizit nennt Cassirer in seinen Überlegungen auch den ästhetischen Raum sowie die besonderen Möglichkeiten ästhetischer Gestaltung und leitet damit auf die Beziehung zwischen künstlerischem Arbeiten und Raumverständnis hin. Demnach sei die Konstruktion ästhetischer Räume, »keineswegs ein bloßes passives ›Nachbilden‹ der Welt; sondern [...] ein ›neues‹ Verhältnis, in das sich der Mensch zur Welt setzt.«¹⁹ Dies war Ziel der Zusammenarbeit zwischen Kunstwissenschaft und Plastik im Projekt »Verschwindend?«: ein neues Verhältnis zu schaffen, in dem sich die Studierenden im Verhältnis zu den verschwundenen Orten ihrer direkten Umgebung wahrnehmen können. Eng verbunden ist die-

292 ses Nachdenken über Erhalt, Transformation und Umnutzung auch mit dem bereits erwähnten »Recht auf Stadt«, das Henri Lefebvre 1968 in die Debatte um Raum und Aneignung einbrachte. Wo Ernst Cassirer in den 1930er Jahren bereits eine Pluralität der Raumaneignung anstrebte, aber sich vor allem auch noch mit Fragen der Form befasste, ging Lefebvre in der Nachkriegszeit noch einen Schritt weiter und konstatiert: »Diese Schrift möchte die Systeme aufbrechen, nicht, um sie durch ein anderes System zu ersetzen, sondern um das Denken und das Handeln für Möglichkeiten zu öffnen, indem Perspektiven und ein Weg aufgezeigt werden. Gegen eine Form von Reflexion, die zu Formalismus neigt, stelle ich ein Denken, das auf Öffnung zielt.«²⁰ Sowohl Cassirer als auch Lefebvre suchten nach einer Überwindung strikter Grenzen zwischen Disziplinen und sprachen sich für ein relationales Raumverständnis aus, in dem Raum eben nicht einfach ist, sondern ständig wird. Das Dinge aus diesem Raum verschwinden, liegt in der Natur der Sache, ruft aber ebenso dazu auf, sich aktiv mit diesem Prozess auseinanderzusetzen, wenn man das Recht auf Raumanneignung ernst nehmen will.²¹

Anmerkungen

- 1 Italo Calvino, *Die unsichtbaren Städte* (italienische Originalausgabe: *Le città invisibili*, Turin 1972), München 1985, S. 9.
- 2 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Lehre (Kloke/Pizonka/Ruppio/Stremmenos) sowie #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay In Bewegung (Ruppio/Stremmenos).
- 3 Weitere beispielhafte Projekte an der TU Dortmund, die Kunst und Kunstwissenschaft verbanden, sind: Bettina van Haaren/Barbara Welzel (Hg.), *Kunst und Wissenschaft vor Ort: der Hohenhof in Hagen*, Norderstedt 2011; Christopher Kreutchen/Barbara Welzel (Hg.), *Gartenspäher in Schwetzingen*, Oberhausen 2020.
- 4 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Kirche Heilig Blut (Ruppio).
- 5 Matthew Mindrup, *The Architectural Model. History of the Miniature and the Prototype, the Example and the Muse*, Cambridge/London 2019. #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Bewahren, Erforschen, Ausstellen (Wittmann).
- 6 Zur Bedeutung weniger hochwertiger oder gefundener Materialien für kreative Prozesse: Martin Kaltwasser, Marler Star, in: Maik Ronz/Christin Ruppio (Hg.), *Verschwindend? Stadtbauten als utopische Modelle*, Dortmund 2021, S. 44–47.
- 7 Calvino, *Die unsichtbaren Städte*.
- 8 Zur Bedeutung von Bildern in Prozessen des Erinnerns: Hans Belting, *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*, München 2001, S. 66. Weiterführend zur Gedächtnisforschung unter anderem: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988; Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis* (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 16), Berlin 1990; Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- 9 Kristin Bruchinger, *Das Gedächtnis der Stadt*, in: Harald A. Mieg/Christoph Heyl (Hg.), *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Frankfurt am Main 2013, S. 263–270, S. 256.
- 10 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Stadt-SPÄHER im Lockdown (Welzel).
- 11 Näheres zum Seminar: Pia Schröder/Alina Starostin, *Ein Seminar zwischen Archiv und virtuellem Raum*, in: Ronz/Ruppio, *Verschwindend?*, S. 30–33.
- 12 »Miro« ist eine virtuelle Kollaborationsplattform: <https://miro.com> (10.12.2021).
- 13 Es handelt sich dabei um ein Stahlrohr-Baukastensystem des Herstellers Mero-TSK International, das unter anderem für Raumfachwerke auf Messen und Ausstellungen, aber auch für große Tragwerkstrukturen genutzt werden kann.
- 14 Bundesstiftung Baukultur/Reiner Nagel (Hg.), *Baukultur braucht Bildung! Ein Handbuch*, o. O. 2020, S. 17.
- 15 Ebd., S. 16–20.
- 16 Erstmals 2016 in deutscher Sprache erschienen: Henri Lefebvre, *Das Recht auf Stadt* (französische Originalausgabe: *Le droit à la ville*, Paris 1968), mit einem Vorwort von Christoph Schäfer, Hamburg 2016. Zur praktischen Umsetzung dieses Rechts siehe unter anderem: Francesco Apruzzo/Julia Maier (Hg.), *Acting in Public. RaumLabor Berlin im Gespräch*, Berlin 2008.
- 17 <https://www.kaleidoskop-suedpark.de> (14.12.2021).
- 18 Marc Augé, *Non-lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité*, Paris 1992.
- 19 Ernst Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretische Raum*, in: Ernst Cassirer, *Schriften zur Philosophie der symbolischen Formen*, hg. von Marion Lauschke, Hamburg 2009, S. 169–190, S. 180.
- 20 Lefebvre, *Das Recht auf Stadt*, S. 27.
- 21 Weiterführend hierzu auch: Barbara Welzel, *Sprache der Stadt*, in: Ronz/Ruppio, *Verschwindend?*, S. 42–44.

BIBLIOTHEK FÜR ALLE DIE BIBLIOTHEK DER RUHR- UNIVERSITÄT BOCHUM VON BRUNO LAMBERT

JUDITH KLEIN,
CHRISTIN RUPPIO

»Und während ich vor dem Café auf meine Verabredung warte, fallen mir gleich mehrere Dinge auf, die mir das Warten angenehm machen, wie beispielsweise die vielen Bilder an den Wänden oder die Plakate mit verschiedenen Veranstaltungshinweisen. So ist die UB nicht nur Lern- und Arbeitsort, sondern auch ein Ort universitären Lebens.«¹
Sonja Rosenberger

A

Infobroschüre, 20,9 × 21 cm,
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsbibliothek, undatiert.

B

Lichtpause mit Filzstift,
117 × 62 cm, Ansicht von Westen,
undatiert.

C

Plan, Tusche auf Transparent mit
Folienapplikation, 83,5 × 60 cm,
Schnitte Ansicht Fernuniversität
Hagen, 1975.

D

Zeichnung, Tusche auf Papier,
29,5 × 16,5 cm, FU-Hagen
Haupteingang, 1980.

E

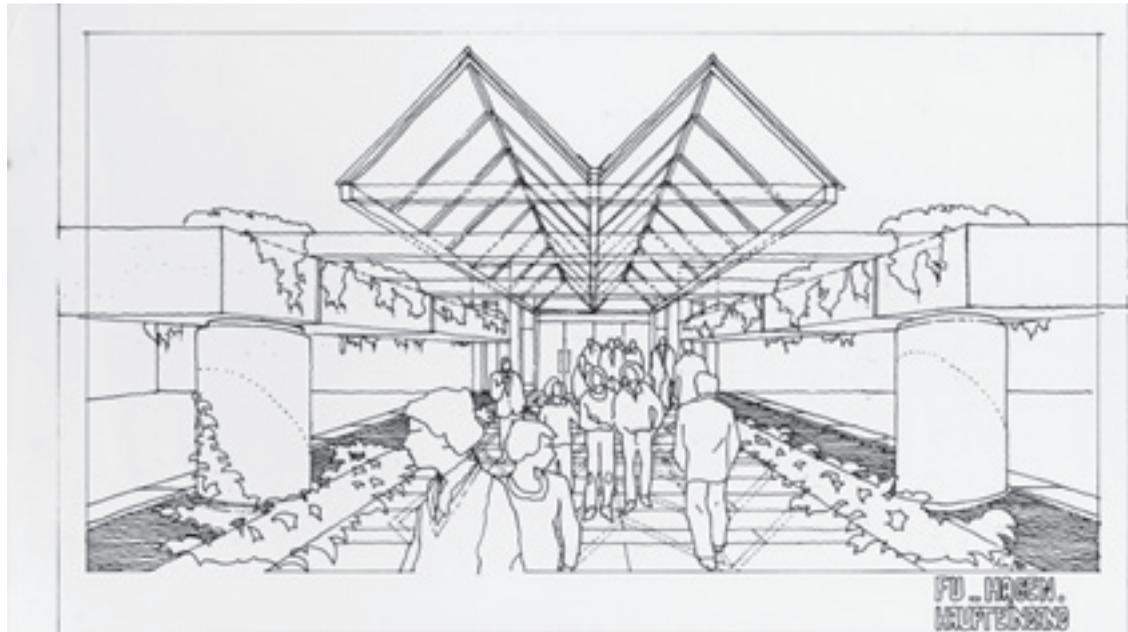
Schwarz-Weiß-Fotografie,
30 × 20,8 cm, Treppenhaus
Bibliothek RUB, undatiert.

F

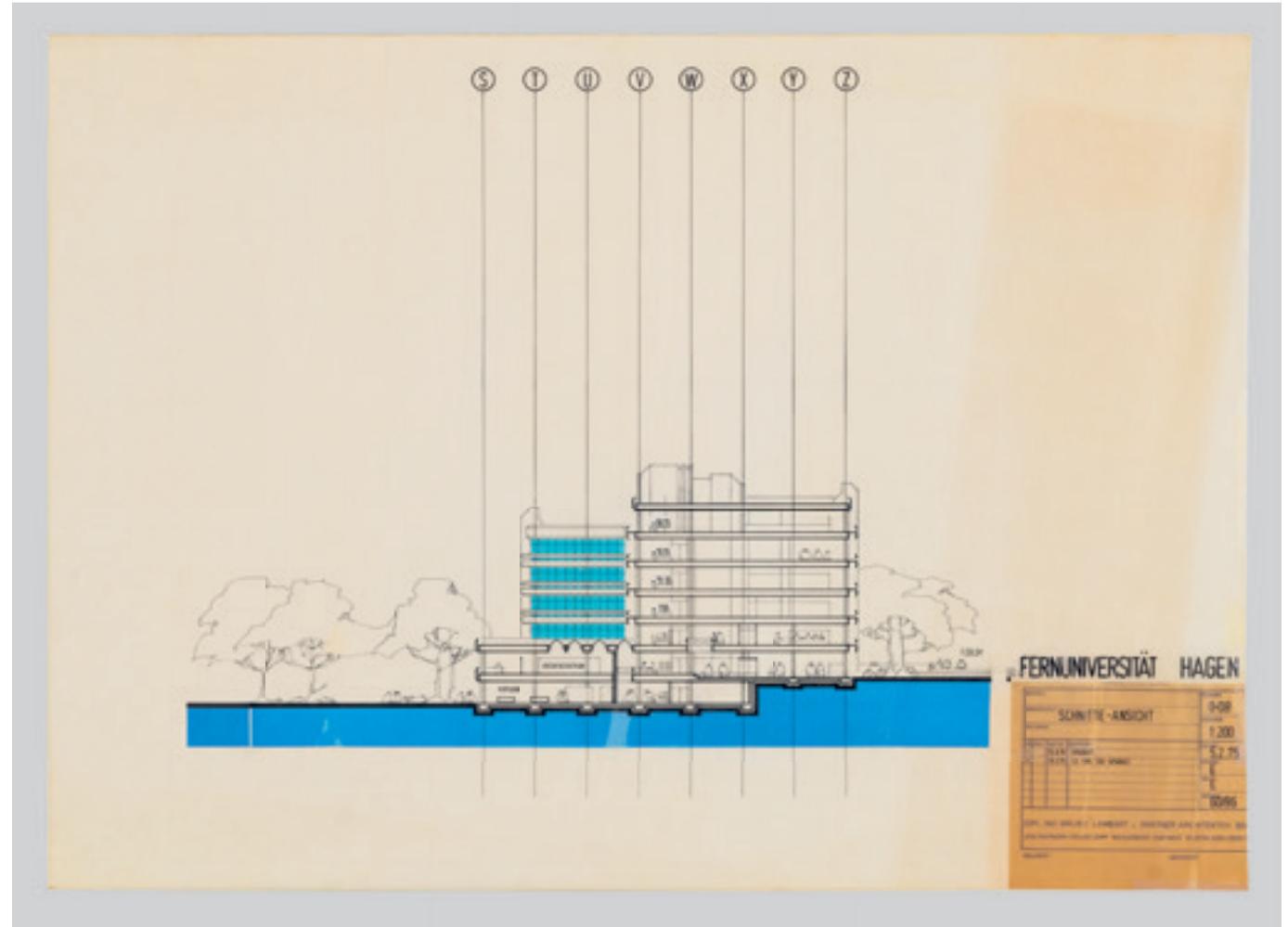
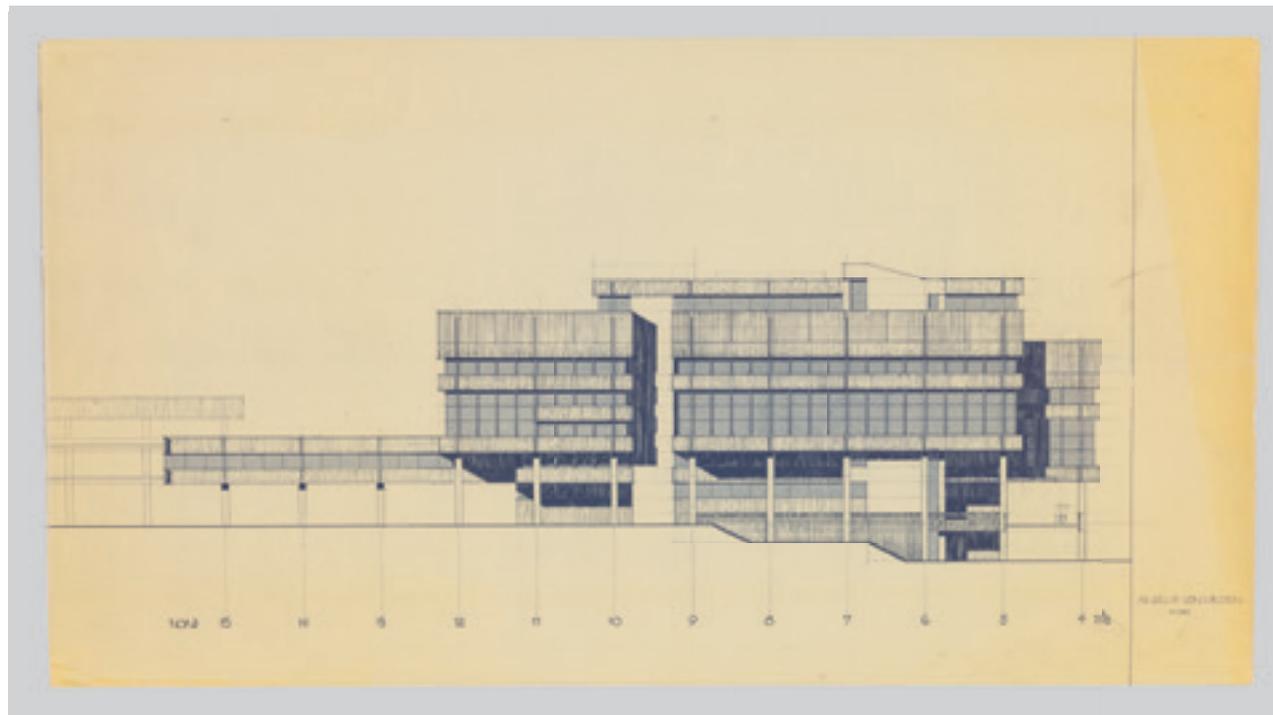
Universitätsbibliothek, Bochum,
Bruno Lambert, Fotografien von
Judith Klein, 2021.



D



B



C

A



Bauwerk und Lage

Die Universitätsidee der Einheit von Lehre und Forschung darstellend, legt die Universitätsbibliothek im Mittelpunkt der Gesamtanlage der Ruhr-Universität als bedeutendes Bauwerk des Forums.

Alle Nutzungs- und Verwaltungsbereiche der Bibliothek wurden zu einer baulichen Einheit gefaßt. Um ein zentrales Treppenhaus legen in vier Geschossen Freihandmagazine und großflächige Lesezonen. Ausgangspunkt der Planung war die Unterbringung von 1,5 Mill. Büchern, die Flächen für 1.800 Lesepätze, sowie der Nachweis von Räumen für 120 Mitarbeiter der Bibliothek.

ARCHITEKTEN

Planungsgruppe:
Staatshochbauamt für die Universität Bochum
Dipl.-Ing. Lambert, Düsseldorf

PLANUNG UND AUSFÜHRUNG

Beginn der Ausführungsplanung
März 1969
Rohbau 14 Monate
Ausbau 17 Monate
Fertigstellung 1. August 1974

BAUKOSTEN

29 Millionen

UNBAUTER RAUM

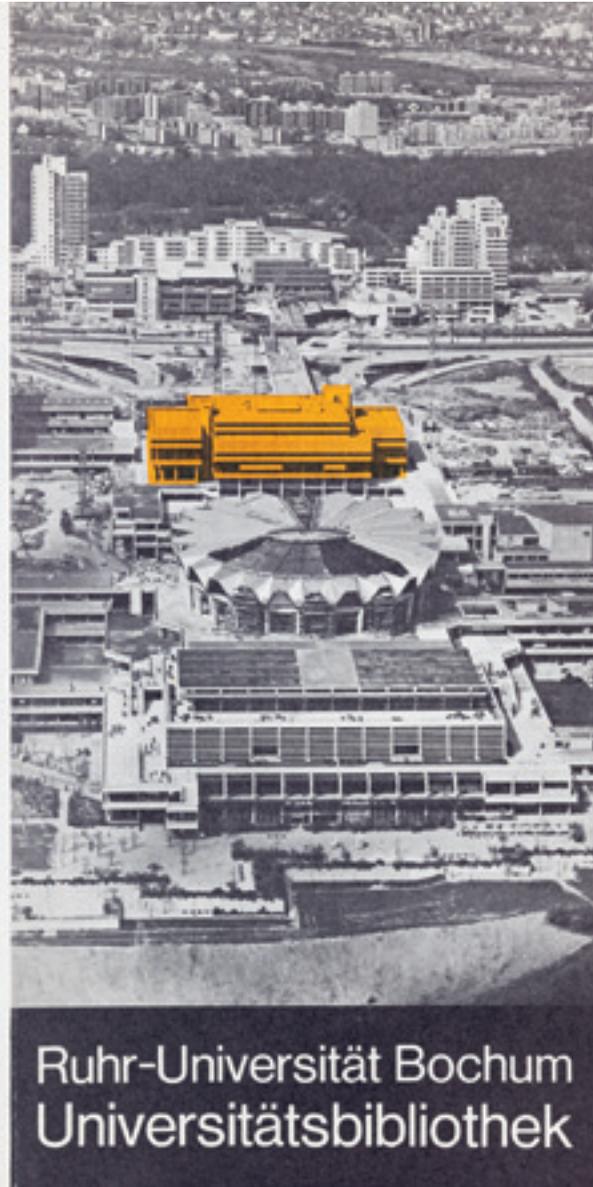
147.900 cbm

HAUPTNUTZFLÄCHE

16.500 qm

KONSTRUKTION

Stahlbetonkonstruktion, monolithische Rahmenkonstruktion (Stützen-Unterzüge) in Verbindung mit Massivkernen. Stützraster 7,50 x 7,50 m, Konstruktionsraster 1,87 m, Nutzlast 750 kg/qm - Bücherzone, 500 kg/qm - Lesezonen. Fassaden aus Stahlbetonfertigteilen mit Stahlfenstern. Geschöföhöhe 3,00 m, Lesesäle 6,00 m, Hochdruckkühlungsanlage, Acheabstand Regale 1,50 m.



Ruhr-Universität Bochum
Universitätsbibliothek

F



E





F



F



F



F

Die Gründung der Ruhr-Universität Bochum im Jahr 1961 kann als wichtiger Schritt gegen den damals befürchteten »Bildungsnotstand« verstanden werden.² Es ist daher nicht allein für die Orientierung auf dem Campus sinnvoll, dass die Bibliothek auf der Magistrale – also der Hauptverkehrsline – liegt, sondern diese Platzierung kann auch als programmatische Setzung verstanden werden. Die Ruhr-Universität Bochum war – und ist – eine Universität »für alle«, die auch für Angehörige weniger wohlhabender oder nicht-akademischer Familien die Chance eines Hochschulstudiums ermöglichen soll (#Essay Strukturwandel und Bildung). Eine Freihandbibliothek (#Essay Bibliotheken an der Ruhr), die im Ensemble mit dem skulptural hervorstechenden Auditorium Maximum und einem zwischen den beiden Gebäuden aufgespannten, großzügigen Platz den Dreh- und Angelpunkt bildet, spricht vom Verständnis einer offenen Universität. Um dieses Ensemble herum verlaufen die Wege auf unterschiedlich hoch gelegenen Ebenen, die vielseitige Aussichten auf das Herz des Campus ermöglichen.³ Das Cover einer Informationsbroschüre, die sich im Nachlass des verantwortlichen Architekten Bruno Lambart findet, hebt diese Platzierung der Universitätsbibliothek durch eine farbige Markierung hervor (Abb. A). Bei der zwischen 1970 und 1974 erbauten Bibliothek handelt es sich um eine Stahlbetonkonstruktion, die keine tragenden Wände hat, sondern durch teilweise auch im Außenbereich sichtbare Stützen getragen wird. Wie die anderen, von Hentrich, Petschnigg & Partner geplanten, Gebäude auf dem Campus, ist auch die Bibliothek mithilfe eines Fertigbausystems (#Miniatur NRW 75; #Miniatur Pädagogische Hochschule Dortmund) entstanden, das speziell für dieses Vorhaben entwickelt wurde und dem ein Raster von 7,50 Metern zugrunde liegt.⁴ An diesem Bau finden sich sowohl in Serie vorgefertigte Betonelemente wie auch Beton, der vor Ort gegossen wurde. Für die Produktion der Betonfertigteile wurde eigens eine temporäre

Feldfabrik auf dem Gelände betrieben.⁵ Die Anmutung der Außenfassaden wird von vier Materialien bestimmt: Stahl, Beton, Backstein und Glas. Die unterschiedlichen Arten der Betonverarbeitung – strukturiert, glatt und schalungsrau – beleben die Fassaden in besonderem Maße.⁶ Es gibt keine verputzten oder verzierenden Elemente. Die Bibliothek ist damit ein gutes Beispiel für die »Materialehrlichkeit« der Nachkriegsmoderne.

Wie eine Ansicht von Westen (Abb. B) übersichtlich darlegt, ist der Bau in drei übereinander liegende Zonen gegliedert: Das obere Drittel wirkt besonders kompakt und wird von strukturierten Betonplatten bestimmt; im mittleren Drittel beginnen Glasfenster mit roten Stahlrahmen – teils von Betonelementen unterbrochen – die Fassade zu öffnen; im unteren Drittel schließlich tritt der Baukörper zurück, um tragende Stützen sichtbar werden zu lassen. Durch diese Öffnung der Fassade im unteren Drittel entstehen Umläufe und offene Flächen, die die Südfassade der Bibliothek und den auf dieser Seite vorgelagerten Platz miteinander verbinden. An dieser Stelle – wo sich heute die Räume der Kunstsammlung der Universität befinden – waren ursprünglich eine Cafeteria und der Haupteingang geplant.⁷ Mit der Entscheidung, die Kunstsammlung in den Bibliotheksbau zu integrieren, musste der Haupteingang an die Nordfassade verlegt werden. Wenngleich die Aufnahme der Kunstsammlung eine Bereicherung des zentralen Ensembles auf der Magistrale ist, bedeutete sie für Lambarts Entwurf auch eine gewisse Entfernung der Bibliothek vom zentralen Forum. In vielen Entwürfen im Nachlass des Architekten finden sich Hinweise darauf, dass er Foren als Orte des Zusammenkommens und des Austausches insbesondere für Bildungsbauten im Innen- und Außenraum als wichtig erachtete. Ein Beispiel ist der Bestand zum Allgemeinen Verfügungszentrum der Fernuniversität Hagen, das Lambart zwischen 1977 und 1979 baute. Da es sich um die erste – und bis heute einzige staatliche – Fernuniversität in der Bundesre-

publik handelte, musste hier ein völlig neues Raumprogramm entwickelt werden. Ein Schnitt (Abb. C) zeigt, wie Lambart auch den Außenbereich des Systembaus als Forum mitplante und die Aufenthaltsqualität der unterschiedlichen Gebäudebereiche durch menschliche Figuren im Plan einbezog. Eine Perspektive (Abb. D) aus dem Bestand zur Fernuniversität verdeutlicht, wie sich Lambart den belebten Ort vorstellte.

Und auch den Innenraum der Universitätsbibliothek der Ruhr-Universität belebte Lambart durch die Schaffung unterschiedlicher Begegnungs- und Arbeitszonen sowie einen geschickten Materialeinsatz. Die Materialästhetik des schalungsrauen Betons, der auch an den Außenfassaden Verwendung fand, setzt sich im Inneren der Bibliothek fort. Insbesondere bei der freitragenden und skulptural anmutenden Betontreppe – dem zentrale Erschließungselement – wirkt das Material durch das von oben einfallende natürliche Tageslicht regelrecht inszeniert.⁸ Das Spiel von Licht und Schatten lenkt dabei die Aufmerksamkeit besonders auf die Untersicht und damit auf die Ingenieurleistung, die Treppe freitragend zu konstruieren (Abb. E). Um die zentrale Treppe herum befinden sich auf jeder Etage Galerien, die als Orte der Kommunikation dienen, für eine kleine Pause, aber auch als Arbeitsplätze. Die frei zugänglichen Buchbestände sind durch Glaswände von der Galerie getrennt. In diesem Bereich finden sich direkt an den Fensterbändern weitere Lese- und Arbeitsplätze. So wird das natürliche Tageslicht optimal genutzt, und der Buchbestand ist gleichzeitig vor zu viel direktem Sonnenlicht geschützt. Diese »Bibliothek für alle« ist Lernort und Informationszentrum, aber mit den Pausenplätzen auf den Galerien ebenso wichtiger Dritter Ort⁹ für die Lernenden und Forschenden. Um ihnen die Navigation im Gebäude zu erleichtern, plante Lambart von Beginn an ein numerisch und farblich kodiertes Orientierungssystem für die Bibliothek ein.¹⁰ Die farbigen Zahlenkombinationen sind direkt auf

den Sichtbeton aufgetragen und verweisen auf die verschiedenen Bereiche.

Während der langen Phase zwischen Eröffnung der Ruhr-Universität Bochum 1965 und der Inbetriebnahme der Bibliothek 1974 wurde das Bibliotheken-System an vielen Universitäten von Magazin auf Freihand umgestellt (#Essay Bibliotheken an der Ruhr). Das frühere System erforderte große Magazine, aus denen Bücher nur auf Anfrage herausgegebene wurden. Die Ruhr-Universität Bochum war eine der ersten Universitäten, deren Bibliothek nach dem neuen Freihand-System geplant wurde; sich die Bücher also in frei zugänglichen Räumen befinden, die es allen Interessierten erlauben, ein Buch aus dem Regal zu nehmen. Die Realisierung dieses neuen, wegweisenden Systems war nur durch den Einsatz neuer revolutionärer Computertechnik der Firma Siemens möglich.¹¹ Und auch die Architektur musste ganz neu gedacht werden.

Heute zeigen zwei Kunstwerke im Außenbereich der Bibliothek, dass sie ein Ort ist, der sich mit dem Campus und dem Anspruch an Lehre und Forschung weiterentwickelt (#Miniatur Place in Transition). Auf der Suche nach einem geeigneten Mahnmal gegen die Jugoslawienkriege entschied man sich Ende der 1990er Jahre, Picassos »Guernica« – das zuvor bereits an anderer Stelle auf dem Campus als Antikriegs-Mahnmal reproduziert, aber bei Instandsetzungen zerstört worden war – zurück auf den Bochumer Campus zu holen. Da Picassos Erben eine malerische Kopie untersagten, zierte seither eine fotografische Reproduktion einen Teil der Südfassade.¹² Seit 2005 finden sich darüber hinaus zwei Neon-Installationen des Künstlers Mischa Kuball an Nord- und Südfassade der Bibliothek.¹³ An der Südfassade blinken die einzelnen Buchstaben des Schriftzugs »Kunstsammlung der Ruhr-Universität Bochum« in unregelmäßigen Abständen auf. Auf der Nordseite steht in Spiegelschrift »Universitätsbibliothek Bochum«, was so auf die

ursprüngliche Planung verweist, den Haupteingang nach Süden, zum Forum und Richtung Auditorium Maximum zu legen.¹⁴ Und auch in jüngster Zeit stand der Bau im Fokus von Forschung und öffentlichem Interesse: 2018 wurde er von der Initiative »Big Beautiful Buildings« ausgezeichnet.¹⁵ 2020 wurde in Kooperation mit dem Projekt »Stadt Bauten Ruhr« der Audioguide »ZukunftsSPUREN« erarbeitet, in dem die Bibliothek von Bruno Lambart als ein regionsprägendes Bauwerk thematisiert wird.¹⁶ Der Guide kann als Einladung auch an Anwohner*innen der Region und Interessierte verstanden werden, sich diesen Ort wirklich als »Bibliothek für alle« zu erschließen.

Anmerkungen

- 1 Sonja Rosenberger, Wozu ich die Universitätsbibliothek Bochum brauche: Erfahrungsbericht einer Studierenden, in: Erdmute Lapp (Hg.), Die Bibliothek als Erfolgsfaktor. Die Universitätsbibliothek Bochum nach 50 Jahren, Bochum 2012, S. 16–21, S. 20 f.
- 2 Hans H. Hanke, Baudenkmäler der Nachkriegszeit in Westfalen. Neun Beispiele, in: Sonja Hnilica/Markus Jäger/Wolfgang Sonne (Hg.), Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen, Bielefeld 2010, S. 65–90, S. 79.
- 3 Cornelia Jöchner, Wo Wege sich kreuzen. Die räumliche Logik des Bochumer Campus, in: Richard Hoppe-Sailer/Cornelia Jöchner/Frank Schmitz (Hg.), Ruhr-Universität Bochum: Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 31–46., S. 36 f.
- 4 Hanke, Baudenkmäler, S. 81.
- 5 Ebd.
- 6 #Religion@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Beton und Wiederaufbau (Ruppio).
- 7 Friederike Wappler/Richard Hoppe-Sailer (Hg.), Kunstsammlungen der Ruhr-Universität Bochum. Campusmuseum, Sammlung Moderne, Düsseldorf 2008, S. 11.
- 8 Alexandra Apfelbaum, Skulpturale Inszenierung. Bruno Lambarts Universitätsbibliothek, in: Hoppe-Sailer/Jöchner/Schmitz, Ruhr-Universität Bochum, S. 247–256, S. 250.
- 9 Den Begriff des »third space« prägte der Soziologe Ray Oldenburg für Orte der Gemeinschaft, die einen Ausgleich zu Familie und Beruf bieten können; Ray Oldenburg, The Great Good Place. Cafés, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons, and other Hangouts at the Heart Community, New York 1989.
- 10 Apfelbaum, Skulpturale Inszenierung, S. 251.
- 11 Alexandra Apfelbaum, Der Weg zum Wissen, in: Hnilica/Jäger/Sonne, Auf den zweiten Blick, S. 244–51, S. 245
- 12 <http://www.pm.ruhr-uni-bochum.de/pm2003/msg00020.htm> (10.12.2021).
- 13 <https://www.ub.ruhr-uni-bochum.de/DigiBib/Aktuelles/kuball.html> (10.12.2021).
- 14 <https://www.ub.ruhr-uni-bochum.de/DigiBib/Aktuelles/kuball.html> (10.12.2021).
- 15 <https://bigbeautifulbuildings.de/objekte/universitaetsbibliothek-bochum> (10.12.2021).
- 16 Der Audioguide ist ein Projekt der »Stadt-SPÄHER« am Seminar für Kunst und Kunstwissenschaft der TU Dortmund in Kooperation mit dem Projekt »Stadt Bauten Ruhr«. Auf Basis der Bestände des Baukunstarchivs NRW widmet sich der Audioguide folgenden Bauten: dem Dortmunder U, dem Museum Folkwang in Essen, der Kulturkirche Liebfrauen in Duisburg, der Stadtkirche Sankt Reinoldi in Dortmund sowie dem Campus und der Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum: <http://www.zukunfts-spuren.info/start> (10.12.2021). Weiterführend: #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Zukunfts-SPUREN (Judith Klein).

AUSDRUCK DES KULTURWILLENS EINER GROSSEN STADT?

DAS HAUS DER ERWACHSENEN- BILDUNG IN ESSEN

ANNA KLOKE

»Der Kulturausschußvorsitzende hält nun auch den Zeitpunkt einer Harmonisierung der wirtschaftlichen und kulturpolitischen Gesichtspunkte bei der Bewertung der Stadtentwicklung für gekommen.«¹
Ludwig Wintzenburg

A

Fotografie, 22,8 × 17,5 cm, Ansicht des Hauses der Erwachsenenbildung von Westen, Fotograf: Manfred Hanisch, 1972.

B

Fotografie, 23 × 29,9 cm, Ansicht des Hauses der Erwachsenenbildung Eingangsseite mit Foyerterrasse, Fotografie: Manfred Hanisch, 1972.

C

Fotokopie, 23,2 × 17,2 cm, Lageplan aus dem Wettbewerb, 1968.

D

Fotografie, 18,7 × 14,5 cm, Wettbewerbsmodell, Wilhelm Seidensticker, um 1968.

E

Fotografie, 23 × 29,9 cm, Ansicht des Hauses der Erwachsenenbildung von Westen, Fotografie: Manfred Hanisch, 1972.

F

Fotokopie mit handschriftlichen Vermerken, 40 × 89,9 cm, Grundriss Erdgeschoss, 1972.

G

Fotografie, 23 × 29,9 cm, Forum für kulturelle Manifestation, Fotografie: Manfred Hanisch, 1972.

H

Fotografie, 23 × 29,9 cm, Cafeteria und Forum für kulturelle Manifestation, Fotografie: Manfred Hanisch, 1972.

I

Baulücke Hollestraße Essen, Fotografie von Detlef Podehl, 2021.





E

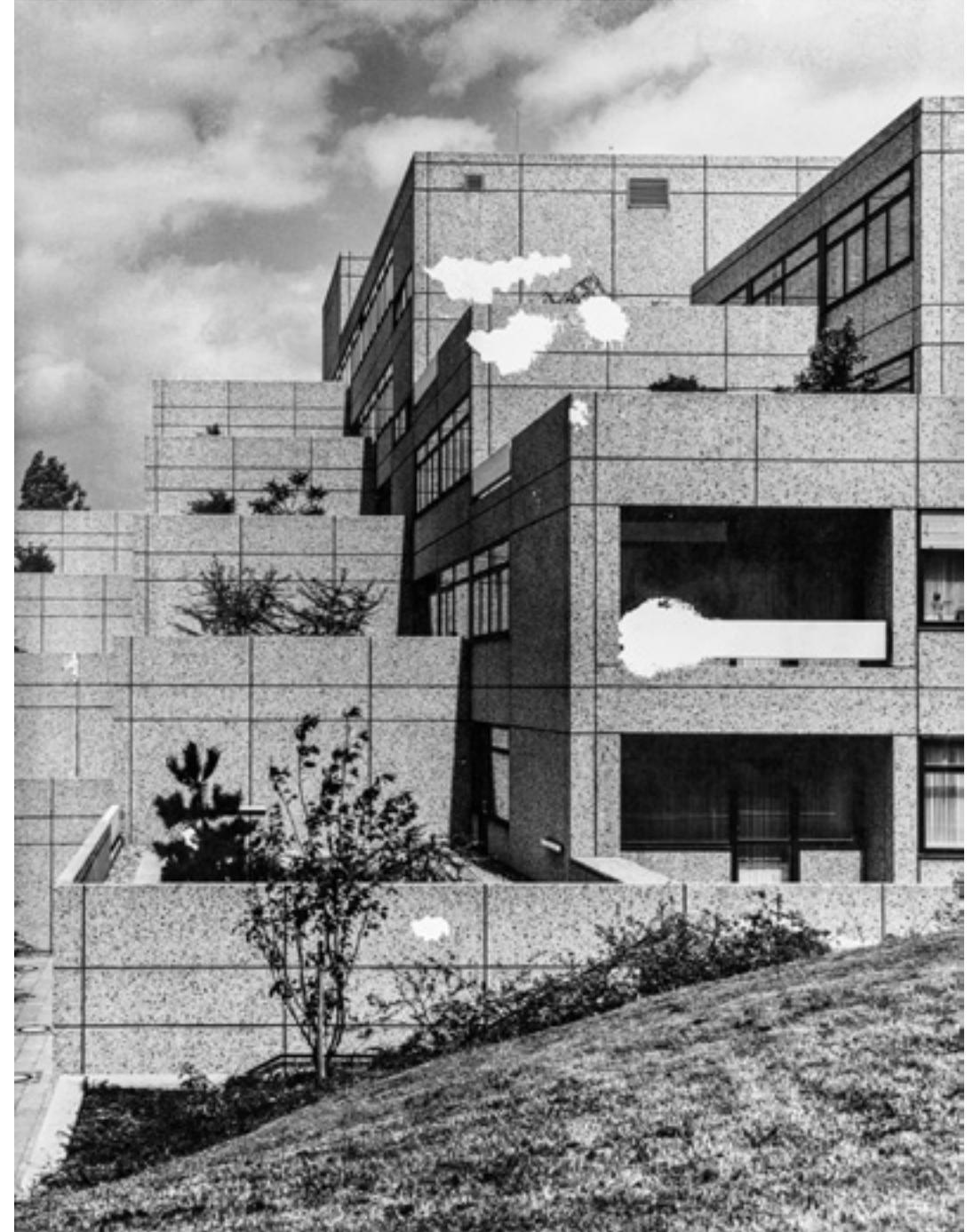


H

G



B



A



Wie ein Stapel Bausteine setzt sich auf dem Archivfoto (Abb. A) eine Architektur zusammen, deren Stringenz durch das fortlaufende Fugenbild einer Waschbetonfassade verstärkt wird (#Essay »Verschwindend?«). Außenliegende Fenster unterstreichen die Plastizität des Baukörpers, die in der Fotografie durch das eingefangene Schattenbild zusätzlich hervorgehoben wird. Lediglich vereinzelt über die Mauern ragende Pflanzen lockern die Nüchternheit des Bildes auf. Das Gebäude zeichnet ein nach Norden abfallendes Gelände stufenartig nach und schafft so Terrassen. Zur Straßenseite hin (Abb. B) öffnet sich der Baukörper über Betonstützen und definiert so einen Eingangsbereich. Die weiß gestrichenen Stahlbeton-Brüstungselemente der Schall- und Sonnenschutz balkone heben sich von der Waschbetonfassade ab. Auch hier verstärkt ein Spiel von Licht und Schatten die Dramaturgie (#Miniatur Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum). Das Außengelände ist mit ineinander verschachtelten, flachen Sichtbetonelementen gestaltet. Ein wohl platziertes Schild weist auf die Nutzung dieses differenzierten Baukomplexes als Volkshochschule hin.

Bereits 1919 wurde mit Unterstützung des damaligen Oberbürgermeisters und späteren Reichskanzlers Hans Luther die Volkshochschule Essen gegründet, zunächst untergebracht im Grillo-Haus am Burgplatz und später im Keramikhaus am Flachsmarkt (#Essay »Bildungsbau nicht als Zweckbau verstehen«). Man wollte »zu echtem Volkstum, freudigem Gemeinsinn und edlem Menschentum erziehen, [...] in den Zusammenhang des Weltgeschehens einführen und dadurch die Berufsarbeit froh und wertvoll machen«,² so die Satzung der neuen Bildungsanstalt. Nach der Schließung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1933 gab 1946 – ein Jahr nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs – die britische Militärregierung dem Antrag der Stadt Essen auf Wiedereröffnung der Volks-

hochschule statt, so dass der Unterricht in verschiedenen öffentlichen Einrichtungen behelfsweise wieder aufgenommen werden konnte. 1962 beschloss der städtische Rat die Errichtung des Hauses der Erwachsenenbildung in dem neben der Volkshochschule auch die Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie untergebracht werden sollte. Drei Jahre später lobte man einen Wettbewerb unter fünf eingeladenen Architekten aus und wählte den Holleplatz,³ »eine[n] der Empfangsräume der Essener City«,⁴ als Planungsfläche. Der Lageplan aus dem Wettbewerb (Abb. C) demonstriert die verkehrsgünstige Innenstadtlage des Grundstücks unweit des Essener Hauptbahnhofs an der Hollestraße/Ecke Steeler Straße, letztere eine der Hauptverkehrsadern der Stadt. Da keiner der eingereichten Entwürfe gänzlich überzeugte, sicherte man sich durch das Auslassen der Erstplatzierung und die Vergabe eines zweiten Preises an Wilhelm Seidensticker (1909–2003) sowie eines dritten an Heinz Budde (1924–2008) Verhandlungsspielraum für das weitere Vorgehen. Seitens des Dezernats für Stadtentwicklung wurde der Wunsch geäußert, an solch prominenter Stelle ein Gebäude als »Auftakt zu dem interessanten Gesamtbild der Essener City« zu errichten, das »einen energischen und markanten Festpunkt« bildet.⁵ Gemeinsam mit dem Oberbürgermeister favorisierte man aus diesem Grund den Entwurf Seidenstickers (Abb. D), der mit einem »lebendigen und spannungsreichen Wechselspiel«⁶ der Baumassen, gekrönt von einem sieben-geschossigen Hauptbaukörper, vor allem städtebaulich aber auch wirtschaftlich überzeugte. Der Entwurf Buddes hingegen wurde wegen seiner funktionellen und pädagogischen Vorzüge unter anderem vom Arbeitskreis Kultur, dem damaligen Leiter der VHS Wilhelm Godde und dem Baudezernenten befürwortet. Im Laufe der Verhandlungen musste das Raumprogramm auf Grund von Finanzierungsschwierigkeiten und der zusätzlichen Auf-

nahme des Institut Français angepasst werden. Schließlich beauftragte man 1967 beide Architekten⁷ zur Einreichung einer gemeinsamen Entwurfsplanung, verbunden mit der Auflage, ein aus Gründen der besseren Finanzierbarkeit in zwei Bauabschnitten zu realisierendes Gebäude zu konzipieren. So entstanden 1969–1971 zunächst die Bereiche der VHS mit provisorischen Räumen für das Institut Français. Im zweiten Bauabschnitt wurden dann die Hörsäle der Akademie und die endgültigen Räume des Instituts realisiert. Das zuvor als städtebaulich markant gelobte Hochhaus, prägnant dargestellt im Wettbewerbsbeitrag Seidenstickers, entfiel. Dennoch pries der Oberbürgermeister Horst Katzor, in dessen Amtszeit auch das 106 Meter emporragende Rathaus gebaut wurde, beim Richtfest des zweiten Bauabschnitts 1974 den Skelettbau aus vorgefertigten Stahlbetonteilen als »funktionell und bauästhetisch überzeugende[n] Ausdruck des Kulturwillens einer großen Stadt«.⁸ Man habe mit solch einem vorbildlichen Bau mitten in der City die Demokratisierung von Bildung, Wissenschaft und Kultur gefördert: »Gerade diejenigen Menschen, die nach teilweise armseliger Jugendschule jetzt als Berufstätige weiterlernen möchten, hätten im Zeichen einer sozialen Demokratie Anspruch auf zeitgemäße Bedingungen der Weiterbildung«,⁹ so der SPD-Politiker. Das Gebäude drücke die »Bedeutung der modernen Erwachsenenbildung« und den »Wille[n] unserer Stadt zur Bildung«¹⁰ bestens aus. Man sei »auf dem Weg zu einer menschlichen Stadt [...] mit dem Weiterbau dieses Hauses einen guten Schritt vorangekommen«,¹¹ so Katzor. Die Stadt Essen wollte eine »architektonische Atmosphäre der Freiheit und der spielerischen Überraschung«¹² schaffen. Tatsächlich ermöglichte das im Sinne des »Demokratischen Bauens« gestaltete Haus mit seinen ausladenden Terrassen je nach Blickwinkel immer neue An- wie auch Aus-

auf Dachterrassen hinaus. Auch ein Malatelier mit Dachgarten sowie ein modernes Sprachlabor zählten zum Raumprogramm. Offen gestaltete Grundrisse mit Zwischengesossen ermöglichten spannende Blickbeziehungen und vor allem eine Teilhabe am Geschehen. Der Wunsch nach Demokratisierung von Bildung, Wissenschaft und Kultur fand insbesondere in der Gestaltung des »Forums für Kulturelle Manifestation«, dem »Kernstück der gesamten Anlage«¹³ seinen Ausdruck. Wie dem Erdgeschossgrundriss (Abb. F) und verschiedenen Archivaufnahmen (Abb. G, H) zu entnehmen, öffnet sich das Forum zum Foyer, der Cafeteria und über eine Vollverglasung an der Außenwand auch zur Umgebung. Darüber hinaus ist hier bewusst eine freie Bestuhlung gewählt worden, die nicht frontal einem erhöhten Podium gegenübergestellt ist. Um eine Kommunikationssituation zu schaffen, wurden stattdessen über Eck liegende Ränge angeordnet, die sich zu einem Moderationsbereich abtreppen (#Miniatur Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum). Ein Wandrelief, Beistelltische mit Aschenbechern sowie die Ausstattung mit niedrigen, lederbespannten Armlehnstühlen vermitteln sowohl Wertigkeit als auch eine gewisse Geselligkeit. Die Wand- und Deckengestaltung unterstreichen das Raster nicht nur als statisches (Statisches Raster 4,80 × 7,20 Meter generiert aus dem Grundraster von 1,20 × 1,20 Meter), sondern auch als gestalterisches Motiv des Gebäudes im Außen- wie im Innenbereich. Dementsprechend hat der Fotograf die modernen Drehstühle an der Bar in exakt gleicher Ausrichtung und die Aschenbecher auf den Cafeteriatischen in einer Anordnung von genau gleichen Abständen zueinander abgelichtet. Die Aufnahmen, welche in zahlreichen (Fach-)Zeitschriften publiziert wurden, könnten auch den Konferenzbereich eines Wirtschaftsunternehmens abbilden und vermitteln dem Betrachter in ihrer Darstellung von Ordnung, Seriosität und einer gewissen Eleganz die Be-

deutung der Erwachsenenbildung für Stadt und Land zu jener Zeit. Werner Morgenstern, Kulturausschussvorsitzender der Stadt, sah 1974 in seiner Ansprache zum Richtfest »nun auch den Zeitpunkt einer Harmonisierung der wirtschaftlichen und kulturpolitischen Gesichtspunkte bei der Bewertung der Stadtentwicklung für gekommen.«¹⁴ Die technische und räumliche Ausstattung galt in der Fachwelt als vorbildlich und verstärkte den bestehenden Andrang an Volkshochschulen zu jener Zeit.¹⁵ Die Landesregierung lobte das Haus als beispielhaft und erklärte es gar 1974 zur Volkshochschul-Modelleinrichtung des Landes NRW. Dies wurde mit einer Baukostenzuschussung von 50 Prozent des zweiten Bauabschnitts, der anteiligen Finanzierung der Innenausstattung in Höhe von 300.000 DM und der Förderung weiterer Lehrerstellen unterstrichen. Im selben Jahr verabschiedete NRW das »Erste Gesetz zur Ordnung und Förderung der Weiterbildung im Lande Nordrhein-Westfalen«, welches die Weiterbildung als vierte Säule des Bildungswesens bestimmte und ihre Förderung zur kommunalen Pflicht erklärte. Es entstanden in der Folge viele neue Einrichtungen zur Weiterbildung. 1979 wurde daraufhin die Heinrich-Thöne-Volkshochschule in Mülheim von Dietmar Teich nach einem Wettbewerbs-Entwurf der Architektengemeinschaft Seidensticker-Spantzel-Teich-Budde-Gutsmann-Jung errichtet, die unter anderem mit ihren Terrassierungen an das Essener Haus der Erwachsenenbildung erinnert und 2015 unter Denkmalschutz gestellt wurde. In Essen wies man in den 1990er Jahren eine gesundheitsgefährdende PCB-Belastung im Haus der Erwachsenenbildung nach. Man errechnete Sanierungskosten in Höhe von sieben Millionen Euro, die wiederum Abrisskosten von zwei Millionen Euro vergleichend gegenübergestellt wurden. Schließlich beschloss die Stadt im Jahr 2000 den Bau einer neuen Volkshochschule am Burgplatz. Das von Hartmut Miksch ent-

worfene, mit seiner Vorhang-Glasfassade an das historische Filmtheater Lichtburg anschließende Schulgebäude, wurde 2004 eröffnet (#Essay »Bildungsbau nicht als Zweckbau verstehen«). Das Haus der Erwachsenenbildung verfiel zusehends und stand bis zum vollständigen Abbruch 2014 als vermeintlich abschreckendes Beispiel der Architektur der 1970er Jahre an prominenter Stelle im Herzen der Stadt (#Essay Architektur der »Neustadt«; #Essay »Verschwindend?«). Seit Jahren klafft nun an diesem ehemaligen Empfangsraum der Essener City¹⁶ eine großformatige Lücke.

Anmerkungen

- 1 Ludwig Wintzenburg, Vortritt für Berufstätige, in: NRZ, Essener Tagebuch, 13.4.1974.
- 2 Satzung der Volkshochschule Essen, 1.9.1919, zitiert nach: https://de.wikipedia.org/wiki/Volkshochschule_Essen (14.9.2021).
- 3 Das rund 7.000 Quadratmeter große Gelände in direkter Nachbarschaft zur ehemaligen Humboldt-Schule gehörte einst zum weitreichenden Areal der Puddlings- und Blechwalzwerk Schulz-Knaudt, auf dem bereits 1922–1924 die Essener Börse (heute: Haus der Technik) im Stil des Backsteinexpressionismus von Edmund Körner errichtet wurde.
- 4 Haus der Erwachsenenbildung. Stellungnahme des Dezernats für Stadtentwicklung, 15.6.1966, in: Büro des Oberstadtdirektors (Hg.), Planung und Errichtung eines Neubaus für das Haus der Erwachsenenbildung an der Hollestraße, I. und II. Bauabschnitt, Haus der Essener Geschichte/Stadtarchiv, 1048/61, S. 769.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Zur Arbeitsgemeinschaft zählten später auch die Architekten Herbert Jung, Werner Gutschmann und Willi Spantzel.
- 8 O. A., »Jugendzentrum für Erwachsene« steht, in: NRZ, 14.3.1974.
- 9 Ebd.
- 10 O. A., Aufwendige Säle machten den neuen Teil der VHS teuer, in: WAZ, 14.3.1974.
- 11 Ebd.
- 12 O. A., Das Haus der Erwachsenenbildung, in: Deutsche Bauzeitung 141 (1972), H. 7, S. 1227–1232, S. 1227.
- 13 Hauptausschussdrucksache 434, Ratsdrucksache 1054, in: Büro des Oberstadtdirektors, Planung und Errichtung eines Neubaus für das Haus der Erwachsenenbildung, S. 887.
- 14 Ludwig Wintzenburg, Vortritt für Berufstätige.
- 15 Ebd.
- 16 Haus der Erwachsenenbildung. Stellungnahme, 15.6.1966, S. 769.

NUR NOCH IM
ARCHIV UND
JETZT AUCH
EN MINIATURE
**DIE ARCHITEKTUR
DER »NEUSTADT«**
ANNA KLOKE

1



Julius von Bismarck und Marta Dyachenko, »Neustadt« im
Landschaftspark Duisburg-Nord, 2021. Fotografie: Detlef Podehl.

2



Liburna Kukiqi, »Neustadt« im Landschaftspark
Duisburg-Nord mit Haus der Erwachsenenbildung, 2021.

3



Julius von Bismarck und
Marta Dyachenko,
Skulptur des
Hauses der
Erwachsenen-
bildung Essen,
2021. Fotografie:
Detlef Podehl.

4



Julius von Bismarck und
Marta Dyachenko,
Skulptur des
Hauses der
Erwachsenen-
bildung Essen mit
Fassadenrelief und
charakteristischem
Fugenbild, 2021.
Fotografie: Detlef
Podehl.

5



5

Haus der Erwachsenenbildung
in der Hollestrasse in Essen kurz
vor dem Abbruch, um 2013.
Fotografien: Alex Weiß.

6



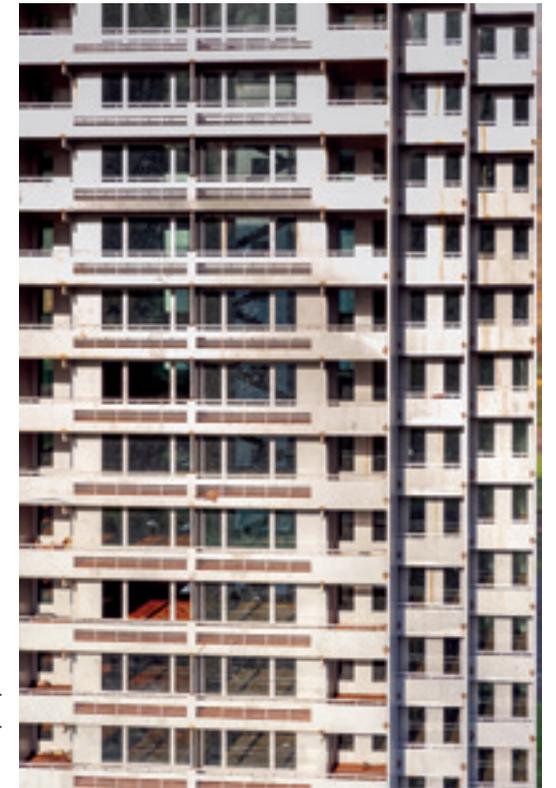
Julius Wohlrath, Abbruchstelle des Hauses der
Erwachsenenbildung in der Hollestrasse in Essen, 2021.

7



Julius von Bismarck und Marta Dyachenko, Skulptur City Wohnturm Bergkamen mit Rollläden, 2021. Fotografie: Detlef Podehl.

8



Julius von Bismarck und Marta Dyachenko, Skulptur Wohntürme »Weiße Riesen« Kamp-Lintfort, 2021. Fotografie: Detlef Podehl.

9



Skulptur Wohntürme »Weiße Riesen« Kamp-Lintfort in der »Kulisse« des Landschaftsparks Duisburg-Nord, 2021, Fotografie: Detlef Podehl.



10

Julius von Bismarck und
Marta Dyachenko, Skulptur
Wohnanlage »Goliath« Marl
mit Fassadengraffiti, 2021.
Fotografie: Detlef Podehl.

11



Julius von Bismarck und Marta Dyachenko, Skulptur Freizeit-Allwetterbad Schwerte mit beschlagenen Fenstern und gefüllten »Schwimmbecken«, 2021. Fotografie: Detlef Podehl.

12



Julius von Bismarck und
Marta Dyachenko,
Skulptur Kirche St. Josef
Essen, 2021. Fotografie:
Detlef Podehl.

13



Julius von Bismarck und
Marta Dyachenko, Skulptur
Steinkohlekraftwerk Gus-
tav Knepper Dortmund
mit Feuertreppe, 2021.
Fotografie: Detlef Podehl.



Transport der Skulpturen der »Neustadt« via Schiff von Berlin nach Duisburg, 2021. Fotografie: Emscherkunstweg/Heinrich Holtgreve.

»Das ist ein Mahnmal. Das ist aber auch ein Ort, an dem vielleicht Zukunft gedacht werden kann.«¹ Julius von Bismarck

335

Die Duisburger »Neustadt« befindet sich am Rande des Landschaftsparks Duisburg-Nord auf einer Grünfläche mit gewolltem Wildwuchs (Abb. 1), an der sich Infrastrukturen der Vergangenheit und der Gegenwart kreuzen – Transportwege des stillgelegten Hüttenwerks Duisburg-Meiderich, die Autobahn 42, der Emscher Park Radweg und die nunmehr renaturierte Alte Emscher. Trotz der Lärmkulisse des vorbeirauschenden Verkehrs stehen dort zwei Parkbänke, ausgerichtet auf das Panorama ehemaliger Verladebrücken, die vom Selbstverständnis der industriellen Kulturlandschaft erzählen. Ohne erkennbares Muster baut sich auf diesem leicht hügeligen Gelände seit Mai 2021 die »Neustadt« auf, eine Installation im Rahmen des Emscherkunstweges.² Insgesamt 23 Skulpturen, gefertigt aus Beton, Stahl, Edelstahl und Acrylglas, stellen Architekturen im Maßstab 1:25 dar, die seit der Jahrtausendwende im Ruhrgebiet abgebrochen wurden und damit eigentlich auch der Vergangenheit angehören sollten. Darunter Gebäude wie das Haus der Erwachsenenbildung in Essen (Abb. 3; #Miniatur Haus der Erwachsenenbildung; #Essay »Verschwindend?«), einst gefeiert als »funktionell und bauästhetisch überzeugende[r] Ausdruck des Kulturwillens einer großen Stadt«³. Vom Land Nordrhein-Westfalen zur Modelleinrichtung für die Erwachsenenbildung erklärt, wurde das Gebäude nach nur 25 Jahren aufgrund eines hohen Sanierungsbedarfs durch einen Neubau an anderer Stelle ersetzt (#Essay »Bildungsbau nicht als Zweckbau verstehen«). Dieses Haus der Erwachsenenbildung, an der Einfahrt zur Innenstadt gelegen, brannte sich bis zum endgültigen Abbruch

336 2014 über Jahre als von Vernachlässigung und Vandalismus gezeichnetes Relikt ins Gedächtnis der Stadt. Graffitikünstler erkannten jedoch die Qualitäten der Bauskulptur und spielten mit den abgetreppten Bauvolumina und den sich immer neu aufbauenden Perspektiven (Abb. 3, 4). Konnte man das Haus und seine Bauwerksbiografie bislang nur noch im (Baukunst-)Archiv nachvollziehen, so erstrahlte es im Frühjahr 2021 zur Eröffnung der »Neustadt« en miniature samt charakteristischem Fugenbild und Fassadenrelief (Abb. 4) in gewisser Weise wieder im alten Glanz. Die Künstler:innen Julius von Bismarck⁴ und Marta Dyachenko⁵ wählten für die »Neustadt« Architekturen, die zum einen den eigenen ästhetischen Kriterien genügen und zum anderen einen Querschnitt des lokalen Städtebaus repräsentieren sollten. So treffen hier die in den 1970er Jahren in Kamp-Lintfort erbauten Wohntürme »Weiße Riesen« (Abb. 8) und die Essener Kirche St. Josef (Abb. 12) aus dem Jahr 1904 aufeinander. Dieser neugotische Sakralbau ist das älteste, das Freizeit-Allwetterbad Schwerte (Abb. 11) von 1993 das jüngste Zeugnis der Bautätigkeit im Ruhrgebiet auf dem Gelände der »Neustadt«. Bei dem einstigen Vorzeigeobjekt Schwertes liegen Entstehung und Abriss nach nur 16 Jahren besonders nah beieinander.

Viele Gebäude der »Neustadt« wirkten identitätsstiftend und waren wie das Haus der Erwachsenenbildung eine Zeit lang sowohl Projektionsorte des städtischen Selbstverständnisses als auch Räume des alltäglichen Miteinanders. So erzählt »Neustadt« vom Wandel des Urbanen ebenso wie vom Wandel der Gesellschaft (#Essay Strukturwandel und Bildung). Das Kunstwerk der »auferstandenen« Häuser evoziert Erinnerungen, zeigt und hinterfragt, was man zu bestimmten Zeitpunkten haben und dann nicht mehr haben wollte und was heute möglicherweise einen Verlust von (bau-)kulturellem Erbe darstellt (#Essay »Verschwindend?«). Neben diesem (im-)

337 materiellen Verlust beklagen die Künstler:innen, hier unter anderem gefördert durch den Baustoffproduzenten Berding Beton, den Verbrauch von grauer Energie und fordern stattdessen, verstärkt über die Möglichkeiten der Sanierung, der Umnutzung oder auch des bloßen Leerstands nachzudenken.⁶ Damit hat das Kunstwerk auf dem Gelände des Landschaftsparks Duisburg-Nord eine passende Heimstätte gefunden, ist dieser Park doch im Zuge der Internationalen Bauausstellung Emscherpark entstanden, die den Abbruch zahlreicher Architekturen durch Umnutzung oder auch kontrollierten Verfall verhinderte und dadurch industrielles Erbe und Ressourcen sicherte. Auch in der »Neustadt« geht es den Machern nicht darum »niedergegangene« Architekturen aufzubahren und damit verbundene Erinnerungen wie in einem Poesiealbum bloß festzuhalten, sondern den Zyklus aus »Rückbau« und Neubau als scheinbar unabdingbare Folge sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Veränderungen zu hinterfragen und Bewusstsein für die Veränderungen der Lebensumwelt zu schaffen. Das Thema der Entstehung und Wirkung des öffentlichen Raumes ist für die künstlerische Arbeit von Bismarcks zentral: »Ich denke sehr viel nach über Ästhetik im öffentlichen Raum und über die Frage, wer entscheidet, was wie aussieht und welchen Effekt es auf die Menschen hat, die irgendwo leben.«⁷ Der von ihm als traumatisch empfundene Abbruch des Palastes der Republik als Teil des Umbaus der Hauptstadt mit in seinen Augen minderwertigen Neubauten inspirierte Julius von Bismarck zum Bau der »Neustadt«.⁸ Ihre Skulpturen wurden über einen Zeitraum von drei Jahren in Julius von Bismarcks Berliner Atelier gefertigt, einer ehemaligen Malzfabrik.⁹ Um CO₂ einzusparen, reisten die Werke via Schiff nach Duisburg (Abb. 14).¹⁰ Auf Deck lagerten sie erhöht auf eigens angefertigten Holzgestellen, welche die »Stadt der verschwundenen Häuser« auf ihrer Überfahrt

338 quer durch die Republik gut sichtbar werden ließ. So tauchten die abgebrochenen »Weißen Riesen« mit einem Mal an höchst unterschiedlichen Stellen wieder auf, thronten vor Wald- und Wiesenlandschaften und gliederten sich wie selbstverständlich in die Silhouetten der vorbeiziehenden Städte (wieder) ein. Das auf Foto und Film festgehaltene Verschwimmen von (noch) gewollter und abgelehnter Architektur verdeutlicht, wie ein gesellschaftlicher Wille teils beton-schweren Immobilien einen ephemeren Charakter verleihen kann. Auch angekommen an Land verliert sich die Maßstäblichkeit, indem die »Neustadt« in der Kulisse des Landschaftsparks aufgeht und damit auf eigene Weise »real« wird (Abb. 9). Dies ermöglichen ebenfalls Kleinteiligkeit und Detailtreue in der Darstellung: Man erkennt Fassadenreklame, Kunst am Bau, neogotisches Maßwerk und sogar Schwimmbadfliesen sowie Rollläden. Letztere findet man teils halb, teils ganz heruntergelassen an einer Hochhausskulptur (Abb. 7), deren Schweißpunkte an den Balkonen jedoch eine völlig neue Ornamentik am Bau schaffen. Die gewählte Verkleinerung von 1:25 ist zwar nicht im Bereich der Architekturplanung, allerdings bei Spielfiguren und Modellautos sowie im Entwurf von Theaterbühnen gängig. Auch viele der hier dargestellten Architekturen dienten als Bühnen der Stadtgesellschaft, die nun in der Imagination wieder lebendig werden. Man kann sich vorstellen, wie hier gelebt, gearbeitet und gebetet wurde. Die Loopingrutsche des Freizeit- und Allwetterbads Schwerte führt ins Außenbecken, inzwischen gefüllt wie eine Vogeltränke, die Scheiben beschlagen wie an einem überfüllten Wochenende. Tatsächlich erblickt man bei den Architekturen der »Neustadt« oftmals dieselben (bautechnischen) Probleme wie bei ihren »Vorbildern«: stehendes Wasser auf Dächern, Rost, Vandalismus, vergrünende sowie bröckelnde Fassaden und beschlagende Fenster infolge eindringender Feuchtigkeit.

Einige Exponate laden durch ihre Sitzhöhe Besucher:innen zum Verweilen ein, wovon Kronkorken auf Balkonen zeugen. Die Miniatur des Marler »Goliath« (Abb. 10), eine Wohnanlage von 1972, abgebrochen 2006, fungiert inzwischen auch als eine Art Taubenschlag und Pflanzranke, ein erstes Graffiti verschafft »street credibility«. Gerade der Pflanzenbewuchs ist explizit gewünscht, soll er doch die Maßstäblichkeit der »Modellstadt« verschieben und ihr Leben einhauchen. Der Alterungsprozess der Häuser der »Neustadt« erfolgte im Zeitraffer. Manche Skulpturen, darunter auch das Haus der Erwachsenenbildung, wirken schon im Winter 2021 wie ihre »Vorbilder« kurz vor ihrem Rückbau und liefern so die Argumentation für ihre »Beseitigung« scheinbar auf dem Silbertablett: eine Architektur, die nicht mehr ins Bild passt(e). Gründe und Begründungen hierfür waren allerdings so verschieden wie die gezeigten Gebäude. Und so zählt zur »Neustadt« auch ein monolithisches Betonelement, das man erst aus der Nähe anhand nachgebildeter Feuertreppen als Teil der Installation erkennt. Es stellt das Dortmunder Steinkohlekraftwerk Gustav Knepper (Abb. 13) dar, entworfen vom Architekten Fritz Schupp, das 2011 stillgelegt und 2019 gesprengt wurde. Wie die nahegelegenen ehemaligen Industrieanlagen erzählen die Architekturen der »Neustadt« von der wechselvollen Geschichte der Region, sind dabei aber als Stellvertreter einer größeren, ortsunspezifischen Fragestellung gedacht. Denn obwohl auch die Emscher-Rinne als ein Schlüsselbauwerk des strukturellen (Um-)Baus der Region zum Kunstwerk gehört, betonen von Bismarck und Dyachenko, dass es sich bei ihrem Werk nicht um eine Ruhrgebietserzählung handle, sondern es allgemein um Wandel gehe.¹¹ Dies verdeutlichen sie wohl auch mit dem Titel: So ist die »Neustadt« im Wandel nicht nur in

339

340 Duisburg zu finden, handelt es sich dabei doch um den häufigsten Ortsnamen in Deutschland.

Nachtrag. Das Archivgut zum Bau des Hauses der Erwachsenenbildung liegt als Teil des Nachlasses des Architekten Wilhelm Seidensticker im Baukunstarchiv NRW und ist in Forschung und Lehre Gegenstand des Projektes »Stadt Bauten Ruhr«. So analysierten im Wintersemester 2021/2022 Master-Studierende der Architektur und des Städtebaus im Rahmen des Seminars »Nur noch im Archiv« unter Leitung von Anna Kloke und Christos Stremmenos das Haus und seine Bauwerksbiografie anhand des Archivmaterials und diskutierten an diesem Beispiel den Umgang mit baukulturellem Erbe. Die Studierenden setzten sich an der Abbruchstelle in der Essener Innenstadt sowie in der Duisburger »Neustadt« auch zeichnerisch und fotografisch mit dem Haus, seiner Biografie und der künstlerischen Arbeit Julius von Bismarcks und Marta Dyachenkos auseinander (Abb. 6, 2). Das Haus der Erwachsenenbildung war ebenfalls Gegenstand eines zweiten Seminars mit dem Titel »Verschwindend?«¹² unter Leitung von Maik Ronz und Christin Ruppio. In diesem Seminar standen Geschichte und Qualitäten verschwundener oder nie realisierter Bauten der Ruhrregion im Fokus einer kollaborativen kunstwissenschaftlichen und künstlerischen Auseinandersetzung (Abb. 16; #Essay »Verschwindend?«).

Anmerkungen

- 1 Künstler Julius von Bismarck im Gespräch mit Britta Bürger, 7.9.2021: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/kuenstler-julius-von-bismarck-von-der-faszination-fuer-das-100.html> (30.11.2021).
- 2 Die »Neustadt« entstand auf Einladung von Britta Peters, der künstlerischen Leiterin der Kulturinstitution Urbane Künste Ruhr und gehört zum Emscherkunstweg, einer internationalen Skulpturensammlung im öffentlichen Raum des nördlichen Ruhrgebiets (Kooperation von Urbane Künste Ruhr, Emschergenossenschaft und Regionalverband Ruhr, gefördert durch das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW). Vorläufer des Emscherkunstweges war das temporäre Ausstellungsformat Emscherkunst, das seit 2010 den Umbau des Emscher-Systems durch die Emschergenossenschaft begleitet hat.
- 3 O. A., »Jugendzentrum für Erwachsene« steht, in: NRZ, 14.3.1974, o. S.
- 4 Julius von Bismarck: geboren 1983 in Breisach am Rhein, Studium der Visuellen Kommunikation an der UdK Berlin, Meisterschüler bei Olafur Eliasson, Studium zum Master of Fine Arts am Hunter College New York.
- 5 Marta Dyachenko: geboren 1990 in Kiew, Ukraine, Studium der Architektur und Bildenden Kunst mit dem Schwerpunkt Bildhauerei an der UdK Berlin, unter anderem bei Arno Brandhuber und Manfred Pernice.
- 6 Peter Backof, »Neustadt« von Julius von Bismarck und Marta Dyachenko, WDR 5 Scala – aktuelle Kultur, 29.4.2021: <https://www1.wdr.de/mediathek/audio/wdr5/wdr5-scala-aktuelle-kultur/audio-neustadt-von-julius-von-bismarck-und-marta-dyachenko-102.html> (29.11.2021).
- 7 Neustadt. Julius von Bismarck, Marta Dyachenko: <https://emscherkunstweg.de/kunstwerk/neustadt/> (19.11.2021).
- 8 Uta Winterhager, Die Stadt der nicht eingetroffenen Zukunft, 30.4.2021: <https://www.koelnarchitektur.de/pages/de/news-archive/32259.htm> (30.11.2021).
- 9 Die Skulptur des Hauses der Erwachsenenbildung wurde nicht im Atelier von Bismarcks in Berlin gefertigt und war daher nicht Teil der Fracht bei der Überführung per Schiff. Die Skulptur des Steinkohlekraftwerks Gustav Knepper entstand zu einem späteren Zeitpunkt.
- 10 ZDF Kulturzeit, Julius von Bismarck und die Stadt der Zukunft, 22.4.2021: <https://www.zdf.de/kultur/kulturzeit/julius-von-bismarck-projekt-neustadt-100.html> (19.11.2021).
- 11 Entsprechend der angestrebten Allgemeingültigkeit des Projekts fehlen auch Beschriftungen an den Skulpturen, die eine unmittelbare Zuordnung von Raum, Zeit und Funktion der dargestellten Architekturen erleichtern würden. Lediglich drei kleine Betonquader am Rande der »Neustadt« nennen Titel, Jahreszahl und Künstler:innen des Gesamtwerkes. Die weitere Informationsvermittlung wird über einen QR-Code sowie die Webadresse der Emscherkunst ins Netz verlagert.
- 12 Maik Ronz/Christin Ruppio (Hg.), Verschwindend? Stadtbauten als utopische Modelle, Dortmund 2021.

HAUS DER KULTUR
HARALD
DEILMANN,
BILDUNGS-
ZENTRUM
GELSENKIRCHEN
SONJA PIZONKA

»Künftig werden Wissen und Bildung,
Lernen und Lehren das private
und berufliche Leben bestimmen.«¹
Stadt Gelsenkirchen

A

Historische Reproduktion,
17,6 × 23,8 cm, Grundriss
Erdgeschoss M 1:500,
ohne Datum.

B

Historische Reproduktion,
23,8 × 17,6 cm, Lageplan M 1:5000,
ohne Datum.

C

Schwarzweiß-Fotografie,
17,5 × 23,3 cm, Bildungszentrum,
im Hintergrund das Musiktheater,
um 1972.

D

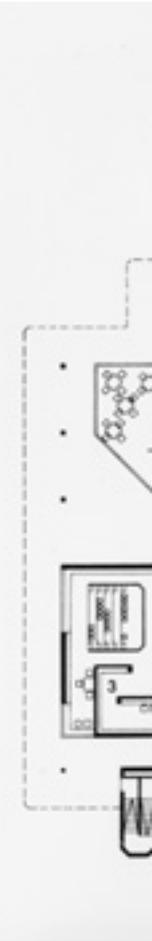
Schwarzweiß-Fotografie,
23,7 × 17,4 cm, Treppenhaus,
um 1972.

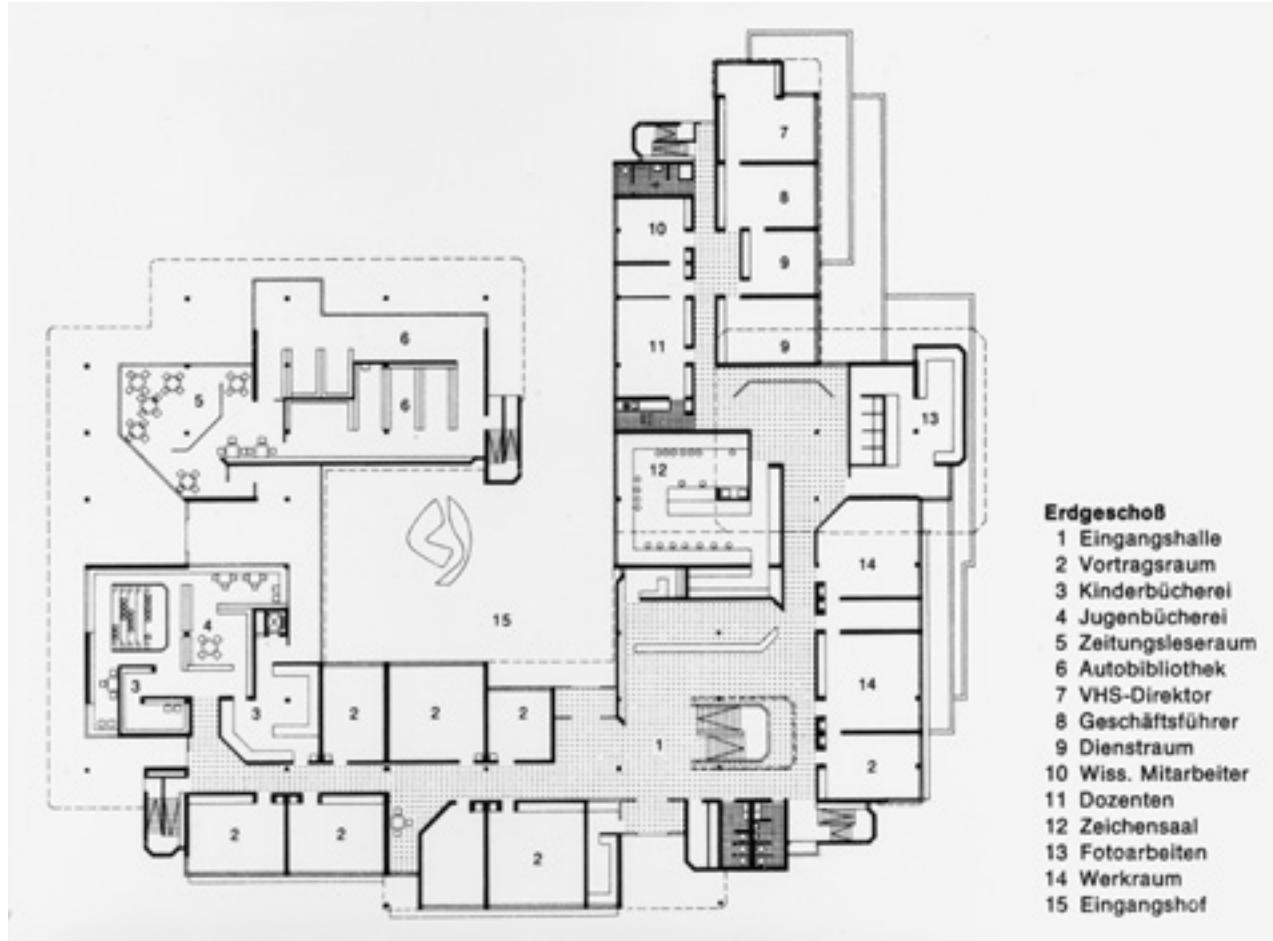
E

Farbfotografie, 17 × 22,3 cm,
Stadtbibliothek, um 1972.

F

Bildungszentrum, Gelsenkirchen,
Harald Deilmann, Fotografien von
Detlef Podehl, 2021.





A



C





D



F



F



F



F



E



F



F

Die Urkunde zur Grundsteinlegung des Bildungszentrums in Gelsenkirchen 1968 beginnt mit dem vorangestellten Zitat und begründet die Entscheidung für den Bau auch damit, »dem Bürger zur Entfaltung, dem Gemeinwesen zum Fortschritt, der Demokratie zum Nutzen« sein zu wollen.² Dieses Gebäude, ein zentral gelegenes Haus für die Erwachsenenbildung (#Miniatur Haus der Erwachsenenbildung Essen), hatte die Dozentenvereinigung des Volksbildungswerks in Gelsenkirchen bereits 1957 in einem Brief an den Stadtdirektor gefordert: »Heute steht unser Volksbildungswerk unter den Volkshochschulen der Länder mit an führender Stelle. Dieses Ansehen kann aber bei weiterer Entwicklung nur dann gewahrt werden, wenn das von verschiedenen Seiten schon längst angeregte eigene Bildungsheim in absehbarer Zeit verwirklicht wird. Nachbarstädte wie Dortmund, Marl, Oberhausen sind uns inzwischen darin schon vorangegangen, so daß unsere im Revier bisher führende Stellung geschwächt wird, wenn nicht verloren zu gehen droht.«³ In Gelsenkirchen fanden die Kurse der Erwachsenenbildung zu diesem Zeitpunkt meist abends in diversen städtischen Schulgebäuden statt. Der Rhythmus des Schuljahres bestimmte auch die Arbeit des Volksbildungswerks – in den Ferien und an Feiertagen blieben die Räume geschlossen. Die Dozent:innen wollten diese dezentrale Behelfslösung beenden. Ein Vorbild fanden sie in unmittelbarer Nähe: »Was ein solches Bildungsheim als Stätte der Begegnung und der offenen Tür an menschlicher, geistiger und politischer Wirksamkeit bedeuten kann, zeigt zum Beispiel ›die Insel‹ unserer kleinen Nachbarstadt Marl. Das dortige Haus der Volkshochschule ist zum Mittelpunkt der ganzen Erwachsenenbildung geworden. Es hat sich gezeigt, daß im eigenen Heim diese Arbeit auch nicht auf Abendveranstaltungen beschränkt bleibt, sondern sich auf Vor- und Nachmittage ausdehnt. Demgemäß hat die Volksbildungsarbeit in Marl einen Aufschwung genommen, wie er nicht erwartet worden war.«⁴ In Marl war 1955 das erste in Deutschland nach dem Krieg errichtete Haus für Erwachsenenbildung errichtet worden (Architekt: Gün-

ther Marschall); das Gebäude umfasste nicht nur Unterrichtsräume, sondern auch die Stadtbücherei mit einem Zeitschriften-Lesesaal.

Auch in Gelsenkirchen musste zunächst das Raumprogramm des Bildungszentrums definiert werden. Das Bauvorhaben trug den Arbeitstitel »Haus der Kultur«, da in dem geplanten Neubau nicht nur das Volksbildungswerk untergebracht werden sollte, sondern auch die Stadtbibliothek (#Essay Bibliotheken an der Ruhr) und das Stadtarchiv. Um die eigenen Planungen konkreter zu umreißen, informierten sich die Gelsenkirchener Politiker:innen sowie die Mitarbeiter:innen von Stadtbibliothek und Volkshochschule über die Entwicklungen der Kulturinstitute in den Nachbarstädten. Volkshochschuldirektor Peter Andreas betonte: »Dieses Haus [...] sollte sich in jedem Falle – nicht zuletzt aus Gründen des Ansehens unserer Stadt – mit dem vielgerühmten Fritz-Henßler-Haus in Dortmund in Größe und Zielsetzung messen können.«⁵ In Dortmund besuchten die Mitglieder der Gelsenkirchener Verwaltung und des Kulturausschusses Ende 1963 zudem das »Haus der Bibliotheken« (#Miniatur Haus der Bibliotheken) am Hansaplatz (1958, Architekten: Walter Höltje, Karl Walter Schulze). In diesem Bibliotheksbau teilten sich verschiedene Institutionen ein Gebäude, in diesem Fall die Volksbücherei, die wissenschaftlich ausgerichtete Stadt- und Landesbibliothek und das Institut für Zeitungsforschung. Fritz Hüser, Leiter der Volksbücherei, riet den Besucher:innen, großzügig und zukunftsorientiert zu planen, denn durch die nachträgliche Unterbringung der Kinderbücherei hätten sich in Dortmund Platzprobleme ergeben. In den Ursprungsplanungen sei man davon ausgegangen, die Innenstadt wäre aufgrund der »Verkehrsgefährdung« für Kinder nicht geeignet und habe deshalb zunächst auf Kinderliteratur verzichtet.⁶

352 Neben dem Raumprogramm wurde auch der Standort des Bildungszentrums intensiv diskutiert. In ihrem Brief von 1957 favorisierten

die Dozent:innen, ähnlich wie bei der »insel« in Marl, eine Lage im Grünen in der Nähe der Innenstadt; sie schlugen deshalb den Stadtgarten als Standort vor.⁷ Es gab allerdings auch kritische Stimmen zur Idee eines Hauses der Erwachsenenbildung im Zentrum. In der Buerschen Zeitung, herausgegeben im nördlichen Stadtteil Gelsenkirchen-Buer, sprach man sich für die Beibehaltung des Konzeptes vieler kleinerer Standorte aus und lehnte die Zusammenfassung von Volkshochschule und Stadtbücherei in einem Gebäude generell ab: »Die Stadtbücherei lässt sich überhaupt nicht zentralisieren; sie muss zu den Lesern gehen.« Deshalb sei es vernünftig, »wie es die Sparkasse, Spar- und Darlehnskasse und die Volksbanken machen, die Stützpunkte möglichst weit zu streuen.« Den Leser:innen und Kursteilnehmer:innen sollten lange Anfahrtswege erspart bleiben.⁸

Doch das Zentrum der Stadt wandelte sich. 1959 wurde das neue Musiktheater am nördlichen Rand der Innenstadt eröffnet (Architekt: Werner Ruhnau). Das Gelsenkirchen der Nachkriegszeit zeigte sich mit diesem neuen und international besprochenen Bauwerk als eine Stadt im Aufbruch.⁹ 1960 betonte deshalb Oberbürgermeister Hubert Scharley, dass die Verbindung von Bücherei und Volkshochschule unbedingt im Umfeld des Musiktheaters gebaut werden müsse. Im Protokoll des Kulturausschusses hieß es dazu, »die Errichtung eines eigenen Gebäudes [...] im Forum der Stadt, in der Nähe des neuen Theaters, sei lebensnotwendig.«¹⁰ Mit dem Ideenwettbewerb zur Gestaltung des Theatervorplatzes wurde 1962 der Standort des Bildungszentrums festgelegt. Der Münsteraner Architekt Harald Deilmann (1920–2008) gewann bei diesem Wettbewerb mit seiner Platzgestaltung den zweiten Preis – der Entwurf des Bildungszentrums erfolgte dann im Direktauftrag.¹¹ Zuvor hatte Deilmann bereits erfolgreich an zwei weiteren Wettbewerben für diesen Standort teilgenommen: 1954 als Mitglied des Architekten-teams gemeinsam mit Werner Ruhnau, Ortwin Rave und Max von Hausen am Wettbewerb zum Neubau des Gelsenkirchener Musik-

353

theaters und 1961 am Wettbewerb zum Bau der Metallberufsschule (heute Berufskolleg für Technik und Gestaltung) nördlich des Musiktheaters. Die Eröffnung der Schule nach seinen Plänen erfolgte dann 1968. In der Presse wurde die Neugestaltung des nördlichen Innenstadtbereichs begrüßt. Zu Beginn der Bauarbeiten für das Bildungszentrum hieß es: »Das neue Haus wird ein weiterer Schritt zur endgültigen baulichen Gestaltung des Theatervorplatzes sein (Badeanstalt, Polizeiamt und ein Versicherungshaus werden ebenfalls errichtet). Dann wird man die City kaum noch wiedererkennen.«¹²

Harald Deilmann begann 1966 mit den Planungen zum Bildungszentrum und konzipierte eine Architektur, die Räumlichkeiten für Bibliothek, Stadtarchiv, Volkshochschule sowie diverse Büros und Diensträume für die Verwaltung umfassen sollte (Abb. A). Zwar lag der Bauplatz für das neue Haus der Bildung vis-à-vis zum Musiktheater, dazwischen verlief jedoch die stark befahrene Florastraße. Diese Lage direkt neben einer bedeutenden Verkehrsstraße veranlasste Deilmann, das Gebäude um einen geschützten Innenhof herum zu organisieren. Dazu notierte er: »Aus den Standortbedingungen an dem verkehrsreichen Straßenknoten der Flora- u. Ebertstraße wurde die den Lärmquellen abgewandte, introvertierte Gebäudeform entwickelt, die nach Fertigstellung der Anschlußbebauung über einen Binnenhof erschlossen wird.«¹³ Um Fußgängern eine vom Autoverkehr getrennte Querung der Florastraße zu ermöglichen, war in frühen Plänen auch eine Brücke mit Läden, Cafés und Kiosk geplant, die eine Verbindung zum Musiktheater herstellen sollte. Dieses »ponte vecchio-artige«¹⁴ Bauwerk, bei dem Deilmann den Vergleich mit der berühmten Brücke in Florenz bemühte, wurde jedoch nicht realisiert (Abb. B).

Am 21. Januar 1972 wurde das Bildungszentrum eröffnet. Dabei bildete die großflächig mit Dachschiefer verkleidete Fassade des Gebäudes einen Kontrast zum benachbarten Musiktheater mit sei-

ner Glasfassade (Abb. C). Deilmann führte pragmatische Gründe an: »Diese Verkleidung bietet bei den starken Luftverschmutzungen eine praktische Wetterhaut.«¹⁵ In dem Gebäude mit Tiefgarage waren Volkshochschule und Stadtbücherei mit dem organisatorisch zugehörigen Stadtarchiv sowie die Büros des Kulturamts und des Generalmusikdirektors untergebracht. Im Erdgeschoss, das die Besucher:innen sowohl von der Ebertstraße als auch vom Innenhof betreten konnten, befanden sich Foyer, Kinder- und Jugendbibliothek, Zeitungsleseraum, Vortrags- und Werkräume sowie Sprachlabor. Im Sprachlabor gab es Plätze für 28 Kursteilnehmer:innen, die mittels Tonaufzeichnungen unter Anleitung Fremdsprachen erlernen konnten. Auf der Westseite neben dem Zugang zum Innenhof befand sich zudem die Zufahrt für die Autobibliothek, eine »Bücherei auf Rädern«, die den Ausleihservice zu verschiedenen Haltestellen in der Stadt brachte. Von der Eingangshalle im Erdgeschoss ging es über zwei mit eigens gefertigten »Lampenbäumen« beleuchtete Treppen in die oberen Etagen (Abb. D). Kassetierte Sichtbetondecken und unverkleidete Betonstützen in Kombination mit Ziegelböden im Erdgeschoss beziehungsweise kognakfarbenem Nadelfilz in den Obergeschossen bestimmten das Erscheinungsbild. Zu- und Abluftinstallationen blieben sichtbar und waren in verschiedenen Rottönen gestrichen (Abb. E). Die Eingangshalle und der offene Aufenthaltsbereich im Obergeschoss konnten auch für Veranstaltungen und Ausstellungen genutzt werden. Im Haus waren die Freihand- und Musikbibliothek sowie ein Fernsehraum, Bereiche für Regie und Aufnahme ebenso wie ein Vortragssaal mit über 170 Sitzplätzen und demontierbarer Bühne untergebracht.

Zum 25-jährigen Bestehen des Bildungszentrums wurde 1997 in einer Ausstellung noch einmal zurückgeblickt – nicht nur auf das letzte Vierteljahrhundert, sondern auch auf den ersten Wettbewerb für das Gelände. Denn dort, auf der damals sogenannten »Wiese«, war 1919 ein Wettbewerb ausgeschrieben worden, um ein kulturelles

Zentrum mit »Haus der Kunst«, »Haus der Bildung« und »Haus der Arbeit« zu schaffen.¹⁶ Auch Hans Scharoun (#Miniatur Scharoun Schule) hatte unter dem Titel »Der Mensch ist gut« einen Wettbewerbsbeitrag eingereicht.¹⁷ Aufgrund der damaligen wirtschaftlichen Situation wurden diese Pläne nicht realisiert. Es sollte vielmehr über fünfzig Jahre dauern, bis in der nördlichen Innenstadt Gelsenkirchens neben Theater auch Literatur und Bildungsangebote ihren Platz fanden.

Anmerkungen

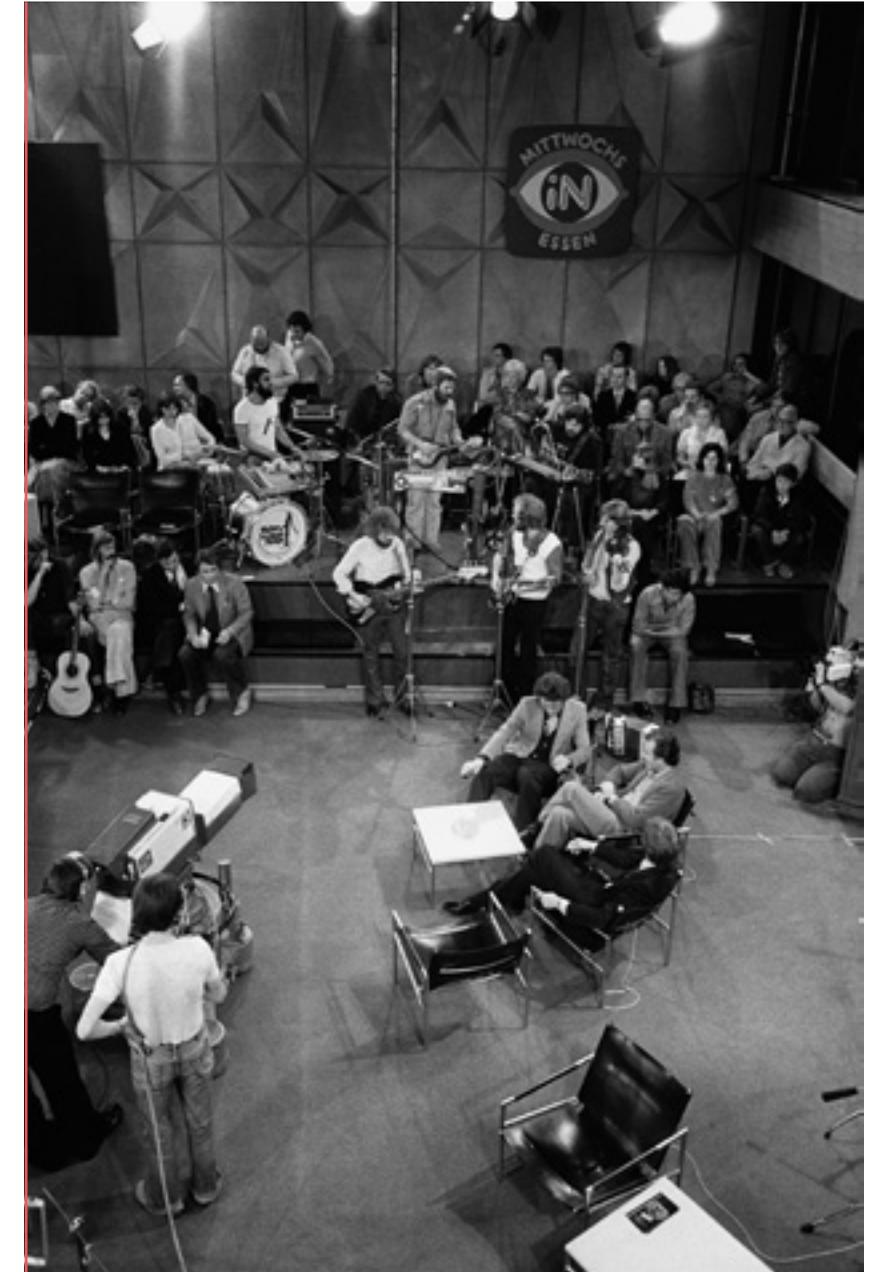
- 1 Stadt Gelsenkirchen, Oberbürgermeister Hubert Scharley, Oberstadtdirektor Hans-Georg König, Urkunde zur Grundsteinlegung des Bildungszentrums Gelsenkirchen, 24.9.1968, Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, 41 Sign. 143.
- 2 Ebd.
- 3 Vereinigung der Dozenten des Volksbildungswerks der Stadt Gelsenkirchen, Brief an den Oberstadtdirektor, 5.7.1957, Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, 41 Sign. 143, S. 1.
- 4 Ebd., S. 1 f.
- 5 Peter Andreas, Überlegungen eines eigenen VHS-Hauses in Verbindung mit der Stadtbücherei Gelsenkirchen, 5.4.1960, Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, 41 Sign. 143, S. 1.
- 6 Auszug aus der Niederschrift über die 15. Sitzung des Kulturausschusses in der Wahlperiode 1961/1964 vom 15.11.1963, Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, 41 Sign. 143, S. 2.
- 7 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Museum Quadrat (Ruppio).
- 8 O. A., Kulturhaus..., in: Buersche Zeitung, 2.11.1957.
- 9 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Musiktheater im Revier (Kloke).
- 10 Auszug aus der Niederschrift über die 22. Sitzung des Kulturausschusses in der Wahlperiode 1956/1960 vom 18.3.1960, Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, 41 Sign. 143, S. 1.
- 11 Stefan Rethfeld/Wolfgang Sonne (Hg.), Harald Deilmann. Lebendige Architektur, Dortmund 2021, S. 24.
- 12 Heinz Blinne, Bildungszentrum kostet sechs Millionen, in: Westfälische Rundschau, 15.5.1968.
- 13 Harald Deilmann, Bildungszentrum Gelsenkirchen, in: Deutsche Bauzeitschrift 21 (1973), H. 6, S. 1101–1104, S. 1101.
- 14 Ebd.
- 15 Ebd., S. 1104.
- 16 O. A., Scharoun plante Kulthaus und Theater, in: Buersche Zeitung, 21.1.1997; dju (Autorenkürzel), Die Ausstellung zeigt die Geschichte einer Wiese, in: WAZ, 21.1.1997.
- 17 Siehe: J. Christoph Bürkle, Hans Scharoun und die Moderne. Ideen, Projekte, Theaterbau, Frankfurt am Main 1986, S. 114.

»ICH DARF
EINEN
BILDUNGSBAU
NICHT ALS
ZWECKBAU
VERSTEHEN«

INTERVIEW

MICHAEL
IMBERG,
DIREKTOR DER
VHS ESSEN,
IM GESPRÄCH
MIT HANS-
JÜRGEN
LECHTRECK

1



»SDAJ im Fernsehen«, Haus der Erwachsenenbildung (Wilhelm Seidensticker, 1968–1975), VHS Essen, Hollestraße 75, 1978.
Fotografie: Fotoarchiv Ruhr Museum / Manfred Scholz.

2



Diskussionsveranstaltung im Haus der Erwachsenenbildung (Wilhelm Seidensticker, 1968–1975), VHS Essen, Hollestraße 75, 1977. Fotografie: Fotoarchiv Ruhr Museum/Marga Kingler.

3

Essen, Luftbild der Innenstadt. Links: heutiger Standort VHS, Burgplatz 1 (seit 2004), rechts: ehemaliger Standort der VHS/Haus der Erwachsenenbildung, Hollestraße 75 (Abriss 2013–2014). Luftbild: © RVR, Bildflugjahr 2020, dl-de/by-2-0; Grafik: Christos Stremmenos.



4

**Stadt Essen
Volkshochschule
Burgplatz 1, 45127 Essen**
Hotline: 0201 88-43100
Fax: 0201 88-43003
E-Mail: info@vhs-essen.de
Internet: www.vhs-essen.de

Anfahrt mit dem Rad
Fahrradparkplätze gibt es direkt am Haupteingang der VHS auf dem Burgplatz und an der Ecke Kettwiger Straße zur I. Dellbrücke.

Anreise mit der Bahn
Es empfiehlt sich die Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Der Hauptbahnhof ist mit allen öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Von dort sind es wenige Gehminuten durch die Fußgängerzone (Kettwiger Str.) bis zur Volkshochschule.

Anreise mit dem PKW

Von Norden:
Über die A 42, Abfahrt „Autobahnkreuz Essen-Nord“, über die B 224 ca. 5 km Richtung Essen, später Richtung „Zentrum“ Hinweisschilder Richtung Rathaus. Nach der Unterführung Rathaus-Galerie 2. Ampel rechts in die Straße I. Dellbrücke.

Von Osten:
Über die A 40 bis Abfahrt „Essen-Huttrop“, 1. Ampel rechts abbiegen (Steeler Str.). 1. Ampel nach der Bahn-Unterführung geradeaus weiter auf die Varnhorststr., nach einer weiteren Ampel geradeaus in die Straße I. Dellbrücke.

Von Westen:
Über die A 40, Abfahrt „Essen-Zentrum“ direkt hinter Tunnelende auf die Hebingstr., nach der Unterführung 1. Ampel links in die Straße I. Dellbrücke.

Von Südwest:
Über „Autobahnkreuz Breitscheid“ auf die A 52 Richtung Essen bis Abfahrt „Essen-Süd“, ca. 3 km Richtung Zentrum. Nach der Bahn-Unterführung 1. Ampel links in die Straße I. Dellbrücke.

Anfahrt mit dem Navigationssystem:
Akazienallee 1 (Parkhaus), 45127 Essen

Besucherdokumentation der VHS Essen am Burgplatz 1. »So erreichen Sie uns« (Semesterprogramm Frühjahr 2022), Karte: Amt für Geoinformation, Vermessung und Kataster der Stadt Essen.

5



VHS Essen, Burgplatz 1, 2021. Blick auf das Gebäude des Filmtheaters Lichtburg (Ernst Bode, 1928) und den VHS-Neubau (Architekturbüro Miksch und Partner, 2001–2004). Fotografie: Detlef Podehl, 2021.

6



VHS Essen, Burgplatz 1, 2021. Blick aus dem Treppenhaus des Neubaus auf Burgplatz und Rathaus (Architekturbüro Miksch und Partner, 2001–2004). Fotografie: Detlef Podehl, 2021.

7



VHS Essen, Burgplatz 1, 2021. Blick in die Neue Galerie und das Foyer (Architekturbüro Miksch und Partner, 2001–2004). Fotografie: Detlef Podehl, 2021.

»So gesehen wäre der Raum der Bildung im doppelten Sinne ein Zwischenraum: einer zwischen Vergangenheit und Zukunft und zugleich einer, in dem den Kräften, die das Leben ausmachen, Einfluß eingeräumt und zugleich auch Einhalt geboten wird dadurch, daß der Raum der Bildung als Zwischenraum Weite gibt für das Entwickeln eines eigenen Standpunkts, einer eigenen Form, einer eigenen Lebensweise, eben einer entfalteten Gegenwart.«¹ Renate Girmes

HANS-JÜRGEN LECHTRECK: Als wir im Team des Kooperationsprojekts »Stadt Bauten Ruhr« über Bildungsbauten nachdachten, fiel mir sehr früh die VHS Essen an ihrem Standort in der Essener City ein. Ich würde daher mit Ihnen heute gerne über die Volkshochschule (VHS) als eine städtische Institution und die Architektur ihres Gebäudes hier am Burgplatz sprechen.

MICHAEL IMBERG: Die Gründung der VHS in Essen erfolgte im Mai 1919 durch den Ausschuss für Volksbildung und wurde später von der Essener Stadtverordnetenversammlung genehmigt. Sie fiel in eine Zeit, in der sich Essen zu einer modernen Großstadt entwickelte. Stadtplanerische und architektonische Unternehmungen gehörten ebenso dazu wie kultur- und bildungspolitische Initiativen. In der Amtszeit des damaligen Oberbürgermeisters Hans Luther wurde ja nicht nur die VHS gegründet, sondern auch das Museum Folkwang nach Essen geholt. Programmatisch richten sich beide Einrichtungen an die Allgemeinheit der Bevölkerung, nicht nur an das Bildungsbürgertum. Aber die VHS ist noch aus einem anderen Grund eine städtische Institution. Aus meiner Sicht ist es wichtig, mit unseren Bil-

8



VHS Essen, Burgplatz 1, 2021. Passage zwischen VHS-Neubau und Burggymnasium (Horst Loy, 1952).
Fotografie: Detlef Podehl, 2021.

dungsangeboten da zu sein, wo die Menschen sind. Und das heißt – zumindest hier in Essen – in der Stadtmitte, wo sie einkaufen, sich treffen, sich zu einem Kino- oder Theaterbesuch verabreden, gemeinsam ausgehen.

HJL: Was das angeht, besitzt die VHS tatsächlich eine lange Tradition. Ihr erster Standort war das Grillo-Haus am Burgplatz, damals Burgstraße 14, heute hat sie die Adresse Burgplatz 1. Und das erste eigens für ihre Zwecke errichtete Gebäude, das 1975 fertiggestellte sogenannte Haus der Erwachsenenbildung des Essener Architekten Wilhelm Seidensticker (#Miniaturl Haus der Erwachsenenbildung Essen), lag nur wenige hundert Meter von hier an der Hollestraße, Ecke Varnhorststraße, also sozusagen in der Innenstadtperipherie.

MI: Ja, da stimmt. Mit dem Haus der Erwachsenenbildung an der Hollestraße hat die Stadt gute Erfahrungen gemacht. Das Gebäude wurde von der Stadtgesellschaft beinahe sofort angenommen, und seine räumliche Konzeption bewährte sich lange als »lernfördernd« und »funktionsgerecht«. Aber die irgendwann notwendig gewordene Sanierung des Gebäudes erschien wirtschaftlich nicht sinnvoll. Rat und Verwaltung entschieden sich deshalb Anfang 2000 für einen Neubau (#Essay »Verschwindend?«; #Essay Architektur der »Neustadt«). Aus heutiger Sicht war das sicherlich ein Glücksfall! Die Verbindung des daraufhin 2002–2004 neu gebauten heutigen VHS-Gebäudes mit dem gleichzeitig sanierten historischen Lichtburg-Gebäude hat die VHS noch einmal stärker in die Stadt und Stadtgesellschaft hineingebracht.

HJL: Was bedeutet das genau?

MI: Zunächst einmal möchte ich auf das Gebäude und seine optische Zugänglichkeit und Durchlässigkeit eingehen. Die beiden Glasfassaden des Neubaus schaffen eine Verbindung zwischen innen und außen, die einladend wirkt. Auf der Seite zum Burgplatz hin sind zudem die Treppenaufgänge und Aufzüge sichtbar. Selbst wer nur draußen vorbeiläuft, kann sofort erkennen, ob und was hier los ist. Und durch das Foyer und die Neue Galerie im Erdgeschoss besteht natürlich auch ein Laufweg vom Burgplatz zur Straße I. Dellbrügge und umgekehrt.

Aber die VHS ist noch in einer anderen Beziehung ein mit seiner Umgebung verbundenes, gewissermaßen »durchlässiges« Gebäude. Die Planung des Architekturbüros Miksch, Rücker und Partner aus Düsseldorf hatte von Anfang an vorgesehen, dass im Bedarfsfall die Unterrichtsräume und Aula des östlich angrenzenden Burggymnasiums, das in die Sanierung einbezogen wurde, genutzt werden können. Auf dieser Seite besteht also ebenfalls eine allerdings unterirdische Verbindung.

Darüber hinaus hat unsere Nachbarschaft rund um den Burgplatz tatsächlich auch Auswirkungen auf unser Programm und unsere Arbeitsweise. Die VHS erfüllt ja immer schon eine wichtige Aufgabe bei der Ansprache und Integration von Neubürger:innen und Menschen mit Migrationshintergrund, vor allem natürlich mit einer großen Zahl von Sprachkursen »Deutsch als Fremdsprache«. Aber eben nicht nur damit. Für unsere Integrationskurse arbeiten wir mit dem Domschatz Essen und dem Dom, mit der Marktkirche und der Alten Synagoge zusammen. Das sind aktive Angebote, diese Orte zu besuchen und kennenzulernen und darüber ins Gespräch zu kommen. Und natürlich gehört auch ein Besuch der Stadtbibliothek dazu, wo die Kursteilnehmer:innen dann auch einen Bibliotheksausweis erhalten.

368 HJL: Diese Kooperation der VHS mit Partnern in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, und vielleicht auch darüber hinaus, klingt für mich nach einer Einladung, vielleicht ist es aber auch eine Aufforderung, die Stadt näher kennenzulernen und sich mit ihr in Beziehung zu setzen. Machen ihre zentrale Lage und die räumlichen Beziehungen, an die mit bestimmten Kursangeboten angeknüpft wird, die VHS zu so etwas wie einem »Ankunftsort« für die von Ihnen erwähnten Neubürger:innen und Menschen mit Migrationshintergrund?

MI: Der Burgplatz und die ihn umgebenden Architekturensembles bilden ja nicht nur die Essener City, sondern auch einen zentralen Austragungsort für Kultur und Bildung in dieser Stadt. Für jemanden, der oder die neu in der Stadt ist, erschließt sich das aber nicht von allein und auf den ersten Blick. Das fängt schon mit den Gebäuden an, deren Aufgabe und Funktion sich ja nicht von selbst vermitteln. Ich halte es deshalb für sehr wichtig, dass es in unserer Stadt solche darauf bezogenen »Ankunftsorte« gibt, und wenn die VHS einer davon ist, umso besser. Hier arbeiten bis zu 800 Lehrkräfte, die auch für die Inhalte verantwortlich sind. Sie leisten einen wesentlichen Beitrag für unser Bildungssystem und nicht zuletzt für eine erfolgreiche Integration.

HJL: Die Entscheidung der Architekten, anstelle einer überdimensionierten Planung, die auf zukünftige Bedarfe abzielt, eine flexible Nutzung neu gebauter und vorhandener Räume zu ermöglichen, besitzt für mich so etwas wie eine »nachhaltige« Qualität. Dazu passt, denke ich, dass auch andere planerische Anforderungen an die VHS, etwa ihre Anbindung an den ÖPNV oder der Nachweis ausreichender Parkplätze für Kursteilnehmer:innen und Mitarbeiter:innen, bereits von vornherein durch die rund um den Burgplatz bestehende städtische Infrastruktur gedeckt waren. Wie groß ist eigentlich das Einzugsgebiet der VHS Essen?

MI: Im Grunde ist das gesamte Stadtgebiet von Essen unser Einzugsgebiet; das zeigt sich auch an der jährlichen Zahl von etwa 80.000 Anmeldungen. In bestimmten Stadtteilen, in Karnap oder Haarzopf beispielsweise, liegt es für die Menschen allerdings näher, die Kursangebote der VHS in Gelsenkirchen oder in Mülheim zu nutzen.

369 Ich würde aber gerne noch etwas zu dem flexiblen Raumprogramm und zu der Ausstattung der Räume sagen. Meiner Überzeugung nach war es von den Verantwortlichen noch aus einem anderen Grund klug, sich mit der Planung für den Neubau am Burgplatz nicht zu genau auf eine bestimmte Bedarfserwartung und Angebotsentwicklung festzulegen. Denn das gibt uns heute die Möglichkeit, immer wieder auf neue Situationen und Anforderungen an unsere Arbeit zu reagieren. Und ich denke dabei nicht nur an die Computerräume, die seit den 1970er Jahre in vielen VHS-Gebäuden eingerichtet wurden, oder die Sprachlabore mit den dazugehörigen technischen Einrichtungen. Heute arbeiten die Kursleiter:innen und -teilnehmer:innen bei Bedarf mit internetfähigen Laptops, die in jedem der Räume eingesetzt werden können. Die Räume sind eben nicht baulich oder (innen-)architektonisch »durchdefiniert«, sondern funktional offen. Die Vereinnahmung geschieht immer erst im Laufe der Programmentwicklung und Bedarfsfeststellung. Für mich bedeutet das, dass ich einen Bildungsbau nicht als Zweckbau verstehen darf, weil sich die funktionalen Anforderungen im Einzelnen laufend anpassen werden. Gerade im Bildungsbereich wird von uns eine hohe Flexibilität verlangt.

Zum Beispiel 2015 und in den Jahren danach, als die Zahl der nach Deutschland und Essen geflüchteten Menschen plötzlich stark anstieg, und jetzt wieder, in der aktuellen Situation mit COVID19, hat sich gezeigt, dass die räumliche Flexibilität und die in allen Räumen installierte technische Grundausstattung große Vorteile hat; das gilt übrigens auch für die Möblierung. Um ab

2015 die große Zahl von Einschreibungen bewältigen zu können, haben wir beispielsweise sehr kurzfristig Unterrichtsräume in Empfangsräume umwandeln können. Und als wir 2020 aufgrund der Pandemie die Arbeitsplatzsituation hier im Gebäude verändern mussten, war das ebenfalls verhältnismäßig unkompliziert möglich. Wir machten Unterrichtsräume zu Büros und konnten auch alle sonstigen Auflagen erfüllen.

HJL: Gleichzeitig hat die COVID19-Pandemie, haben die zu ihrer Eindämmung verordneten Lockdowns und die bis heute fortbestehenden Regeln für Versammlungen und öffentliche Veranstaltungen der Digitalisierung unseres Arbeits- und Alltagslebens einen enormen Schub gegeben. Dieser Effekt wird anhalten, und das hat natürlich Auswirkungen auf die zukünftige Arbeit der VHS und auch auf ihren Standort in der Essener Innenstadt. Schon heute ist erkennbar, dass dadurch bestimmte problematische Entwicklungen in den Stadtzentren noch einmal verschärft wurden.

MI: Zweifellos sind die digitalen Möglichkeiten ein wichtiger Zugewinn, auch für unsere Arbeit. Und ganz sicher wird das Nebeneinander von Homeoffice und Büroarbeitszeiten, von virtuellem Unterricht und Präsenzveranstaltungen in der einen oder anderen Form auch in Zukunft bestehen bleiben. Als eine aufzuzuschende Bildungseinrichtung wird die VHS meines Erachtens aber weiterhin eine sehr wichtige Rolle spielen. Sie führt Menschen zusammen, die ihr gemeinsames Anliegen oder Thema selbst gewählt haben, und bildet darüber soziale Gruppen. Für die Lern- und Lehrsituation, nicht nur an der VHS, ist das von ganz wesentlicher Bedeutung: Bildung findet in Beziehung statt, und dafür braucht es Präsenz. Deshalb sollte ein Kurs nicht nur digital stattfinden, sondern immer auch, gerade in den ersten Wochen, im realen Raum. Für viele Kursteilnehmer:innen ist die Zeit in der VHS zudem eine Gelegenheit für zufällige oder informelle

Begegnungen, um sich über das Drumherum des Unterrichts zu unterhalten und zu erfahren, was in der Stadt gerade so los ist. Die Foyers und Flure hier im Gebäude übernehmen deshalb vor und nach den Kursen oft so etwas wie eine Forumsfunktion. Das ist dann auch von außen ablesbar, weil ja viele dieser Flächen durch die Glasfassade einsehbar sind.

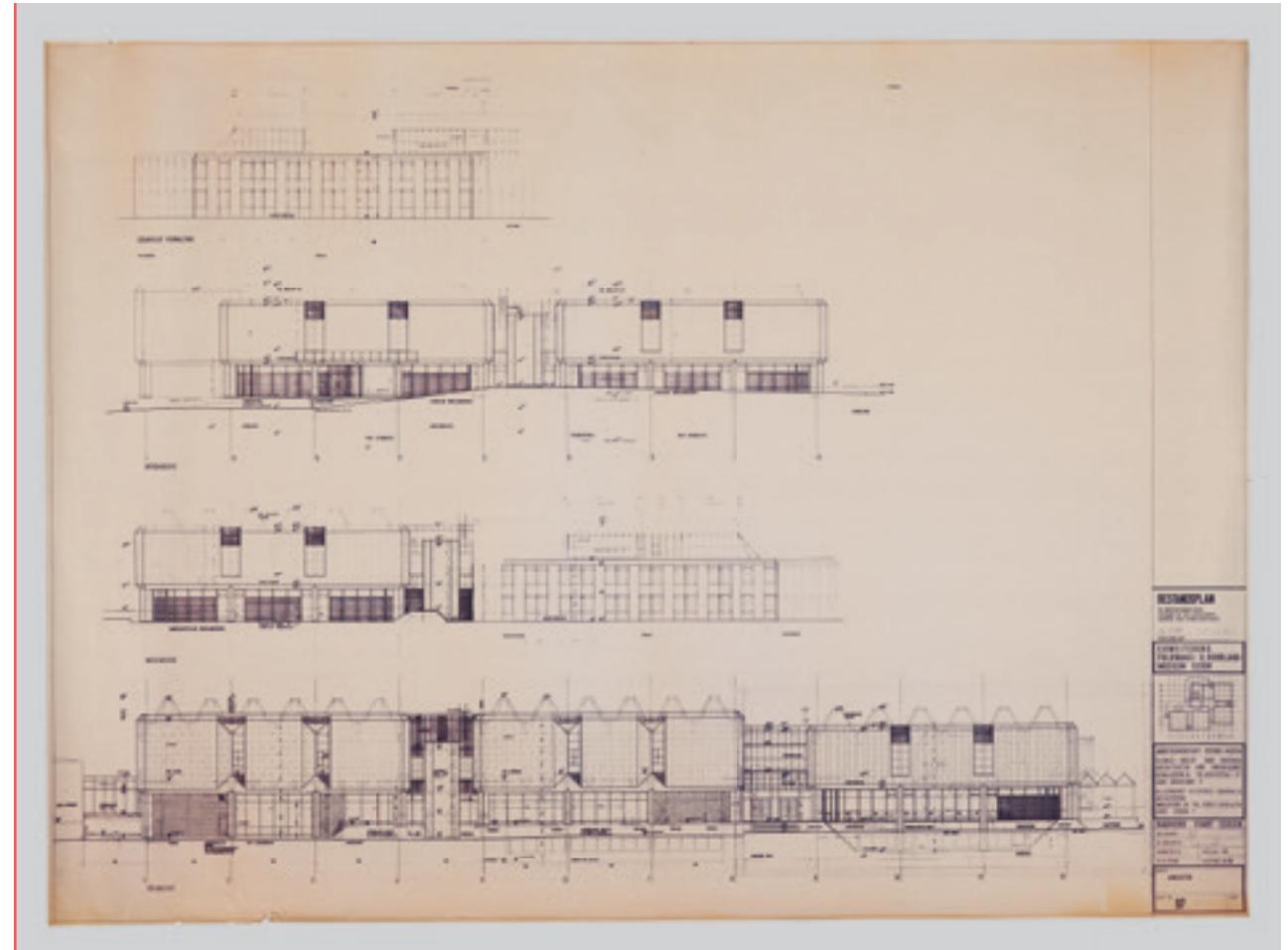
HJL: Der Forumsgedanke spielte ja bereits in Seidenstickers Entwurf für das Haus der Erwachsenenbildung eine wichtige Rolle. Für mich verbindet sich dieser Aspekt des VHS-Gebäudes mit dem, was Sie über die Kooperationen mit den Nachbarn gesagt haben. Ich möchte es einmal so sagen: Das, was auf dem Weg zur VHS und zurück möglicherweise gesehen und erlebt wird, gehört gewissermaßen zu ihrem »Lernraum«, ihrem Bildungsangebot dazu.

MI: Auf jeden Fall. Ich hatte ja eingangs gesagt, dass die VHS da sein will, wo die Menschen sind. Das ließe sich natürlich auch anders formulieren: Ein wesentlicher Teil ihrer Bildungsarbeit realisiert sich dadurch, dass die Menschen hier an einem für sie geschaffenen Ort zusammenfinden. In diesem Sinne ist die VHS ein Bildungs- und Raumangebot, das die Stadtgesellschaft für ihre Fragen und Debatten immer wieder neu aneignen und nutzen kann.

Anmerkungen

- 1 Renate Girmes, Der pädagogische Raum. Ein Zwischenraum, in: Eckhart Liebau/ Gisela Miller-Kipp/Christoph Wulf (Hg.), Metamorphosen des Raums, Weinheim 1999, S. 90–104, S. 93.

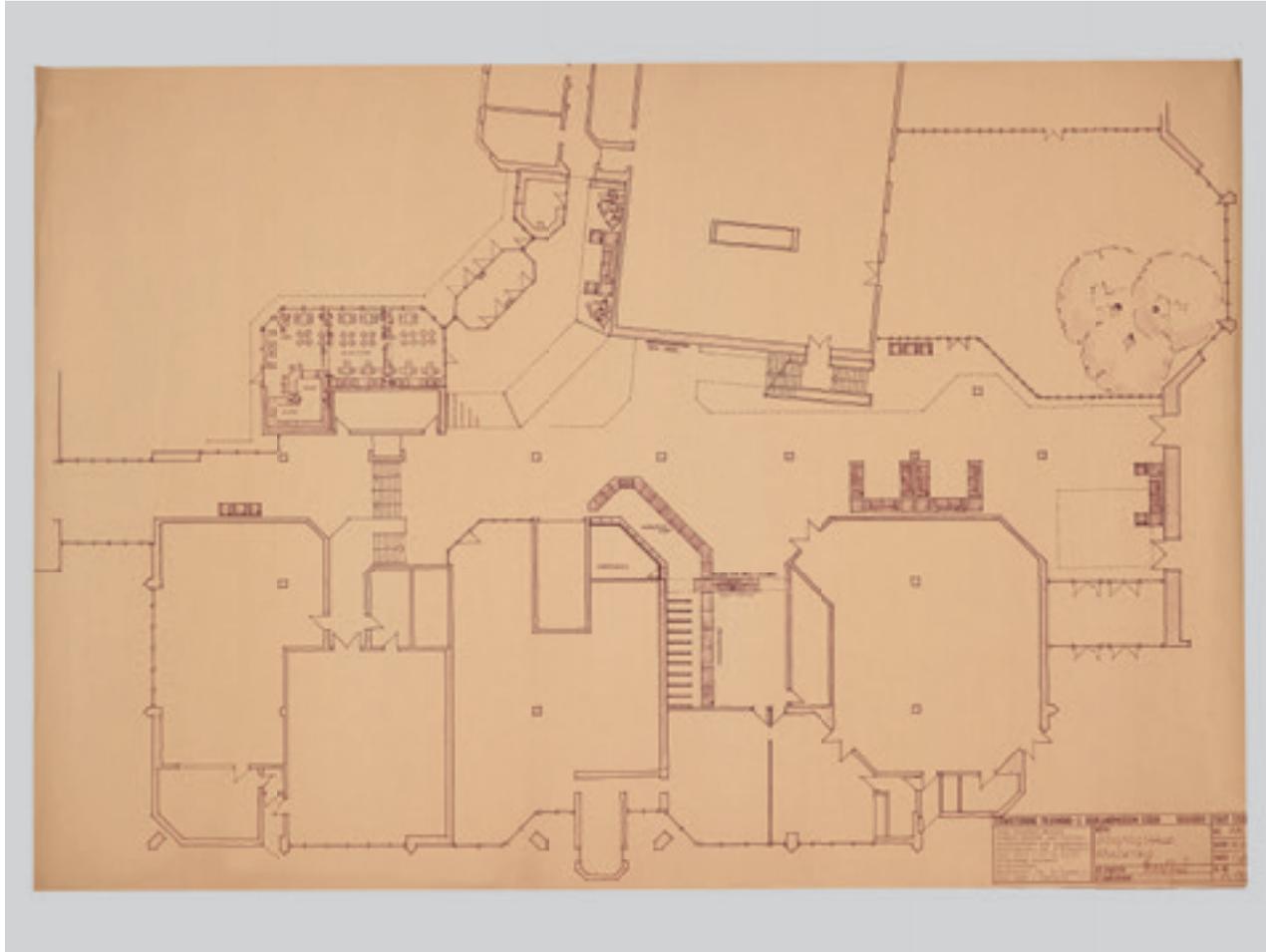
AKTIONS-
ZENTRUM,
SPIELWIESE,
EXPERIMEN-
TIERFELD
IDEEEN FÜR DAS
MUSEUMS-
ZENTRUM ESSEN
SONJA
PIZONKA



1

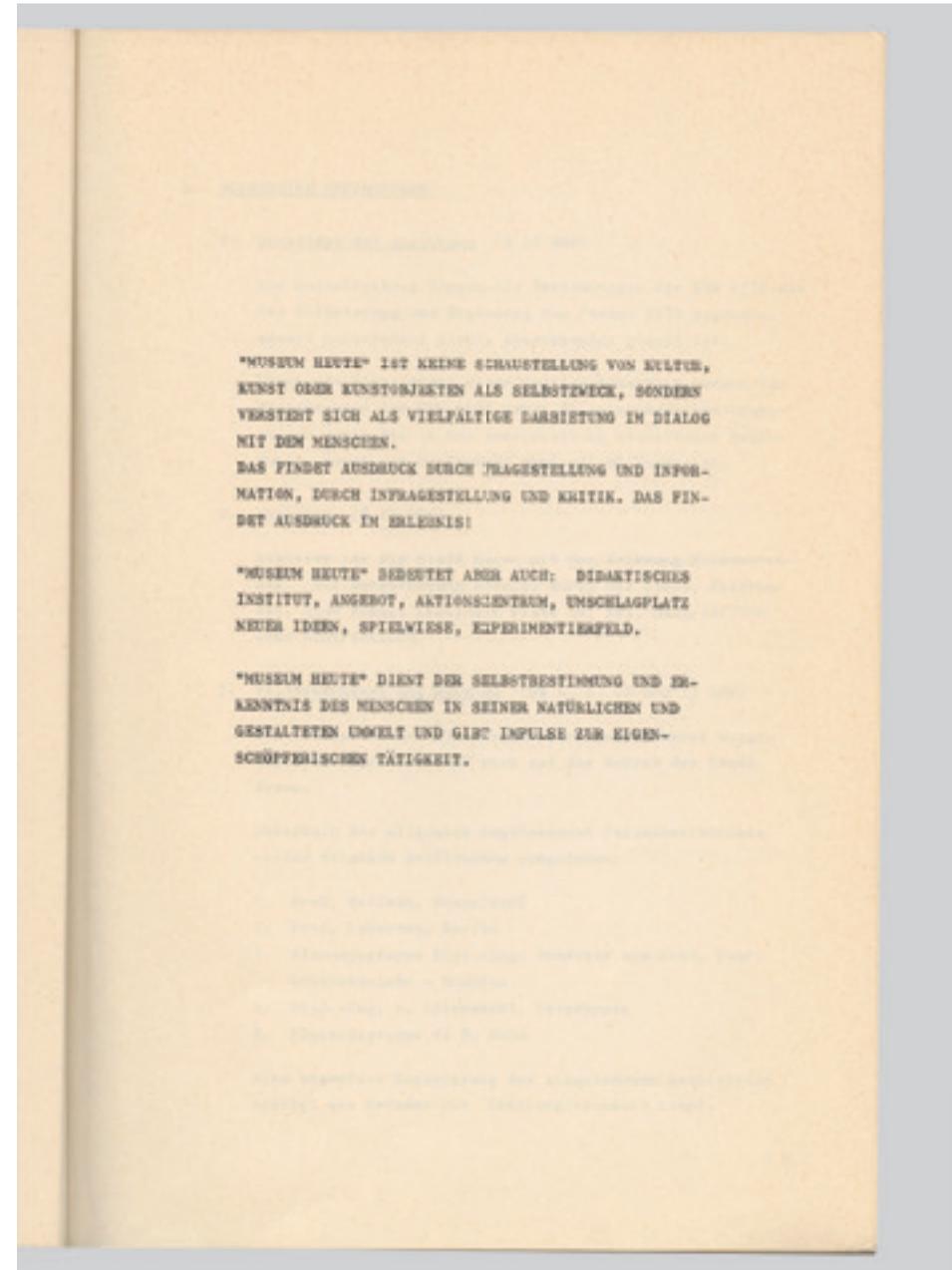
Arbeitsgemeinschaft Essener Museen, Erweiterung Folkwang- und Ruhrlandmuseum, Bestandsplan, 1984, Archiv Museum Folkwang.

2



Arbeitsgemeinschaft Essener Museen, Erweiterung Folkwang- und Ruhrlandmuseum, Eingangshalle Einrichtung, Datum nicht lesbar, Archiv Museum Folkwang.

3



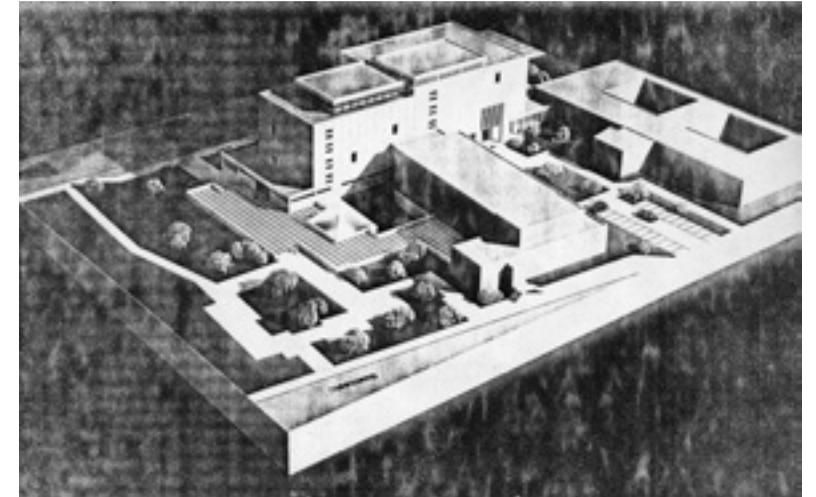
»Museum heute«, Präambel zum Bauwettbewerb Erweiterungsbau Folkwang- und Ruhrlandmuseum, Auslober Stadt Essen, 1977, Archiv Museum Folkwang.

4



Luftbild Ruhrland- und Heimatmuseum und Museum Folkwang, Essen, ohne Datum. Fotografie: Walter Moog, Archiv Museum Folkwang.

5



Modell Erweiterungsbau
Ruhrlandmuseum und
Museum Folkwang, ca. 1975,
Archiv Museum Folkwang.

6



Museumzentrum Essen, Eingangshalle, ohne Datum.
Fotografie: Museum Folkwang/Jens Nober.

7



Verbindungsgang zwischen
Altbau Museum Folkwang
und Museumszentrum, ohne
Datum. Fotografie: Museum
Folkwang / Jens Nober.

8



Museumszentrum Essen,
Obergeschoss, ohne Datum.
Fotografie: Museum
Folkwang / Jens Nober.

»Die Stadt Essen und der Folkwang-Museumverein sind entschlossen, ihrem Museum den notwendigen und entscheidenden Schritt in die Zukunft zu ermöglichen und damit gleichzeitig einen Modellfall für moderne Museumsplanung zu schaffen.«¹
Paul Vogt

Ende der 1960er Jahre notiert Paul Vogt, Direktor des Museum Folkwang, ein Konzept für einen potenziellen Erweiterungsbau.² Er und seine Mitarbeiter:innen sehen Handlungsbedarf, denn das 1960 eröffnete Gebäude (Architekten: Werner Kreutzberger, Erich Hösterey, Horst Loy) ist für die aktuellen Aufgaben zu klein. Insbesondere Ausstellungsflächen fehlen, viele Kunstwerke müssen im Depot bleiben, und es kommen jährlich neue, meist zeitgenössische, hinzu. Eine Galerie nur für zeitgenössische Kunst wäre deshalb wünschenswert. Darüber hinaus bleiben einige Bestände den meisten Interessierten gar völlig unzugänglich. Die grafische Sammlung ist behelfsmäßig in einem Lagerraum im Keller untergebracht; ein Benutzerraum mit Arbeitsplätzen fehlt. Wechselausstellungen machen den Bestand immerhin ausschnittsweise sichtbar. Die Bibliothek leidet ebenfalls unter Raumnot. Dabei werden neuerworbene Bücher bereits im ursprünglichen Depot der grafischen Sammlung untergebracht, weshalb die Drucke und Zeichnungen überhaupt erst in den Keller gewandert sind. Auch finden Studierende, Forschende und andere Kunstinteressierte keine Gelegenheit, in Ruhe die Literatur zu studieren, denn der Lesesaal ist unter diesen Umständen nicht nutzbar. Und nun ist auch noch eine Gesamthochschule in Essen geplant – eine intensive Zusammenarbeit zwischen musealer Bildung und universitärer Leh-

380 re wäre wünschenswert. Wohin mit all den Lesern und Leserinnen (#Essay Bibliotheken an der Ruhr)? Dazu gibt es fast jeden Tag Anfragen an die Diathek mit ihren rund 25.000 Diapositiven. Die Kleinbilddias sind zwar zugänglich, aber die etwa 10.000 Großbilddias sind immer noch verpackt. Es wird mehr Fläche benötigt und dazu ein Benutzerraum zur Sichtung des Materials.³

Dabei sind das noch diejenigen Nutzungen, für die vor fast zehn Jahren eigene, wie sich aber jetzt herausgestellt hat, zu kleine Räume eingeplant worden waren. Doch das Verständnis von den Aufgaben eines Museums hat sich in der Zwischenzeit gewandelt. Die sogenannte »Öffentlichkeitsarbeit« mit ihren Bildungs- und Vermittlungsangeboten (Führungen, Vorträge, museumspädagogische Angebote usw.) hat eminent an Bedeutung gewonnen.⁴ Für Paul Vogt und seine Mitarbeiter:innen ist das keine überraschende Entwicklung. Bereits 1963 hat im Museum Folkwang ein Seminar der Deutschen UNESCO-Kommission und des Deutschen Nationalkomitees des Internationalen Museumsrates zum Thema »Öffentlichkeitsarbeit der Museen« stattgefunden. Zudem gibt es schon seit mehreren Jahren Vermittlungsprogramme für alle Altersgruppen; Führungen und Kurse für Schulklassen sind ein besonderer Schwerpunkt. Diese Angebote werden kontinuierlich ausgebaut, man kooperiert mit diversen Bildungseinrichtungen und lädt zu Studienreisen ein. Dabei kann sich das Museum Folkwang mit dem Engagement für die Besucher:innen nicht nur auf die vielfältigen Initiativen von Karl Ernst Osthaus berufen, der das Museum 1902 in Hagen auch mit der Absicht gegründet hatte, in der Industrieregion eine Bildungsstätte zu schaffen.⁵ Auch der mit dem Museum Folkwang assoziierte Kunstring Folkwang (bereits 1901 als Essener Museumsverein gegründet) setzt sich unter anderem mit Vortragsveranstaltungen seit langem für

das Museum als einen Ort der Kunstvermittlung ein.⁶ Dieses Verständnis des Museums als (außerschulischer) Lernort für verschiedene Besuchergruppen ist vorbildlich in einer Zeit, in der Georg Picht 1964 mit dem einprägsamen Schlagwort von der »Bildungskatastrophe«⁷ auf die Notwendigkeit hinweist, das Bildungswesen, insbesondere die Schulen, zu reformieren. Überhaupt nehmen in der Bundesrepublik der 1960er Jahre Forderungen nach Veränderungen auf dem Gebiet der Bildung zu. Lehren und Lernen sollen in neuen Häusern mit zeitgemäßen Raumkonzepten stattfinden. Es werden Volkshochschulen und Universitäten geplant und gebaut (#Essay Universitäten im Ruhrgebiet), im schwerindustriell geprägten Ruhrgebiet beginnt zum Beispiel die 1962 in Bochum (#Miniatur Wettbewerb Ruhr-Universität Bochum) gegründete Universität drei Jahre später mit dem Lehrbetrieb.

Im Museum Folkwang folgen nach dem erfolgreichen Seminar der Deutschen UNESCO-Kommission von 1963 zwei weitere: »Film im Museum« (1966) sowie »Fernsehen und Museum« (1969). Die Museumsmitarbeiter:innen begrüßen die Entwicklung und den Einsatz innovativer, technisch unterstützter Vermittlungsmethoden. Von vornherein sind in den Ausstellungsräumen eigene Stromanschlüsse für Fernsehkameras installiert worden, um ohne lange Kabelführungen flexibel in den Museumsräumen drehen zu können.⁸ Wenige Jahre später erfolgt die Einrichtung eines Videostudios im Keller, in dem unter anderem Lehrfilme zu kunsthistorischen Themen produziert werden. Doch eigene Unterrichts-räume mit einer angemessenen technischen Ausstattung fehlen. Die museumspädagogischen Angebote finden stattdessen in einem Mehrzweckraum statt, der etwa durch Restaurierungsarbeiten mitunter für Wochen gesperrt ist. Wären die notwendigen Räumlichkeiten vorhanden, da ist sich Mu-

382 seumsdirektor Vogt sicher, würde das Museum Folkwang »zu der Spitzengruppe der europäischen Museen seines Bereiches zählen«. ⁹ Dementsprechend kann es nur eine Lösung geben: Es muss gebaut werden. Das bestehende Museumsgebäude funktioniert, aber es braucht Entlastung. Diese kann nur mit einem Erweiterungsbau geschaffen werden. Um das bereits bestehende, aber ausbaufähige Ausstellungs- und Vermittlungsprogramm zu beherbergen, wäre ein zusätzliches Gebäude unmittelbar neben dem Museum vorstellbar. Dieser Neubau könnte die Bibliothek, Diathek, grafische Sammlung und diverse neue Ausstellungsräume, darunter auch eine »Neue Galerie« für zeitgenössische Kunst aufnehmen. Der Einsatz der Technik würde eine besondere Rolle spielen. Über Monitore könnten Filme in mehreren Sprachen abgerufen werden, die zuvor im Videostudio produziert wurden. Mit diesen ließen sich nicht nur Kunstwerke und -epochen erläutern, sondern auch künstlerische Techniken anschaulich machen. Zudem würden sich die Geräte des Studios auch dazu eignen, Künstler:innen die Umsetzung neuer Werke zu ermöglichen. ¹⁰ Auf die Dauer könnte ein aus Videoaufnahmen bestehendes Archiv entstehen, das die schriftliche Dokumentation der Museumsarbeit begleitet. Und auch der Ausbau der Diathek ist angedacht, um mit projizierten Bildern einen Eindruck jener Werke zu vermitteln, die vor Ort gerade nicht erlebbar sind. ¹¹ Wenn ein solcher Erweiterungsbau erst einmal steht, soll im alten Museumsgebäude ausschließlich die Sammlung gezeigt werden und in den ursprünglichen Verwaltungs- und Bibliotheksräumen die Bildungsarbeit stattfinden. Auf diese Weise könnte ein Museumskomplex entstehen, der die darin aufbewahrten Kunstwerke auf vielfältige Weise für die diversen Besuchergruppen mit ihren unterschiedlichen Interessen zugänglich macht. Der Wunsch, den Interessen der Museumsbesucher:innen aktiv entgegenzukommen, be-

stimmt zunehmend die zeitgenössische Bildungsdebatte. In einer Überblickpublikation von 1971 heißt es dazu: »Wie angehäuftes Wissen und angelernte Umgangsformen nicht mehr als Bildung schlechthin anerkannt werden, so wollen Museen und Bibliotheken, die heute gern die weniger feierlichen Bezeichnungen Sammlung, Galerie und Bücherei wählen, für jedermann, also für die Angehörigen aller Einkommens- und Gesellschaftsschichten, offen stehen und jedermann ihre Schätze darbieten. Sie bedienen sich dazu einer einladenden, unprätentiösen Architektur, sie erstreben Lebendigkeit und vielfältige Erlebnismöglichkeiten durch Wechselausstellungen, Vorträge, Diskussionen, Konzerte, Diskotheken, Studierzellen, Leseräume für Kinder und andere Einrichtungen.« ¹² Über diese neuen Anforderungen wird ausgiebig publiziert und diskutiert. Gert von der Osten, Museumsdirektor in Köln, entwickelt in seinem Buch »Das Museum für eine Gesellschaft von morgen« für zeitgemäße Vermittlungsarbeit ein großzügig geplantes Raumprogramm. Neben Unterrichts- und Diskussionsräumen, die idealerweise mit Möglichkeiten zur Video- und Tonwiedergabe ausgestattet sind, sieht er auch die Einrichtung von Werkräumen mit Ateliercharakter für Erwachsene sowie »Kindermalschulen« vor. Wenn es räumlich und personell möglich ist, wäre für ihn auch ein Kindergarten zur Betreuung der Kleinen während des Museumsbesuchs der älteren Kinder und Erwachsenen denkbar, zudem eine Cafeteria, direkt vom Foyer aus erreichbar und mit Sichtbeziehung zum Kindergarten. ¹³ Auf einer Fachtagung 1970 in Darmstadt wird über das »Museum der Zukunft« debattiert. In der dazu erschienenen Publikation veröffentlicht Paul Vogt eine Kurzfassung des Konzepts für die Erweiterung des Museum Folkwang. Er hebt besonders die Vermittlerrolle des Museums zwischen Künstler, Kunst und Publikum hervor. Schließlich habe eine kürzlich im Haus durchgeführte soziologische Untersu-

383

384 chung der Universität Bochum die Annahme bestätigt, dass die Gäste unterschiedliche Erwartungen an die Präsentation und Erläuterung der Kunstwerke im Museum hätten; diesen möchte man nun, den jeweiligen Alters- und Interessengruppen entsprechend, entgegenkommen.¹⁴ Eine große Anzahl an Räumen und Angeboten ist zu diesem Zeitpunkt also denkbar, und dies soll auch in der Stadt Essen neue Impulse ermöglichen. Der Ausbau des Museums, so heißt es im Konzeptpapier, sei bedeutend für die »Integration des Instituts in das gesellschaftliche Leben der Großstadt, seiner Rolle eines Zentrums kultureller Aktivität, an der Essen nicht reich ist«.¹⁵

Es dauert allerdings rund 15 Jahre, bis das in den 1960er erdachte Erweiterungsgebäude schließlich eröffnet wird. Und obwohl erstaunlich viel von den ersten Ideen am Ende umgesetzt wird, nimmt das Haus völlig andere Formen an als ursprünglich gedacht. Denn das Museum Folkwang befindet sich in direkter Nachbarschaft zum Ruhrland- und Heimatmuseum (Abb. 4), das in einem Neubau von 1963 und zwei benachbarten Gründerzeit-Wohnhäusern untergebracht ist (darunter die Villa Knaut von 1905/06, um deren Erhalt es intensive Diskussionen gibt). Der Platzmangel in diesem Museum für Natur- und Sozialgeschichte ist noch gravierender als im Museum Folkwang, da von dem ursprünglich geplanten Gebäude 1963 nur der erste Bauabschnitt realisiert wurde, der zweite jedoch nicht mehr zustande kam. Wechsellausstellungen müssen deshalb im Foyer stattfinden, Vortragsveranstaltungen im Dielenbereich; die Sammlung kann nur ausschnitthaft gezeigt werden, die Hälfte der Bestände ist magaziniert.¹⁶ Mit dem Museumszentrum hofft man, zum einen den beiden Museen die jeweils notwendigen zusätzlichen Flächen zur Verfügung zu stellen und zum anderen Kosten zu sparen, indem die beiden Museen unter anderem die Unterrichts- und Vortragsräume, Werkstätten, Foto- und Vi-

deoabteilung gemeinsam nutzen. Für das Ruhrlandmuseum ist neben der räumlichen Erweiterung auch eine Neukonzeption der Sammlungspräsentation notwendig. Auch hier gilt es, den veränderten Erwartungen des Publikums entgegenzukommen. So heißt es im Essener Stadtanzeiger 1973, dass die Sammlungen im Ruhrlandmuseum über die »ruhrländischen Belange« hinaus auszubauen seien, um in der Gegenüberstellung diverser Objekte die historischen Zusammenhänge besser veranschaulichen zu können: »Der Standort des Museums in einer Industriegroßstadt, der heutige Informationsstand seiner Bevölkerung durch Film, Presse, Rundfunk und Fernsehen und vor allem die vielfältigen, auf immer raumgreifenden Reisen gesammelten Eindrücke erfordern die Herstellung solcher Beziehungen und menschlicher Standortbestimmungen in größerem Rahmen als kulturelle Bildungsaufgabe.«¹⁷ Um die mögliche Verbindung der beiden Häuser anschaulich zu machen, wird zunächst ein Modell gefertigt (Abb. 5). Die Bauten des Ruhrlandmuseums und des Museum Folkwang werden bei dieser Planung durch einen mehrgeschossigen Erweiterungsbau verbunden. Durch diese Zusammenlegung soll ein »kunst- und kulturgeschichtliches Zentrum«¹⁸ entstehen, mit dem der räumliche Bedarf für die nächsten 25 Jahre gedeckt wäre.¹⁹

1977 wird deshalb ein Wettbewerb ausgeschrieben. In den vorangestellten Leitsätzen heißt es, dass den Besucher:innen in diesem Museumszentrum nicht nur eine Begegnung mit den Exponaten möglich sein soll, sondern sie auch zu Fragen und Kritik einladen möge. Ebenso solle das Haus Information und Erlebnis bieten, denn das Museum sei heutzutage »didaktisches Institut, Angebot, Aktionszentrum, Umschlagplatz neuer Ideen, Spielwiese, Experimentierfeld«²⁰ (Abb. 3). Es wird am Ende des Wettbewerbs jedoch kein erster Preis vergeben. Die Büros Kiemle, Kreidt und Partner aus Düssel-

386 dorf und Allerkamp, Niehaus, Skornia aus Essen erhalten beide den zweiten Preis und werden aufgefordert, gemeinsam die Planung des Museumszentrums zu übernehmen. Unter dem Namen »Arbeitsgemeinschaft Essener Museen« nehmen sie ihre Arbeit auf. Das alte Ruhrlandmuseum wird mitsamt den dazugehörigen Gründerzeitbauten abgerissen und in neugebauten Räumlichkeiten untergebracht, das Gebäude des Museum Folkwang bleibt erhalten und wird an den Neubau mit einem Verbindungsgang angeschlossen (Abb. 7). In der Mitte des Komplexes befindet sich die große Eingangshalle, das »Herz«²¹ des Museumszentrums (Abb. 6). Rund um diese Eingangshalle sind die grundlegenden Räume für die informative und didaktische Vertiefung und Erweiterung des Museumsbesuchs angeordnet: das Video-Studio, diverse Vortragssäle, der Zugang zur Bibliothek mit Diathek im Obergeschoss sowie Museums-Shop und Café. Kritiker hatten zwar schon während des Wettbewerbs bemängelt, dass der inhaltliche Zusammenhang der Sammlungen des Museum Folkwang und des Ruhrlandmuseums fehle und dass die Besucher der jeweiligen Institutionen wohl kaum beide Ausstellungsbereiche aufsuchen würden,²² doch insbesondere an der Schnittstelle der beiden Bauten, dem Foyer, funktioniert das Zentrum (Abb. 2). Es fungiert nicht nur als Übergangszone zu den Ausstellungsräumen, sondern auch als Bereich, in dem die Museen eine ihnen eigene Form des Aufenthalts sowie Austauschs unter den Besucher:innen erzeugen können: Im Foyer treffen sich die Gruppen und Schulklassen, kauft die Studentin nach dem Bibliotheksbesuch noch weitere Literatur im Shop, sammeln sich abends die Zuhörer:innen vor und nach Vortragsveranstaltungen, drängen sich die Besucher:innen bei Eröffnungen bisweilen dicht an dicht. Das Museum überzeugt zudem mit der Mannigfaltigkeit der Angebote: hier die Städtische Galerie, dort die Kunstsammlung, gegenüber die Geschichte

des Ruhrgebiets, daneben eine Ausstellung zur Fotografie, im 387 Obergeschoss die Kunst nach 1960 sowie die Wechsellausstellungen (Abb. 8).

Eine architektonische Sensation, über die in den Medien umfassend berichtet und in der Fachwelt diskutiert wird, ist dieses Museumszentrum im Gegensatz zum ebenfalls 1983 eröffneten Museum Abteiberg in Mönchengladbach (Architekt: Hans Hollein) oder der Neuen Staatsgalerie in Stuttgart (eröffnet 1984, Architekt: James Stirling) jedoch nicht. Hannelore Schubert urteilt in ihrem Vergleich deutscher Museumsbauten des 20. Jahrhunderts, dass man die Funktionalität des Essener Museumszentrums zwar gründlich durchdacht habe, daraus aber keine überzeugende Architektur entstanden sei.²³ Paul Vogt erklärt jedoch mit Blick auf die Bauten von Hollein und Stirling, dass das Museumszentrum schlicht ein ganz anderes Konzept verfolge: »Ich betrachte es aber auch als eine legitime Möglichkeit, wie in Essen museale Konzeptionen verschiedener kunst- und kulturgeschichtlicher sowie naturwissenschaftlicher Institute mit den Forderungen einer wachsenden Ausstellungstätigkeit und Öffentlichkeitsarbeit mit Nachdruck auf Flexibilität und Funktionalität unter einem Dach zu einen.«²⁴ So ähnelt das Museumszentrum in Gestaltung und Zuschnitt eher den Volkshochschulen und Bürgerzentren, die in Deutschland seit den 1960er Jahren vermehrt gebaut worden sind und die mit multifunktional nutzbaren Räumen und meist großen Eingangshallen fast allen Besucher:innen Räumlichkeiten für ihre jeweiligen Interessen bieten können.²⁵ Zwar beanstandet Wolfgang Pehnt rückblickend die »verqueren Erschließungen, kleinlichen Differenztreppen«²⁶ des Gebäudes, doch dessen ungeachtet gelingt es mit diesem Haus endlich, den beiden Museen den so lange gewünschten Raum für ihre verschiedenen Aufgaben und Angebote zu geben. Das Essener Museumszentrum ist

388 auch ein Bildungszentrum, in dem mit Führungen, Vorträgen, Mitmachaktionen, Audio- und Videobeiträgen und einer passenden Literaturlauswahl in der Bibliothek und im Museums-Shop die Begegnung mit den Exponaten begleitet wird. Das Haus animiert dazu, nicht nur in den Ausstellungssälen über die Exponate zu sprechen oder zu schreiben, sondern, so heißt es in einem Entwurf zum museumspädagogischen Programm, sie auch zu zeichnen und zu malen, zu fotografieren und zu erforschen sowie die Beschäftigung mit ihnen auch im handwerklichen Tun oder szenischen Spiel zu suchen. Auf diese Weise sei es möglich, »das Publikum über das passive Mit-hören hinaus, zu einer aktiven Mitarbeit am Vermittlungs-, Lern- und Erkenntnisprozeß zu bewegen«. ²⁷

Diese architektonische und räumliche Öffnung der Museen für ein möglichst großes Publikum befördert auch den Erfolg eines neuen Ausstellungsformats, das in den kommenden Jahrzehnten die Arbeit vieler Häuser bestimmt. Groß angelegte Ausstellungen mit hohen Besucherzahlen gewinnen an Popularität ²⁸ – denn immer mehr Leute haben inzwischen die Museen mit ihren Sammlungen als Institutionen erlebt, die um ihr Publikum werben und in der Vermittlung auf den Kenntnisstand und Erfahrungshorizont ihrer Besucher:innen eingehen. Nun kommen die Gäste in Scharen, um sich sogenannte »Blockbuster«-Ausstellungen mit berühmten (Kunst-)Werken und aufwändigen Inszenierungen anzuschauen. Für diese Ausstellungen, so sieht es der seit 2013 amtierende Direktor des Museum Folkwang, Hubertus Gaßner, fehlt dem Museum jedoch die geeignete Architektur. Er hat schon bei seinem Amtsantritt geschimpft, dass das Haus mit der weitgehend fensterlosen Fassade (Abb. 1) an der zur Innenstadt führenden Bismarckstraße »wie eine geschlossene Sparkasse aussehe« und deshalb einen an dieser Stelle zu bauenden ergänzenden Glaskubus als neuen Signalbau vorgeschlagen. ²⁹ Für

die Paul Cézanne-Ausstellung (2004) möchte er dann gleich 389 das ganze Foyer umbauen lassen. ³⁰

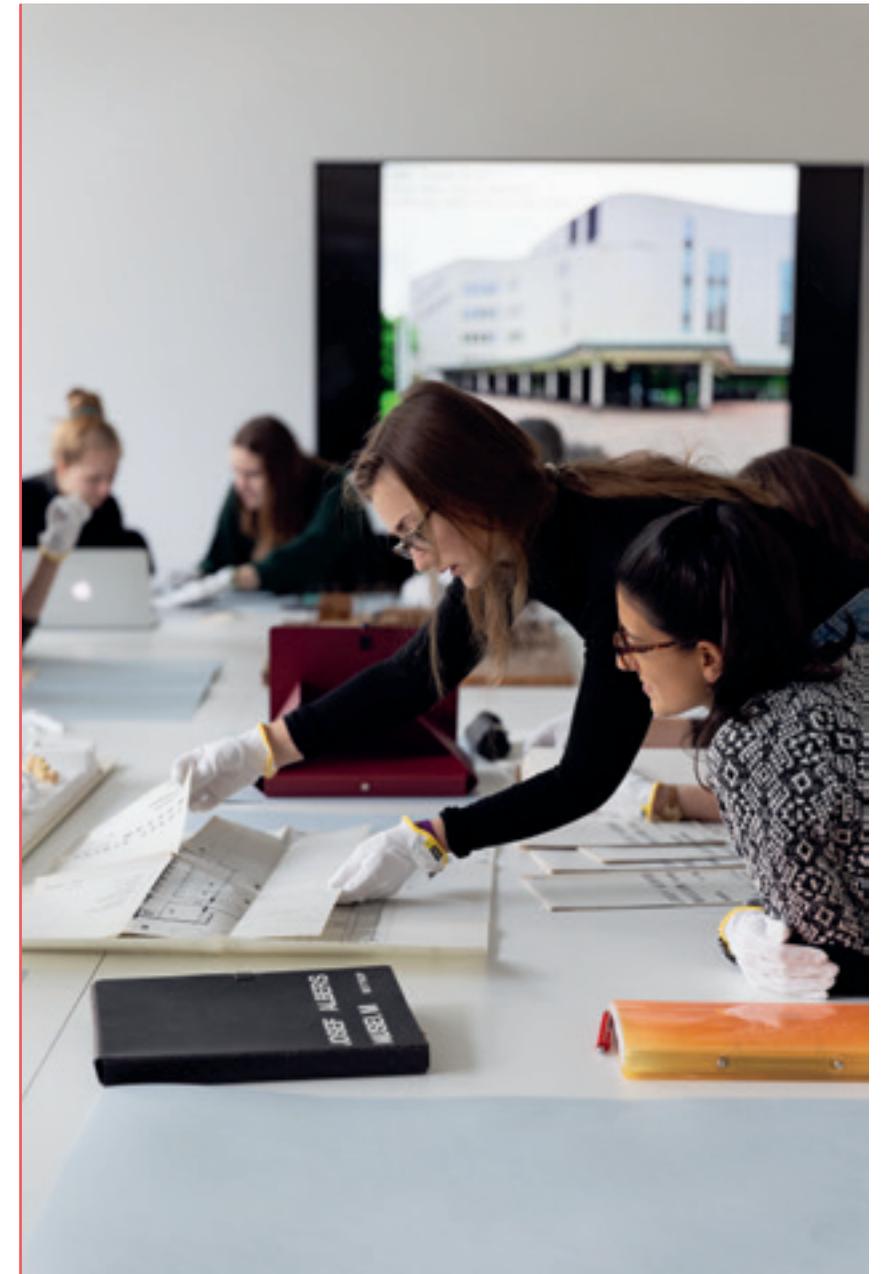
Am Ende ist es jedoch eine anstehende Sanierung des Bauwerks, die zu der Entscheidung führt, den Erweiterungsbau nach 23 Jahren abzureißen. Ruhrlandmuseum und Museum Folkwang erhalten 2010 jeweils separate Häuser an verschiedenen Standorten. Das Ruhrlandmuseum eröffnet als Ruhr Museum (Architekten: OMA/Rem Koolhaas; Heinrich Böll, Hans Krabel) in der Kohlenwäsche der Zeche Zollverein, und das Museum Folkwang erhält einen neuen Erweiterungsbau (Architekten: David Chipperfield Architects), der den Altbau von 1960 ergänzt. Damit wird das Konzept des Museumszentrums aufgegeben. Es hat fast die ursprünglich angedachten 25 Jahre Bestand gehabt.

- 1 Paul Vogt, Ideenkonzept zur Erweiterung des Museum Folkwang Essen, ca. 1970, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02026.
- 2 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Museum Folkwang (Pizonka).
- 3 O.A. (Paul Vogt), Zur Planung eines Erweiterungsbaues für das Museum Folkwang, Essen ca. 1968, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02213.
- 4 Hans-Walter Keweloh, Museen in der Bundesrepublik (1945–1990), in: Markus Walz, Handbuch Museum, Geschichte, Aufgaben, Perspektiven, Stuttgart 2016, S. 65–69, S. 65 ff; #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr.
- 5 Gerhard Kaldewei, »Die Schulmeister werden mich später noch mal gründlich hassen«. Karl Ernst Osthaus' pädagogische Projekte am Folkwang-Museum Hagen, in: Karl Ernst Osthaus Museum Hagen (Hg.), Der westdeutsche Impuls 1900–1914, Kunst und Umweltgestaltung im Ruhrgebiet, Die Folkwang-Idee des Karl Ernst Osthaus, Essen 1984, S. 232–239; Christin Ruppio, Karl Ernst Osthaus und der Hohenhof in Hagen. Ein Modell kultureller Vermittlung, S. 52–60.
- 6 Kunstring Folkwang, Geschichte: <http://www.kunstring-folkwang.de/de/kontakt/geschichte/chronik.html> (25.11.2021).
- 7 Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe, Freiburg im Breisgau 1964.
- 8 Paul Vogt, Fernsehen und Museum, in: Deutsche UNESCO-Kommission (Hg.), Fernsehen und Museum, Köln 1970, S. 8–14, S. 11.
- 9 O.A., Zur Planung eines Erweiterungsbaues für das Museum Folkwang, Essen ca. 1968, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02213, S. 1.
- 10 Paul Vogt, Das Museum Folkwang in Essen. Die Planung für die kommenden Jahre, in: Gerhard Bott (Hg.), Das Museum der Zukunft, S. 274–278, S. 277.
- 11 Ebd., S. 276 f.
- 12 Deutsche Bauzeitschrift (Hg.), Bauten für Bildung und Forschung, Museen, Bibliotheken, Institute, Gütersloh 1971, S. 5.
- 13 Gert von der Osten, Das Museum für eine Gesellschaft von morgen, Köln 1971, S. 129 f.
- 14 Vogt, Das Museum Folkwang, S. 274 f.
- 15 O.A., Zur Planung eines Erweiterungsbaues für das Museum Folkwang, Essen ca. 1968, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02213, S. 1.
- 16 Gerhard Bechthold an Beigeordneten Hermann Heitmann, Zur Notwendigkeit zur Errichtung des 2. Neubauabschnittes für das Ruhrlandmuseum, Essen 28.1.1972, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02026.
- 17 O. A., Junge Aufgabe – alte Konzeption. Museum Ruhrland 10 Jahre im neuen Gebäude, in: Stadtanzeiger, 15.12.1973.
- 18 Stadt Essen/Paul Vogt, Erweiterung des Folkwang- und des Ruhrland-Museums der Stadt Essen, Essen 15.5.1975, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02189, S. 1.
- 19 Ebd., S. 2.
- 20 Stadt Essen (Auslober), Bauwettbewerb Folkwang- und Ruhrlandmuseum, Essen 1977, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02207.
- 21 Arbeitsgemeinschaft Essener Museen, Erweiterung des Folkwang- und Ruhrlandmuseums. Erläuterung und Baubeschreibung zum Vorentwurf, o. O. ca. 1978, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 01302.
- 22 M. K. (Autorenkürzel), Museum mit Marathonstrecke, in: WAZ, 2.8.1976.
- 23 Hannelore Schubert, Moderner Museumsbau. Deutschland, Österreich, Schweiz, Stuttgart 1986, S. 54.
- 24 O.A., Museen: Was taugen die neuen Häuser?, in: Art. Das Kunstmagazin 6 (1985) H. 8, S. 68–75, S. 72.
- 25 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Miniatur Bürgerhaus Oststadt Essen (Kloke).
- 26 Wolfgang Pehnt, »Durch Vernunft zur Schönheit«. David Chipperfields Neubau des Museum Folkwang, in: Museum Folkwang (Hg.), Museum Folkwang. Die Architektur, Göttingen 2012, S. 99–106, S. 101.
- 27 Wilhelm Godde, Vorlage im Kulturausschuss, Arbeit des Museumspädagogischen Dienstes an den Museen der Stadt Essen, 4.9.1985, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 02304, S. 2.
- 28 Keweloh, Museen in der Bundesrepublik, S. 66 ff.
- 29 Wulf Mämpel/Michael Kohlstadt, Neuer Folkwang-Direktor möchte das Museum drehen, in: WAZ, 13.2.2003.
- 30 Briefwechsel zwischen Hubertus Gaßner und der Arbeitsgemeinschaft Essener Museen, 2004, Archiv Museum Folkwang, Sign. MF 00077b.

DER
SCHATTEN
DER DINGE
FRAGEN AN
DIE ANALYSE
MATERIELLER
KULTUR

GUDRUN M.
KÖNIG

1



Studierende arbeiten mit Archivalien im Rahmen von Lehrveranstaltungen des Projekts »Stadt Bauten Ruhr«. Fotografie: Judith Klein, 2019.

2



Studierende arbeiten mit Archivalien im Rahmen von Lehrveranstaltungen des Projekts »Stadt Bauten Ruhr«. Fotografie: Judith Klein, 2019.

3



Aufbewahrungsschachtel mit Microfiche, Verkleinerungen von Entwurfsplänen zu diversen Projekten, Bestand Harald Deilmann im Baukunstarchiv NRW. Fotografie: Detlef Podehl, 2020.



4

Karteikästen, Projektdokumentation des Büros Deilmann auf Karteikarten.
Fotografie: Detlef Podehl, 2021.



5

Schachtel mit Skizzen zum Museum Quadrat Bottrop, Bestand Bernhard Küppers im Baukunstarchiv NRW.
Fotografie: Detlef Podehl, 2020.

6



Aufbewahrungsschachtel, schwarzer Karton, diverse Dokumente und Fotografien zum Kunstmuseum Gelsenkirchen, Bestand Albrecht E. Wittig im Baukunstarchiv NRW.
Fotografie: Detlef Podehl, 2020.

7



Blick in die Archivregale mit Bestand Paul Kleihues im Baukunstarchiv NRW. Fotografie: Detlef Podehl, 2020.

8



Modellbausammlung im Baukunstarchiv NRW. Fotografie: Detlef Podehl, 2020.



Originales Schwerlastregal aus dem Inventar des Baukunstarchivs NRW mit Archivbehältnissen in der Ausstellung »Und so etwas steht in Gelsenkirchen...« im Museum Folkwang Essen, 2020/2021. Fotografie: Detlef Podehl, 2020.

»Die Organisation eines Museums, das durch Erkennen bilden will, ist nichts anderes als eine Lehrplan-Konstruktion, nur dass hier die Konstruktion nicht wie in den Schulen mit den Schatten der Dinge, nämlich mit den Worten, sondern mit den Dingen selbst arbeitet.«¹
Georg Kerschensteiner

Das Museum als Bildungs- und Erkenntnisinstitution (#Essay Ideen für das Museumszentrum Essen), so hob der Museumspädagoge Georg Kerschensteiner vor knapp 100 Jahren hervor, sei wie ein Lehrplan konstruiert. Im Gegensatz zu den Schulen jedoch, die mit Texten und damit mit dem »Schatten der Dinge« arbeiteten, würden die Museen mit den »Dingen selbst« argumentieren.² Als naturwissenschaftlicher Museumspädagoge betonte er damit die Bedeutung der Museumsobjekte für die Veranschaulichung und Vermittlung. Die Erinnerung an Kerschensteiners »Schatten der Dinge« ist hier zum einen als Titel gewählt, weil diese Publikation »Bildung@Stadt_Bauten_Ruhr« mit Texten und Bildern beabsichtigt, die Gebäude der Bildung selbst zu fokussieren und mit objektbasierter architekturhistorischer Forschung den Schattenwurf aufzuhellen. Kunst- und Architekturgeschichte analysieren das Ruhrgebiet als Bildungslandschaft (#Essay Strukturwandel und Bildung) anhand der Zeugen und Zeugnisse kultureller Bildung wie Bauten, Pläne, Nachlässe.

Mit der Professionalisierung der Museumsarbeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts rückte das Verhältnis von Museumsarchitektur und Bildungsprogramm in das Interesse der Aufmerksamkeit.³ Karl Koetschau, Kunsthistoriker und Museumsdirektor der Städtischen Kunstsammlung, des Keramikmuseums und des Stadtmuseums in Düsseldorf, engagierte sich für die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses.⁴ Dazu gehörten für ihn alle Bereiche der Ar-

402 chitektur bei Museumsneubauten: vom Stadtbild und Grundriss über Heizung, Licht, Belüftung, Wandbekleidung, Fußbodenbeläge, Schränke, Vitrinen, Magazine, Schausammlung bis zur »Besetzung« des Gegenstands, gemeint ist die Beschriftung in den Vitrinen. Bei allem sei nicht der Architekt, sondern der Museumsdirektor der »verantwortliche Mann«⁵, so Koetschus Betrachtung der noch fast ausschließlich männlich besetzten Berufsfelder. Die Architektur hatte für ihn eine dienende Funktion, die den edukativen Zielen der Vermittlung unterzuordnen war. Es war der Hamburger Alfred Lichtwark, Direktor der Kunsthalle und Reformpädagoge, der bereits im Jahr 1904 die »Museen als Bildungsstätten« den Schulen und Universitäten beordnete. Sie jedoch führten zu den Dingen hin oder gingen von ihnen aus.⁶

Diese kurzen Hinweise müssen genügen, um die Skepsis des Kulturwissenschaftlers Mario Schulze in Bezug auf die These des fundamentalen Museumswandels von der Sammlungs- zur Besucherorientierung seit den 1960er Jahren zu teilen.⁷ Weniger habe sich die Institution Museum gewandelt, vielmehr stehe im Zentrum der objektzentrierten Präsentationsweise, so Schulze, eine veränderte Konzeption des Museumsobjektes. Die im Titel genutzte Metapher des Schattens dient hier weiter der Frage, was der so genannte »material turn«, die materialorientierte Wende, zur Erhellung der Dinge selbst beigetragen hat. Der Naturwissenschaftler Kerschesteiner, der im Jahr 1925 noch heute übliche Prinzipien der musealen Wissenskommunikation artikulierte und das Primat der Vermittlung bereits formulierte,⁸ dient zugleich als Beispiel, dass es keine Demarkationslinie zwischen natur- und kulturhistorischen Museen geben kann (#Essay »Verschwindend?«).

Drei Fragenkomplexe werden im Folgenden erkundet. Erstens: Welches Objektverständnis grundiert die Analyse materieller Kultur? Zweitens: Über viele Disziplinen hinweg scheint Konsens, dass Dinge multikontextuell zu untersuchen sind. Doch wie viele Kontexte sind

multi? Drittens: Was hat der »material turn« gebracht, und ist sein Ende bereits erreicht?

403

Erstens. Artefakt, Objekt, (Museums-)Ding. Vor gut dreißig Jahren setzte in diversen Wissenschaften erneut eine reflexive Hinwendung zur Analyse materieller Kultur ein. Dieser »material turn« begleitete die Forschungsperspektiven, theoretisierte die Dingkonzeptionen und wertete ihr Forschungspotential auf. Was für objektaffine Wissenschaften wie die Archäologie, Kulturanthropologie, Kunst- und Kulturgeschichte als museumsnahe Disziplinen gängige Praxis und eher »Re-turn«⁹ war, erreichte in den folgenden Jahren und Jahrzehnten Disziplinen, bei denen die Artefaktanalyse bis dahin nicht im Zentrum der Forschungsbezüge stand: Die Geschichts- und Literaturwissenschaften, Pädagogik und Religionswissenschaft, um nur einige zu nennen, trugen zur Theoretisierung und Reflexion der Mensch-Ding-Beziehungen bei. Auch die objektnahen Wissenschaften profitierten von dieser materialorientierten Wende. Fragehorizonte, theoretische Konzeptionen und Herangehensweisen dynamisierten sich. In diesen drei Jahrzehnten hat sich der »material turn« selbst verändert; er verknüpfte sich mit dem »visual turn« und dem »emotional turn«. Diese Dynamiken verlaufen disziplinär different und fügen sich in die jeweiligen Traditionen ein.

Dinge werden in den nachfolgenden Überlegungen als Artefakte, als dreidimensionale, mobile und greifbare Objekte mit polyvalenten Bedeutungen verstanden.¹⁰ Die engere Definition mobiler Dinge wird unter dem Begriff der Analyse materieller Kultur jedoch erweitert und bezieht dann größere immobile Einheiten wie Architektur, Infrastrukturen, Städtebau und Kulturlandschaften ein.¹¹ Obgleich es elaborierte Unterscheidungen zwischen Ding, Artefakt und Objekt gibt,¹² wird hier »Ding« als Oberbegriff genutzt, der im Zusammenhang der Argumentation jedoch in spezifischere Unterbegriff-

404 fe wechseln kann.¹³ Hier und für diesen Zweck werden die Begriffe Ding, Artefakt, Gegenstand und Objekt synonym verwendet.

Über die Sachkenntnis antiquarischer Dokumentation hinaus brachte die neue Theoretisierung für die Objektanalyse, Sammlungsarchäologie und Museumsgeschichte eine erstarkte Reflexivität.¹⁴ Nicht zuletzt speist sich die Umwandlung von Universitätssammlungen zu Wissenschaftsausstellungen und Universitätsmuseen aus der Quelle des »material turn« und verbindet sich mit dem Bedarf und Nutzen der Wissenskommunikation.¹⁵

Der »material turn« erodierte bei den objektbasierten Museumsdisziplinen wie bei den historischen Disziplinen die Zuständigkeitsbereiche. Es reichte nicht mehr aus, die Bestände monodisziplinär zu betrachten. Die Frage etwa, wie sich historische Objekte mit Geschichtsvorstellungen verknüpften, behandelt der Historiker Peter N. Miller. Er rekonstruiert die heuristische Reflexion materieller Quellen und spricht von einem menschlichen Bedürfnis, Vergangenheiten in ihrer physischen Präsenz zu erfahren.¹⁶ Die Historikerin Lisa Regazzoni hat den Umgang mit Artefakten und die Schriftlosigkeit als epistemische Herausforderung für die Geschichtswissenschaft untersucht. Mit dem fokussierten Blick auf »vergangene Kulturen, Völker, Ereignisse und Zustände«¹⁷ ohne schriftliche Aufzeichnungen veränderten sich die historischen Betrachtungszeiträume. Die Grenzen der geschichtswissenschaftlichen Einteilung in Frühe Neuzeit, neuere und neueste Geschichte würden überschritten und die Objektkonstitution als Überrest in einer »longue durée« historisiert. Mit ihrer Mehrdeutigkeit illustrierten Objekte nicht einfach die Geschichte, sondern sie entfalten ihr Potential der Deutung in der Gegenwart.

Die rekonstruktive Kontextualisierung des Umgangs mit Dingen in neueren Untersuchungen blickt über alltägliche und ästhetische Praktiken hinaus in die Warenhäuser, Labore, Grabungsfelder, Archive¹⁸ und Museen. Diese neuen Handlungsfelder im Umgang mit der materiellen Kultur umfassen neben dem Produzieren und Kon-

sumieren insbesondere die wissenschaftlichen und musealen Praktiken in den »Wissenskulturen«¹⁹ wie Sammeln, Kategorisieren, Dephonieren, Präparieren und Musealisieren. Alle unmittelbar an die materielle Kultur geknüpften Handhabungen und Handlungsweisen der Körper- und Kulturtechniken konfigurieren potentiell die multiplen Kontextanalysen.

Die klassische Realienforschung, die unmittelbar beim Gegenstand ansetzt, und der Versuch, den Umgang mit Dingen historisch, sozial und geschlechterorientiert zu erforschen, eint die ethnologisch-kulturanthropologische Disziplin. Neu hinzugekommen ist die etwas weitere Perspektive der Analyse materieller Alltagskultur sowie die der Wissensstrukturierung und Wissenskommunikation durch Sammlungen und Ausstellungen. Die Art und Weise, wie sich heutzutage die Disziplinen den Dingen nähern, wird durch das veränderte Verständnis der Dingkonzeption bestimmt. Dinge enthalten eine Fülle von Bedeutungen. Sie sind mehrdeutig. Sie tragen in sich teils konvergente, teils divergente Konnotationen, welche kontextuell zur Geltung kommen. Dies stellt eine Herausforderung für jede materialitätsorientierte Analyse dar.

Die Forschung hat die Aufgabe, die Mehrdeutigkeit der Dinge in kohärente Sinngefüge zu überführen. Kuratorinnen und Kuratoren reduzieren diese Polyvalenz bei der Aufnahme in das Inventar und sortieren nach disziplinären Leitlinien. Klassifikationen geben bereits Deutungshorizonte vor.²⁰ In der Produktion und der Kommunikation kulturwissenschaftlichen Wissens wird zunehmend bedacht, wie die Aussagen an und mit Objekten hergestellt werden und welche Metamorphosen das Objekt durchlaufen hat. Die Reflexion musealer Zurichtungen beginnt beim Sammeln, setzt sich bei Benennungen, Ordnungen und Klassifikationen fort und wird im Exponat zur Anschauung gebracht.

In seiner Geschichte des Museumsobjektes weist Mario Schulze auf die Verknüpfung von Objekttheorie und Museumsgeschichte hin. Sein überzeugender Ansatz ist durch die Historisierung des Muse-

405

406 umobjektes markiert,²¹ das in kulturelle, wissenschaftliche sowie gesellschaftliche Veränderungen eingebettet und zeitlich unterschiedlich konzipiert wird. Anzumerken ist, dass sich ebenso disziplinär unterschiedliche Dynamiken wie parallele Entwicklungen abzeichnen. Inszenierung und Fragmentierung gehören als Epiphänomene zu den Praktiken des Ausstellens, Sammelns und Zeigens. Das kulturhistorische Objekt wird für seine museale Aussage und Zeugenschaft präpariert. Kulturhistorische Museumsobjekte als Präparate zu verstehen, führt zu einer Epistemologie der Rahmungen durch Finden, Erwerben, Aufbewahren, Auswählen und Ausstellen.²² Entgegen den Konzeptionen als statische Objekte und positivistische Zeugen wird der Fokus auf Praktiken und Prozesse gelenkt. Die Deponierungs- wie die Exponierungsgeschichte hinterlässt Spuren und lagert sich als Sinnschicht am Objekt als Dokument an. Die Überlieferung von Artefakten ist wie die Sammlungsforschung in gesellschaftliche Machtgefüge eingebettet. Diskussionen um koloniale Vergangenheiten, sensible Sammlungen, Kunstraub, Migration und Integration konturieren spezifische Vorstellungen über das kulturelle Erbe. Postkoloniale Perspektiven und die Provenienzforschung haben die multikontextuelle Artefaktanalyse zu einem Politikum werden lassen. Die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy betont, dass mit der »Erforschung der großen Translokationen von Kulturgütern« durch Plünderungen, Kriege und Enteignungen die Frage der Restitutionsen unmittelbar einhergehe.²³

Das Museum als Gehäuse für Objekte, Techniken und Praktiken zu verstehen, heißt, dass durch spezifische wissenschaftliche Handhabungen die materiellen Objekte in variable Bedeutungs- und Wissenssysteme transferiert werden. Nicht die Sachen, sondern auch Taten werden archiviert und musealisiert. Sie fabrizieren Spuren auf den Objekten und materialisieren sich in Aufschreibesystemen auf Papier, in Ordnern, in Büchern und Bildern. Was sich in Objekten materialisiert und sedimentiert, ist eine sich wandelnde Beziehungsgeschichte zwischen Menschen und Dingen.

Zweitens: Multiple Kontexte. Die Analyse materieller Kultur vereint künstlerische, kunstgewerbliche und alltagskulturelle Objekte. Charakteristisch ist die Bewegung von »sozialen Strukturen zu Artefakten«, wie das der Soziologe Andreas Reckwitz beschreibt.²⁴ Im Idealfall führt die Analyse von den Artefakten zu den sozialen Strukturen zurück.

Mit dem »material turn« und dem interdisziplinären Verständigungsbegriff der materiellen Kultur, der selbst lange Zeit umstritten war,²⁵ hat sich damit nicht nur das Objektverständnis, sondern auch der Kulturbegriff verändert. Die materielle Kultur ist jedoch nicht identisch mit der Welt der Gegenstände, sondern sie umklammert in einem systematischen Sinn die gemachten, hergestellten Dinge wie die Kenntnisse über sie, das Wissen um ihre Formung und um den Einsatz der Dinge für die Bedürfnisbefriedigung. Hier geht der Kulturbegriff über das Materielle hinaus und beschreibt nicht nur die Ausstattung einer kulturell hervorgebrachten Dingwelt, sondern meint zugleich die Dinge in ihrer kulturellen Bedeutung mit.

Der Terminus »materielle Kultur« bietet den Vorteil, dass er immer mitführt, worauf er verweist, nämlich den Handlungsrahmen und das Handlungsgefüge der Kultur. Er verkörpert damit – im Unterschied zum Terminus der Dinge – eine selbstdisziplinierende Wirkung. In den Worten von Thomas J. Schlereth verweist der Begriff simultan auf den Gegenstand der Forschung, das Materielle, und auf seinen Hauptzweck, das Verstehen von Kultur.²⁶ Die in Bedeutungs-, Gebrauchs- und Funktionskontexte eingebundenen Objekte in mehrdeutigen Beziehungskonstellationen zu situieren, macht theoretisch weniger Schwierigkeiten als in der konkreten wissenschaftlichen Praxis. Konsens herrscht in den Wissenschaften, dass die Mehrdeutigkeit der Dinge einer Multikontextualisierung bedarf. Diese methodische Herausforderung wird nicht nur als Problem, sondern auch als Chance gesehen: »Das Prinzip der Beliebigkeit« kann »als Stärke gelten, weil es zeigt, dass Dinge buchstäblich un-disziplinierte Ansätze erfordern und Geistes-, Sozial- und ver-

408 mehr auch Naturwissenschaften in unerwartete und darum produktive Dialoge miteinander bringen.«²⁷ Die Multikontextualisierung ist eng an das Erkenntnisziel gekoppelt. Im Prinzip kann jede Form der Handhabung einen Kontext rahmen: von der Produktion über den Konsum bis zur Nutzung und Entsorgung.

Das Museum ist nicht nur eine vermittelnde, sondern auch eine bewahrende Institution, es ist ein Handlungsraum im Umgang mit Objekten. Je nach Fragestellung, Erkenntnisinteresse und Quellenlage sind unterschiedliche Kontexte zu adressieren. Multikontextualisierung bedeutet, dass nicht nur die Form, nicht nur die Funktion, nicht nur die Bedeutung studiert, sondern dass die Handhabungen und das Handlungsgefüge mit untersucht werden.

Im interpretativen Prozess kommt dem Artefakt eine spezifische Funktion zu. Es geht darum, ihm wie anderen Quellen zu erlauben, Widerworte zu geben.²⁸ In der Originalschrift der Kunst- und Kulturhistorikerin Mieke Bal über sich kreuzende Theorien und wandernde Begriffe, heißt diese Stelle: »Allow the object to speak back.«²⁹ Diese im übertragenen Sinn gedachte Dialogkompetenz bezieht sich auf den Akt des Deutens und den Status des Bedeutens. Die qua Materialwahl, Bearbeitung, Kreativität und Nutzungsspuren eingelagerten Wissensbestände können durch eine qualitative Dinganalyse aktualisiert, rekonstruiert und interpretiert werden.³⁰ Somit erweitern sie die Beobachtungsbasis im Zusammenspiel der Quellen. Im Zentrum der Analyse steht das Objekt – ob Alltags- oder Museumsgegenstand. Die kreisenden Deutungsbewegungen führen zu den Kontexten, erschließen Diskurse, machen Praktiken sichtbar, prüfen Abbildungen und Vergleichsobjekte. Sie gehen gleichsam vom Objekt aus und führen kontrolliert zu ihm zurück.³¹

In Anlehnung an den Historiker Reinhart Koselleck formuliert, wird dabei das Vetorecht der Dinge eingeholt.³² Eine Formel, der sich Mieke Bal mit den Widerworten der Dinge nähert und damit ein Vetorecht gewissermaßen zuspitzt. Stumm werden Dinge und Objekte gemacht, wenn sie zur Illustration vorgefertigter Thesen benutzt

409 werden. Dagegen begreift Bal die Erwiderungen der Dinge als eine respektvolle Haltung im Forschungsprozess, welche die Möglichkeit einschließt, »die Stoßkraft einer Interpretation zu bremsen, abzulenken und zu komplizieren [sic]«. ³³ Wissen, das aus schriftlichen oder bildlichen Quellen gewonnen wurde, kann durch die Untersuchung am Objekt korrigiert und umgelenkt werden, insbesondere wirft der materiale Befund häufig neue Fragen auf. Koselleck hat allgemein auf das »Vetorecht der Quellen« aufmerksam gemacht: »Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutungen zu wagen oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können.«³⁴ Ziehen wir Dinge als Quellen und als Zugang zur Geschichte heran, so obliegt auch ihnen, uns vor interpretativem Irrtum zu schützen, »nicht aber sagen sie uns, was wir sagen sollen«. ³⁵ Museen, Universitäts- und Lehrsammlungen sind die Orte, an denen die Dinge mit Vetorecht gehortet, gestapelt und gezeigt werden, sie sind eine Versammlung von Einsprüchen. Durch die Präsenz ihrer Gebäude, Schau-Sammlungen und Ausstellungen vermitteln sie gesellschaftliche Wertvorstellungen. Welche Kontexte zu prüfen sind, wird durch die Erkenntnisziele, die Forschungsfragen, die theoretischen Ansätze und schließlich durch das Vorhandensein der Dinge selbst bestimmt. Zugrunde liegt ein feinteiliger Abstimmungsprozess von induktiven und deduktiven Verfahrensweisen, von auf- und absteigenden Verstehensprozessen, die von den Dingen ausgehen und zu ihnen hinführen.

Drittens: Wende-Ende? Seit wenigen Jahren wird der kritische Abgesang auf den »material turn« angestimmt. Einerseits wird eine theoretische Überhitzung beklagt,³⁶ andererseits aber auch ein Zugewinn an materialitätsorientierter Forschung herausgestellt.³⁷ Die interdisziplinäre Aufmerksamkeit für Artefakte splittet sich

410 tendenziell wieder auf in jene, die über, und jene, die mit Dingen forschen. Das ist nicht unbedingt beklagenswert, denn in diesen gut dreißig Jahren »material turn« ist der End- ein anderer als der Ausgangspunkt. Der Perspektivwechsel auf die Analyse materielle Kultur hat neue Fragen adressiert, Interpretationen umgelenkt und neue Bezüglichkeiten herausgestellt. Der Historiker Frank Trentmann etwa rekonstruiert die Geschichte des Konsums als einen »globalen Siegeszug der Dinge«³⁸, deren Spur er in wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse folgt.

Die Historisierung des nun gut 30-jährigen Turns verläuft disziplinär different. Während sich der Literaturwissenschaftler Bill Brown im Jahr 2000 als Späteinsteiger (»belatedness«³⁹) in den 1990er-Jahres-Trend der Dingkulturanalyse bezeichnet, betont der Historiker Martin Knoll, der Umwelthistoriker Donald Worster habe im Jahr 1993 bereits »früh« materialitätsbezogene Perspektiven eingenommen.⁴⁰ Mit der jeweilig disziplinären Suche nach Vorläufern und Herleitungen dieser wissenschaftlichen Aufmerksamkeit ist Bill Browns rhetorischer Frage, »but what decade of the century didn't have its own thing about things?«⁴¹ – gewiss zuzustimmen, denn die materialbasierte Wende ist eine Phase der Verdichtung, aber kein neues Themenfeld gewesen. Der Mittelalter-Historiker Jan Keupp moniert zwar »mehr Meta-Texte zum Theoriedesign als auf Tiefe angelegte Objektstudien«⁴², jedoch wurden Themen, Fragehorizonte, Perspektiven und Methoden der materialorientierten Forschung ausgebaut. Lange Jahre entfaltete die Theoretisierung und Differenzierung kohäsive Kräfte und regte die interdisziplinäre Handhabung und Rezeption an: pädagogische Objekte, Museumsgeschichten von der Architektur bis zu Ausstellungen, objektzentrierte Konsum- und Wissensgeschichte sowie objektepistemologische Ansätze. Keupps Kritik kann als ein Indiz gewertet werden, dass Fragen und Felder neben der interdisziplinären Perspektive auch disziplinäre Zugriffe benötigen. Nicht unterschätzt werden dürfen jedoch die Nobilitierung materialbasierter Forschung in

den einzelnen Disziplinen sowie der Abschied von einfach gedachten Dualismen von Kultur und Natur, High und Low⁴³ sowie Idee und Material. Für die erkenntnistheoretischen Grundlagen wie für die konkreten Forschungsansätze ist es entscheidend, ob die Dinge eine alternative oder eine singuläre Quellengruppe ausmachen. An diese grundständige Konstellation schmiegen sich die methodischen Näherungen an. Dinge sind Speicher und mediale Reservoirs. Sie sind gleichermaßen Mittel der Darstellung und Mitteilung. Sie sind Materialisationen von Kultur, mehrdeutig und ebenso beredt wie stumm. Es obliegt nicht dem Material der Geschichte, sondern der Forschungsperspektive, Konstellationen von Beziehungen und Bedeutungen herzustellen.

Die Herangehensweisen an die Materialität der Kultur stehen näher und ferner zu den Dingen. Im engeren Sinn als Erforschung der materiellen Kultur sind jene Ansätze zu bezeichnen, die den Dingen eine eigene Aussagequalität, ein Veto zugestehen: also Analysen, die aus der Struktur der Dinge oder aus ihrer bildlichen wie textlichen Repräsentation Aussagen ableiten, die ohne diesen spezifischen, dingorientierten Blick nicht zu gewinnen wären. Idealerweise werden einzelne Forschungsansätze vermischt, um der Fragestellung, dem Gegenstand, der Zeit wie den Milieus gerecht zu werden. Eine qualitative Dinganalyse impliziert, dass Dinge Konzentrate gesellschaftlicher Verhältnisse sind und die Bezüglichkeiten von Material, Funktion und Form jeweils Bedeutungen produzieren, deren kultureller Sinn in Situationen und Kontexten verankert ist. Wenn mit Dingen geforscht wird, kann auf die Erfassung der Handlungskontexte und situativen Bedeutungszuschreibungen, in die ihr Gebrauch, ihre Wertschätzung sowie ihre Archivierung eingebettet sind, nicht verzichtet werden. Das Veto, die Einsprüche und Widerworte charakterisieren die Dinge als Protagonisten der Kulturanalyse. Im Forschungsprozess können sie eine dynamisierende Funktion einnehmen, denn ihre Exploration erfordert vielfältige Kontextualisierungen.

412 Die Hinwendung zur Materialität markiert eine Perspektive auf sowie ein Konzept von Kultur, das den spezifischen Informationsgehalt von Dingen nutzt, je nach Fragestellung, Region und Untersuchungszeit aber unterschiedliche methodische Herangehensweisen kombiniert. Die Dinge als Teilmenge der materiellen Kultur geraten zu Versatzstücken einer greifbaren Geschichte der Kultivierung, die im Kontext multipler Praktiken von der Ästhetik bis zu den Gebrauchsweisen und Besitzverhältnissen, von den Herstellungsprozessen bis zu den Gesten des Zeigens sowie von den edukativen Formationen bis zu den Wissensfigurationen zu analysieren sind. Mit dem »material turn« aktualisierten sich in den Kultur- und Geisteswissenschaften die Konzeptionen der Dinge, vervielfachten sich die Theoretisierungen und methodischen Annäherungen. Nicht zuletzt hat sich die Zusammenarbeit von Universitäts- und Museumsfächern erneut intensiviert.

Die Zeit der Meta-Theorien in Bezug auf die Analyse materieller Kultur scheint jedoch ihren Zenit überschritten zu haben. Obgleich Keupps teils kritische, teils persiflierende Perspektive »der Turn ist tot. Es lebe die Forschung« den Abgesang auf den Turn als »symbolisches Wissenschaftskapital« und »akademischen Prestigeparcours« anstimmt,⁴⁴ rückte die Analyse materieller Kultur vom Rand in die Mitte einzelner Disziplinen. Die Komplexität der multi-kontextuellen Analysen hat die interdisziplinäre Kooperation und nicht zuletzt den internationalen Austausch verstärkt. Nach gut dreißig Jahren »material turn« muss dennoch konstatiert werden, dass wir in seiner Nachwendezeit angekommen scheinen. In Bezug auf kulturelle Bildung wird seit gut fünf Jahren vom »digital turn« gesprochen, weil die Digitalisierung in Forschung und Lehre neue Lehr- und Lernformate ebenso fördert wie neue Untersuchungsmethoden und Publikationsformate.

Die Dinge, Objekte und Artefakte wurden nicht vollständig aus ihrem Schattendasein geführt. Dazu sind die disziplinären Erkenntnisinteressen zu vielfältig, sind die Forschungsmaterialien, Gegen-

stände und Fragen zu verschieden. In zahlreichen Disziplinen ist die Analyse materieller Kultur jedoch keine Nebensache für Spezialistinnen und Spezialisten mehr: Das mögliche Wende-Ende hinterlässt eine elaborierte erstarkte Forschungsperspektive mit hohem theoretischen Problembewusstsein, ambitionierten Methoden und neuen Erkenntnissen.

413

- 1 Georg Kerschensteiner, Die Bildungsaufgabe des Museums, in: Verein Deutscher Ingenieure Conrad Matschoss (Hg.), Das deutsche Museum. Geschichte, Aufgaben, Ziele, München/Berlin 1925, S. 39–50, S. 45.
- 2 Ebd.
- 3 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Auf dem Weg in die Stadt (Lechtreck).
- 4 Andrea Meyer, Kämpfe um die Professionalisierung des Museums. Karl Koetschau, die Museumskunde und der Deutsche Museumsbund 1905–1939, Bielefeld 2021.
- 5 Karl Koetschau, Die Volksbildung der Museumsbeamten. Deutscher Museumsbund, Flug-schriften 1, Hamburg 1918, S. 12.
- 6 Alfred Lichtwark, Museen als Bildungsstätten, in: Centralstelle der Arbeiter-Wohlfahrts-einrichtungen (Hg.), Die Museen als Volks-bildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-einrichtungen, Berlin 1904, S. 6–12, S. 12.
- 7 Mario Schulze, Wie die Dinge sprechen lernten. Eine Geschichte des Museumsobjektes 1968–2000, Bielefeld 2017, S. 16–19.
- 8 Jürgen Teichmann, Bildungsverständnis/ Bildungsarbeit in einem technisch-naturwissen-schaftlichen Museum, in: Anja Pitton (Hg.), Gesellschaft für Didaktik der Chemie und Physik. Außerschulisches Lernen in Physik und Chemie, Münster/Hamburg/London 2003, S. 13–22.
- 9 Doris Bachmann-Medick, Cultural Turns. Version 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 17.06.2019: https://docupedia.de/zg/Bachmann-Medick_cultural_turns_v2_de_2019 (1.12.2021).
- 10 Arthur Asa Berger, What Objects Mean. An Introduction to Material Culture, Walnut Creek 2009.
- 11 Dirk van Laak, Infrastrukturen. Anthropolo-gische und alltagsgeschichtliche Perspektive, in: Gudrun M. König (Hg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur, Tübingen 2005, S. 81–91.
- 12 Hermann Bausinger, Ding und Bedeutung, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LVIII (2004), S. 193–209.
- 13 Andreas Ludwig, Materielle Kultur, Version 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 1.10.2020, pdf S. 6: http://docupedia.de/zg/Ludwig_materielle_kultur_v2_de_2020 (30.11.2021).
- 14 Anke te Heesen, Theorien des Museums, Hamburg 2012; Thomas Thiemeyer, Das Depot als Versprechen, Köln 2018.
- 15 Lioba Keller-Drescher/Eckhard Kluth (Hg.), Transferzonen. Universität, Sammlung, Öffentlichkeit, Münster 2021.
- 16 Peter N. Miller, History and Its Objects. Antiquarianism and Material Culture since 1500, Ithaca/London 2017.
- 17 Lisa Regazzoni (Hg.), Schriftlose Vergangen-heiten. Geschichtsschreibung an ihrer Grenze – von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Berlin/Boston 2019.
- 18 #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Bewahren, Erforschen, Ausstellen (Wittmann).
- 19 Karin Knorr-Cetina, Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissen-sformen, Frankfurt am Main 2002.
- 20 Fiona Cameron/Sarah Mengler, Complexity, Transdisciplinarity and Museum Collections Documentation: Emergent Metaphors for a Complex World, in: Journal of Material Culture 14 (2009), S. 189–218.
- 21 Schulze, Wie die Dinge sprechen lernten, S. 21–22.
- 22 Gudrun M. König, Sammlungen und das kultur-historische Präparat, in: Markus Hilgert/Henrike Simon/Kerstin P. Hofmann (Hg.), Objektepistemologien. Zur Vermessung eines transdisziplinären Forschungsraums, Berlin 2018, S. 89–105.
- 23 Bénédicte Savoy, Die Provenienz der Kultur, Berlin 2018, S. 53.
- 24 Andreas Reckwitz, Der Ort des Materiellen in den Kulturtheorien. Von sozialen Strukturen zu Artefakten, in: Ders., Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie, Bielefeld 2008, S. 131–156, S. 131.
- 25 Volker Harms, Materielle Kultur, materialisierte Kultur oder soziotechnische Systeme?, in: Zeitschrift für Ethnologie 118 (1993), S. 163–169.
- 26 Thomas J. Schlereth (Hg.), Material Culture. A Research Guide, Lawrence 1985, S. 3.
- 27 Ann-Sophie Lehmann, Objektstunden. Vom Materialwissen zur Materialbildung, in: Herbert Kalthoff/Torsten Cress/Tobias Röhl (Hg.), Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften, Paderborn 2016, S. 171–194, S. 173 f.
- 28 Mieke Bal, Kulturanalyse, Frankfurt am Main 2006, S. 18.
- 29 Mieke Bal, Crossroad Theory and Travelling Concepts. From Cultural Studies to Cultural Analysis, in: Jan Baetens/José Lambert (Hg.), The Future of Cultural Studies. Essays in Honour of Joris Vlasselaers, Leuven 2000, S. 3–21, S. 9.
- 30 Gudrun M. König/Zuzanna Papierz, Plädoyer für eine qualitative Dinganalyse, in: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.), Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, Berlin 2013, S. 283–307.
- 31 Thomas Schnalke, Stumme Gesänge. Zur Geschichte einer Sirene im Berliner Medizin-historischen Museum, in: Bernhard J. Dotzler/Henning Schmidgen (Hg.), Parasiten und Sirenen. Zwischenräume als Orte der mate-riellen Wissensproduktion, Bielefeld 2008, S. 179–194, S. 194.
- 32 Ausführlicher dazu: Gudrun M. König, Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur, in: Karin Priem/Gudrun M. König/Rita Casale (Hg.), Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte. 58. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, August 2012, S. 14–31; Gudrun M. König, Wie Dinge zu deuten sind, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (2013), S. 23–33. Siehe auch: #Kultur@Stadt_Bauten_Ruhr, #Essay Das Buch (Rüther/Welzel).
- 33 Bal, Crossroad Theory and Travelling Concepts, S. 18.
- 34 Reinhart Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Ders. (Hg.), Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, S. 176–206, S. 206.
- 35 Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit.
- 36 Jan Keupp, Die Gegenstandslosigkeit des Materiellen. Was den material turn zum Abtörner macht, in: Gemeinschaftsblog Mittel-alter. Interdisziplinäre Forschung und Rezep-tionsgeschichte, 26.6.2017: <http://mittelalter.hypotheses.org/10617> (15.11.2021).
- 37 Martin Knoll, Nil sub sole novum oder neue Bodenhaftung? Der material turn und die Geschichtswissenschaft, in: Neue Politische Literatur 59 (2014), H. 1, S. 191–207.
- 38 Frank Trentmann, Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute, München 2019, S. 30.
- 39 Bill Brown, Thing Theory, in: Critical Inquiry 28 (2001), S. 1–17, S. 13.
- 40 Knoll, Nil sub sole novum oder neue Boden-haftung?, S. 192.
- 41 Brown, Thing Theory, S. 13.
- 42 Keupp, Die Gegenstandslosigkeit des Materiellen, S. 2.
- 43 Michael Yonan, Toward a Fusion of Art History and Material Culture Studies, in: West 68th. A Journal of Decorative Arts, Design History, and Material Culture 18 (2011), H. 2, S. 232–248.
- 44 Keupp, Die Gegenstandslosigkeit des Materiellen, S. 10.

IMPRESSUM

416 Eine Publikation aus der Schriftenreihe
des Baukunstarchivs NRW

Herausgeber/-in

Hans-Jürgen Lehtreck,
Wolfgang Sonne, Barbara Welzel

unter Mitarbeit von

Anna Kloke, Sonja Pizonka,
Christin Ruppio, Christos Stremmenos

Autorinnen und Autoren

Alexandra Apfelbaum, Stefan Berger,
Sonja Hnilica, Michael Imberg, Markus
Jäger, Judith Klein, Anna Kloke, Gud-
run M. König, Joachim Kreische, Hans-
Jürgen Lehtreck, Sonja Pizonka, Det-
lef Podehl, Christin Ruppio, Michael
Schwarz, Wolfgang Sonne, Christos
Stremmenos, Barbara Welzel

Foto-Essay

Lukas Höhler

Grafische Gestaltung

Judith Anna Rüter

Schrift

Konsole von Elena Schneider

Gesamtherstellung

Druckerei Kettler, Bönen

Erschienen im

Verlag Kettler, Dortmund
www.verlag-kettler.de

ISBN

978-3-98741-001-7

© 2022 Baukunstarchiv NRW gGmbH,
Verlag Kettler

Abbildungen

© Alle Abbildungen, sofern nicht
anders vermerkt,
Baukunstarchiv NRW gGmbH,
Fotografien von Detlef Podehl,
TU Dortmund

Abbildung Titel

Bibliothek der Ruhr-Universität
Bochum, Bruno Lambert, 1970–1974,
Ansicht von Westen, Lichtpause mit
Filzstift, 117 × 62 cm, undatiert,
Baukunstarchiv NRW



BAUKUNSTARCHIV
NRW

Museum Folkwang



Kompetenzfeld
Metropolenforschung



gefördert von

Bundesministerium
für Bildung
und Forschung